C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Neunzehnter Band.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1839.

136045146
Staatl. Bibliothek Passau

Poetische Werke

von

C. M. Wieland.

Bibliothek
der Philos.-theol.
Hochschule
Passau

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1839.

Inhalt.

	Seite
Nachlaß des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift	I
Die Republik des Diogenes. An Xeniades	117
Das Hexameron von Rosenhain	149
Narcissus und Narcissa	162
Daphnidion. Ein milesisches Mährchen	207
Die Entzauberung	230
Die Novelle ohne Titel	258
Freundschaft und Liebe auf der Probe	287
Die Liebe ohne Leidenschaft	330
Anmerkungen	353

Nachlaß

des

Diogenes von Sinope.

Aus einer alten Handschrift.

Vorbericht des Herausgebers.

Geschrieben im Jahre 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewissen Abtei B***** Ordens in S** Bekanntschaft zu machen, welche, Dank sey dem Genius des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der sie dotirt, und dem ökonomischen Geiste, der sie bisher verwaltet hat, reich genug ist, siebzig bis achtzig wohl genährte Erdensöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang und in tiefer Sorglosigkeit über Alles, was außerhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten.

Vermöge einer wohl hergebrachten Gewohnheit hat das Kloster einen Bücherschatz, welcher sich mehr durch Weitläufigkeit, als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchstens nur eine gewisse Art von Kanonisten, Asceten und Ordensgeschichtschreibern angeschafft. Von allen andern, besonders von den Werken des Genies

ist die Rede nicht. Diesen letztern wird der Zutritt gar nicht gestattet: und, wofern sich eines derselben durch irgend einen unglücklichen Zufall in so heterogene Gesellschaft verirren sollte, so hat der Pater Bibliothekar nichts Angelegners, als es sogleich in einen besondern Schrank, der allen seines gleichen zum Gefängniß bestimmt ist, einzuschließen und zu mehrerer Sicherheit in Ketten schmieden zu lassen. Zum Gebrauch, den diese würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben sie auch in der That keine gute Bücher und, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund ist, warum die Vermehrung derselben in ihren Augen unter die überflüssigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlassen will, dem Kloster ersparen muß. In der That vermuthe ich, daß bloß eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Besitze zu stören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daß sie sich, wenn sie daraus vertrieben würden, ihres Schadens auf eine unsern guten Mönchen weniger gleichgültige Art erholen möchten, der Beweggrund ist, warum man die so genannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man sie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlassen sucht.

Dem sey, wie ihm wolle, das unbegreifliche Schicksal wollte, daß ich in dieser nämlichen Bibliothek etwas

fand, was ich am wenigsten da gesucht hätte, und was in der That so außerordentlich scheint, daß ich besorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wissensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich sagen, daß er dem Ansehen nach kaum dreißig Jahre haben mochte. Meine Freude über diesen Fund war, wie billig, außerordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freunde, und ich fand, daß der wackere Pater das Recht, seine Gefangenen, so oft er wollte, von ihren Ketten los zu schließen und sich mit ihnen in seinen Nebenstunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wußte. Er war noch nicht, was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an, in seinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bei einem zweiten Besuch im Kloster einen beträchtlichen Theil desselben schon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Obern, was sie auch sonst seyn mochten, waren doch nicht so dumm, daß sie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben sollten, was diesen Mann in meinen profanen Augen schätzbar machte. Man erschrak darüber. Seit sieben oder acht Jahrhunderten hatte sich der Fall nicht ein einziges Mal begeben, daß ein Mönch dieses Klosters hätte klüger seyn wollen, als seine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine solche Neuerung

haben! Man übersah sie beim ersten Blick, man erschrak davor und glaubte nicht schnell genug eilen zu können, einem so großen Uebel vorzubauen. Mit einem Worte, der ehrliche ** wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeister wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beste, dümmste und mit sich selbst und ihrer Dummheit vergnügteste Seele von der Welt. Außer seinem Brevier und Marx Rumpels Kochbuche hatte er in seinem Leben nichts gelesen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die sich mit dem unnützen Bücherlesen die Augen verderben mögen. Weil man doch von Allem gern eine Ursache angibt, so half er sich damit, daß er behauptete, die Wissensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherlesen sey weder mehr noch weniger, als einer von den subtilen Fallstricken, wodurch der leidige Satan die Seelen in seine Gewalt zu ziehen suche. Unwissenheit war, seiner Meinung nach, der wahre Stand jener seligen Einfalt und Armuth an Geiste, welchen die herrlichste Belohnung in jener Welt versprochen ist; und er pflegte zu sagen, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte; kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchsuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieser war, anzutreffen.

Meine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, machte, daß ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar eben so gut bekannt war, als mit seinem Vorfahrer. Ich schmählte auf den Febronius und lobte das alberne Buch des Herrn von ***; mehr brauchte es nicht, mich bei ihm in die beste Meinung von der Welt zu setzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere Absicht, ohne welche ich vielleicht so gefällig nicht gewesen wäre. Es standen ein paar Schränke voll Handschriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke seyn sollten. Ich konnte mir vorstellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch sehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geschöpf war, so gefällig, daß er mir seine Schränke aufschloß. Ich fand, was ich mir eingebildet hatte, schön geschriebene Gebetbücher, Legenden, magre Chroniken von Erschaffung der Welt an, Quaestiones metaphysicales de principio individuationis, de formalitatibus, etc. Commentarios in libros sententiarum, in parva Naturalia Aristotelis, Abbreviationes Decretorum und hundert andre dergleichen Leckerbissen, welche mich nicht sehr lüstern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff, alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Aussehen eines dünnen Codex in Quartformat oder vielmehr der nämliche

Instinct, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine beinahe bloß maschinenmäßige Art antrieb, ihn hervor zu ziehen, um zu sehen, was es seyn möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Name Diogenes und einige andre, die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich, ungeachtet des schlechten Lateins, aufmerksam. Ich überlas eines oder zwei von den kleinsten Capiteln und war nun vollkommen überzeugt, daß ich vermuthlich auf die beste unter allen diesen Handschriften gestoßen sey.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeister dieses literarischen Gefängnisses nicht merken zu lassen, wie wichtig mir dieser Fund war, so kostete mir es wenig Mühe, die Erlaubniß von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchlesen mitzunehmen. Und nun weiß der geneigte Leser so gut als ich selbst, wie ich zu der alten Handschrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Uebersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift, ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreizehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damaligen kaiserlichen Cabinet ablehnte: Sie sind alt genug: denn, soviel ich weiß, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen. So viel getraue ich mir zu behaupten,

daß sie wenigstens nicht viel jünger ist, als einige Uebersetzungen von Aristotelischen Büchern aus dem Arabischen. Denn, soviel ich aus dem noch übrigen Bruchstücke der Vorrede ersehen konnte, gibt der Verfasser vor, dieses Werkchen aus einer arabischen Handschrift, die er in der Bibliothek zu Fetz gefunden und abgeschrieben habe, in so gutes Latein, als man damals zu Salamanca zu lernen pflegte, gedolmetschet zu haben.

Da ich fand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Handschrift aus Gesprächen des Diogenes mit sich selbst und mit Andern bestehe, so erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laertius, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter Anderm auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun brauchte ich nichts weiter, als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß diese Dialogen ohne Zweifel unter den griechischen Handschriften gewesen seyen, welche der berühmte Khalif Al-Mamon zu Bagdad mit großen Kosten zusammen suchen und ins Arabische übersetzen ließ; daß ein Exemplar dieser arabischen Uebersetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen sey, welche unter der Regierung des maurischen Sultans Al-Mansur errichtet worden seyn soll; und daß dieses Exemplar vielleicht das nämliche gewesen, aus welchem mein Ungenannter seine Uebersetzung verfertiget habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertationen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollte es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige seyn, der von dem Charakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nämlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laertius und dem Athenäus zufolge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der ironische Sokrates von dem zügellosen Aristophanes, der Harlekin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters und ein launiger, aber feiner und wohl gesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Compilator der Lebensbeschreibungen der Philosophen und dem waschhaften Grammatiker, der in seinem Gelehrten-Gastmahle den alten Weisen so viele ungereimte Geschichtchen anheftet, zu glauben wäre, so müßte Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigste, tolleste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen seyn, der jemals die menschliche Gestalt verunziert hätte; und es wäre solchen Falls nichts

unbegreiflicher, als wie eben dieser hündische Mensch so vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte sagen und thun können, und woher die Hochachtung gekommen seyn sollte, welche selbst die Weisesten unter ihnen für ihn geheget haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häßliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaßt haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genüget hier, dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich größere Gewicht zweier weiser Männer des griechischen Alterthums entgegen zu setzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Kappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dieß ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet und in der That der Xenophon dieses zweiten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab: Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zwei und

zwanzigste und vier und zwanzigste Capitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein großes und sogar liebenswürdiges Bild er von unserm Philosophen macht. Sie werden finden, daß er in dem ersten der angezogenen Capitel — worin er von dem echten Cynismus handelt, und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertiget — an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen gibt, daß Diogenes ein solcher Mann gewesen sey, wie er den wahren Cyniker schildert; — und daß er in andern, wo er sich über den eigenen Charakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freimüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt, durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaß, bei aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung bemächtigt. Und, gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daß ihn Arrian nur von der schönen Seite gemalt hätte, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß er in dem wirklichen historischen Charakter des Diogenes den Grund dazu gefunden haben mußte; denn man wählt keinen Thersites zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann malen will.

Die zweite Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegen stelle, ist der Philosoph Demonax,

dessen Charakter uns Lucian (ein sehr glaubwürdiger Mann, wenn er Gutes von Jemand sagt, denn das begegnet ihm selten genug) in einer eigenen Abhandlung mit xenophontischem Geist und plutarchischer Naivetät geschildert hat. Wenn dieser weise Mann gleich kein Sectenstifter noch ein großer Verehrer metaphysischer Speculationen war, so wird doch Niemand, der gelesen hat, was uns Lucian von ihm erzählt, in Abrede seyn, daß er das günstige Urtheil verdiene, das dieser scharfe und mißtrauische Beurtheiler des moralischen Werths der menschlichen Dinge von ihm fällt. Ist aber das Ansehen dieses Demonax festgesetzt, so muß auch sein Urtheil von Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Mährchen und Gassenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abschätzige Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet ist. Lucian führet etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweisen. Wir begnügen uns, zwei davon abzuschreiben. Die Rede war einst von den alten Philosophen, und welcher unter ihnen am meisten Hochachtung verdiene. Ich, meines Orts, sagte Demonax, ich verehre den Sokrates, bewundere den Diogenes und liebe den Aristippus. Und, da man ihm zu Olympia eine Bildsäule aufrichten lassen wollte, lehnte er diese Ehre aus dem Grunde ab: „damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildsäulen gesetzt zu haben."

Wenn gegen solche Zeugnisse noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne doch, ohne die ganze Autorität des Alterthums wider sich zu haben, nicht leugnen, daß Diogenes überhaupt unter seinen Zeitgenossen in schlechtem Ansehen gestanden und vielmehr für einen närrischen Sonderling, als für einen weisen Mann gehalten worden sey; so können wir dieses zugeben, ohne daß er das Geringste von der Achtung verlieren soll, die uns das günstige Urtheil der kleinern Zahl für ihn gegeben hat. Was für einen Begriff müßten wir uns von Sokrates selbst machen, wenn wir ihn nach demjenigen, den Aristophanes in seinen Wolken auf die Schaubühne brachte, oder nach der Anklage des Anytus und nach dem Endurtheil seiner Richter beurtheilen wollten? Man müßte wenig Kenntniß der Welt haben, wenn man nicht wüßte, daß etliche wenige Züge von Sonderbarkeit und Abweichung von den gewöhnlichen Formen des sittlichen Betragens hinlänglich sind, den vortrefflichsten Mann in ein falsches Licht zu stellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jakob Rousseau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb so sonderbar ist, als er scheint) ein Beispiel, welches diesen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufsätzen werden wir den Diogenes selbst über diesen Gegenstand an mehr als einem Orte so gut raisonniren hören, daß schwerlich Jemanden, der sich nicht zum Gesetz gemacht hat, nur seine eigene

Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bei Allem dem gestehe ich doch gern, daß der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu seyn scheint: es sey nun, daß ihn der lateinische Uebersetzer wirklich aus dem arabischen, und der arabische aus einem griechischen Original gedolmetschet habe, oder daß einer von den vorgeblichen Uebersetzern selbst der Urheber dieses Werkchens sey. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und, um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daß auch ich, eben sowohl als die beiden Uebersetzer, meine Vorgänger, vielleicht eben so viel aus Nothwendigkeit, als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe beinahe das nämliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß der erste arabische Uebersetzer, gesetzt auch, daß er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser

sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheißen haben: **Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas.** Ich denke, es sey dem lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu sagen, seiner Schreibart nach muß er ein armer Stümper gewesen seyn; ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität (wie Salamanca damals war), in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Uebersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daß da vermuthlich ein feiner Gedanke oder eine glückliche Wendung oder irgend eine andere seines gleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen seyn müsse; an vielen Stellen ist er sogar unverständlich, ohne sich das Mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt, daß er Leser haben würde oder, (wie ein ehemaliger französischer Uebersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde und nicht für das Publicum — schlecht übersetzt. Dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich der Welt das elendeste Geschenk, das sich denken läßt, gemacht haben würde, wenn ich mich durch

die Ehre, der Herausgeber einer alten lateinischen Handschrift zu seyn, hätte verleiten lassen, die seinige, so wie sie war, abdrucken zu lassen.

Ich gab mir also, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuschmelzen und, nach meinem besten Können und Wissen, so deutsch reden zu lassen, wie ich mir einbildete, daß ihn wenigstens ein erträglicher griechischer Sophist aus Alciphrons Zeiten möchte haben griechisch reden lassen.

Zusatz.

Dieses kleine Werk erschien im Jahre 1770 zum ersten Male unter dem Titel Dialogen des Diogenes. Man hat das Wort Dialogen hauptsächlich deßwegen unschicklich gefunden, weil die eigentlichen Gespräche nur den wenigsten Theil des Ganzen ausmachen; als welches meistens aus zufälligen Träumereien, Selbstgesprächen, Anekdoten, dialogisirten Erzählungen und Aufsätzen, worin Diogenes bloß aus Manier oder Laune abwesende oder eingebildete Personen apostrophirt, zusammengesetzt ist. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts Erhebliches entgegen zu setzen hatte, fand also für gut, bei

gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten lateinischen Handschrift, **Diogenis Sinopensis Reliqua**, beizubehalten; ein Titel, wozu dieses Werkchen ein desto grö eres Recht hat, weil in der That (da die unechten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden sind, nicht in Betrachtung kommen) außer demselben sonst nichts von diesem berühmten Cyniker übrig ist.

Der ehemalige griechische Titel Σωκρατης μαινομενος (Socrates delirans, ein aberwitzig gewordener Sokrates) ist aus dem zweifachen Grunde weggeblieben, erstlich, weil er griechisch ist, und dann, weil dieser halb ehrenvolle, halb spöttische Spitzname, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben soll, auf den Diogenes, der sich uns in diesen Blättern darstellt, ganz und gar nicht zu passen scheint. Dieser ist zwar ein Sonderling, aber ein so gutherziger, frohsinniger und (mit Erlaubniß zu sagen) so vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag; und gewiß, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas Besseres zu seyn wünschen, als ein solcher Diogenes.

1.

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereien — meine Thorheiten, eure Thorheiten und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das Erste seyn, was ich euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden oder Häute oder Palmblätter hätten! — und in Ermanglung deren möcht' es weißes Blech, Marmor, Elfenbein oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehemals zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war, dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicher Weise hab' ich von allen diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder, noch Griffel, noch irgend ein andres Werkzeug dazu habe, als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ich's, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben wäre wohl das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand schreiben? — Es ging' an; ich kenne zwei bis drei hundert junge und alte Schriftsteller (nichts von einigen Tausenden zu sagen, die ich nicht kenne), denen ich, weil sie doch nun einmal schreiben wollen — oder schreiben müssen — diese Methode bestens empfohlen haben wollte. Allein sie hat bei Allem dem ihre Unbequemlichkeiten. —

Dummkopf! daß ich mich nur einen Augenblick besinne, eh ich sehe, daß meine Tonne geräumig genug ist, eine ganze Iliade zu fassen, insofern ich klein genug schreiben könnte. An meine Tonne will ich schreiben! — Ihre Seitenwände sind ohnehin so nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Malereien; — in der That gar zu kahl. — Bin ich nicht so gut, als der Wurm, aus dessen gesponnenem Schleime man diese Gewebe macht, womit unsre neuen Argonauten ihre Säle behängen? — Der Wurm spinnt sich sein Haus selbst; ich beneide ihn darum; das ist mehr, als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eigenen Hirngespinnsten tapezieren, und das will ich, wenigstens solange dieses Stückchen Kreide dauert.

In der That, es sollte mich verdrießen, wenn unter allen zweibeinigen Thieren ohne Federn auf diesem Erdenrund oder Erdenei oder Erdenteller — was es ist, mögen die Herren ausmachen, die sonst nichts zu thun haben und nicht müßig seyn können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfnisse hätte, als ich.

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben oder, wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man

schlechterdings haben muß und sich so wenig damit zu thun zu machen, als nur immer möglich ist. Anfangs, insofern ihr nicht dazu geboren seyd, kostet's einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat, reich zu sterben? Wie viel Mühe gibt sich der Thor Phädrias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostet's einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? Oder einem andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die so nahe als möglich an die göttliche reicht.

Denn, daß die seligen Götter es darum seyen, weil sie nichts zu thun haben, als sich ewig mit Ambrosia zu füllen, ewig in Nektar zu berauschen und den Weihrauch in die Nase zu ziehn, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Priester — wie ich. Sie sind selig, weil sie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünschen, Alles in sich selbst finden; — und so bin ich's auch, soviel es ein armer Schelm von einem Erdensohne seyn kann, der Brod oder Wurzeln haben muß, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigstens ein Faß, um sich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen seiner Gattung, wenn er Menschen pflanzen will.

Bei Allem dem bin ich zufrieden, es so weit gebracht zu haben, daß ich gegen Hunger und Durst nur Wurzeln, gegen die Blöße nur einen Mantel von Sackleinwand, gegen Wind und Wetter nur mein Faß nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören eure ernsthaften Leute nicht gern sprechen, und ein weiser Mann denkt so wenig daran, als er kann; — und muß er daran denken, nun, so hat unsere gute Mutter Natur auch dafür Rath geschafft; wie ich euch mit einem hübschen Beispielchen beweisen könnte, wenn ich nicht besorgte, ihr möchtet — eifersüchtig werden.

2.

Wenn sich Jemand in den Kopf setzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weise zu werden — als, zum Beispiele, sein Glück dadurch zu machen oder sich bei der Welt in Achtung zu setzen oder sich ihrem Tadel zu entziehen, — so wollte ich ihm unmaßgeblich gerathen haben, sich hinzusetzen und es bleiben zu lassen. Denn ich will meine Tasche und meinen Stecken, das ist, mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (insofern ihr kein Pythagoräer seyd) setzen, daß ihr eure Mühe dabei auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben; und dann müßte mich Alles betrügen, oder ihr werdet diese Ehre eurem Gelde oder eurem Stande oder eurem Amte oder eurer Frau oder eurer Schwester oder eurer guten Miene oder eurer Kunst zu singen, zu tanzen,

die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem Andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben: — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunst, wirklich zu Weisheit, so wird sich's die Welt nicht ausreden lassen, euch für eine Art von Narren zu halten; welchen Falls ihr wohl thun werdet, es (wofern ihr könnet) wie Diogenes zu machen — nämlich, gerade weil Diogenes weise ist, so ist Diogenes kein Narr und bekümmert sich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er euren Beifall suchte, er, der euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gastmähler zu geben, keine persischen Weine und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müßte er eure Handmühlen drehen oder in euern Bergwerken graben oder eure Nymphen ins Gehäge treiben oder eure Verdauung durch seine Schwänke befördern; und, mit eurer Erlaubniß, von Allem diesem, und was dem ähnlich ist, findet er für gut, sich selbst zu dispensiren, weil er das Mittel ausgefunden hat, eures Beifalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es schon eine andere Beschaffenheit. Auch ohne eben schön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byssus gekleidet zu seyn oder nach Lavendel zu riechen oder einen frisirten Kopf oder überall einen Kopf (insofern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, gibt es — Dank sey eurer Gutherzigkeit, ihr angenehme Geschöpfe! — ein unfehlbares Mittel, euren Beifall zu verdienen, und — kurz, wir verstehen einander, denke ich:

und wenn jemals meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen eure gute Meinung entziehen zu wollen; so hoffe ich, es werden immer noch einige unter euch edelmüthig genug seyn, mich in ihren Schutz zu nehmen und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daß Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sey.

3.

Uebrigens, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megära, Sicyon u. s. w. — und ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir euch zu sagen, daß ich die Ehre, von einem Stamme mit euch Allen zu seyn, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigsten Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu euren Diensten seyn können, so gestehe ich offenherzig, daß ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich euch, ohne ein Oedip zu seyn, hätte vorher sagen können: „daß es euch hinten nach gereuete, so gehandelt zu haben;" — und daraus schloß ich schlechtweg: „ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen."

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich euch gelegenheitlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube, daß ihr auf einmal tragen könnet.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurück zu gehen, kann ich nicht umhin,

den Einfältigen zum Besten zu erinnern: daß — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth und vielleicht auch in der Stadt selbst sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm seyn könnte. Denn ich merke wohl, daß sie bei dieser kleinen Kurzweil eine große Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft oder in Verspottung derselben ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genießen dabei des Vortheils, den derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davon zu tragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunruhigen zu wollen: so soll Alles, was ich bis zu Nro. 4 sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer dießfallsigen Zuständigkeiten und bloß zum Besten derjenigen gesagt seyn, welche mich gerne kennen möchten und die Gelegenheit nicht haben, deßwegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daß ich vor vielen Jahren ausdrücklich darauf studirt habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte, als möglich wäre.“

Ich fand, „daß dieß unter gewissen Bedingungen ganz wohl angehe," und, „daß diese Bedingungen in meiner Gewalt lägen."

Ich bedachte mich also nicht lange. Meine Theorie war nicht so bald gefunden, als ich that, was die wenigsten von euren Sittenlehrern thun. Ich fing an, sie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren so weit, daß ich, wie ihr sehet, sehr bequem in einer Tonne wohne, von Bohnen und Wurzeln Mahlzeit halte und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächsten Brunnen schöpfe.

Dafür aber genieße ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig, euch zu betrügen, und bin sicher, daß ihr mich eben so wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von euch, ich fordre nichts von euch, ich besorge nichts von euch. — Denn was für ein armer Teufel müßte der seyn, der mir meinen Stecken und meine Tasche voll Bohnen und Brodkrumen stehlen wollte! Sollte sich, wider Vermuthen, Jemand hervorthun, der arm genug wäre, in eine solche Versuchung zu fallen, so bin ich bereit, ihm beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächsten Walde wieder einen Stecken finden und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andre Tasche machen, so ist der Abgang ersetzt. — Kurz, ich sehe nicht, warum wir nicht die besten Freunde seyn sollten. Wornach ihr immer streben möget, findet ihr den Diogenes nie in eurem Wege. Bewerbt euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine

Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau oder einer reichen Matrone oder einer Dame, die euch für eine Hand voll Drachmen thut, was Platons Penia dem schlafenden Plutus, — bewerbt euch um die Gunst eines Satrapen oder eines Königs oder einer Königin oder um eine Krone selbst oder gar um einen Platz unter den Göttern — (ihr wißt, daß auch der zu kaufen ist) — kurz, bewerbt euch, warum ihr wollt, Diogenes wird niemals euer Nebenbuhler seyn. Diogenes ist der unschädlichste, unbedeutendste Mensch von der Welt, — ausgenommen, daß er euch bei Gelegenheit die Wahrheit sagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu eurem Vergnügen beiträgt, so dächte ich doch, er verdiente immer, daß ihr ihm Luft und Sonnenschein unentgeltlich angedeihen ließet und erlaubtet, sich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht sein Großvater gepflanzt hat.

4.

Sagte ich euch nicht vorhin, daß Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — dessen Narrheiten ich übrigens nicht besser zu machen begehre, als sie sind — nicht ganz so närrisch sey, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen seiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Mensch affectirt, ein Sonderling zu seyn," sprechen sie: — und Sie, meine Herren und Frauen, affectiren, ehrlich und tugendhaft zu seyn.

„Er hat seinen hölzernen Becher weggeworfen, da er einen Bettler sah, der aus der hohlen Hand trank." — Dieser Zug

ist, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig verzeichnet. Der Becher mußte weggeworfen werden, weil er einen Leck bekommen hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, so sah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiser Mann findet immer Gelegenheit, etwas zu lernen; und ich versichre Ihnen, Madame, daß ich von Ihrem Schoßhündchen die ganze Philosophie des Aristipp gelernt habe.

Aber, gesetzt, ich hätte den Becher weggeworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldnen Becher trinkt, weil er den unschuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann seyn, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte, wie ich.

„Diogenes ist ein Misogyn.“ — Ha, ha, ha —

„Er nimmt sich heraus, allen Leuten zu sagen, was sie nicht gern hören.“ — Ist es meine Schuld, wenn sie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Fasse.“ — Es ist, wie Sie sehen, eine Tonne und für einen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Gesetzt nun, daß ich eine Probe hätte machen wollen, daß im Nothfall auch die engste Wohnung für einen ehrlichen Mann groß genug ist? — Ich weiß es, guter Xeniades, daß, wenn mich jemals Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen sollte, Diogenes unter deinem freundschaftlichen gastfreien Dache sein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, sey, in diesen heitern Sommertagen, der grüne Rasen mein Faulbettchen, mit weichem Gras und Blumen

gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein: der umwölbende Himmel ist meine Decke; und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt, wie er.

„Aber, was für eine Grille, sagen sie, die Wände eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen?" — Gut! Es soll eine Grille seyn: haben Sie etwa keine Grillen? Oder sind meine Grillen nicht eben so gut, weil sie die meinigen, als Ihre Grillen, weil sie die Ihrigen sind?

Indessen sehen Sie hier diese Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde. So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen, wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts Besseres aufopfern muß. Der gute Xeniades, dem sie zugehört, glaubt, daß sie desto besser seyn werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurück gebe. — Du sollst deinen Willen haben, guter Xeniades.

5.

Sie lag, ein wenig zurück gebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schoßhündchen.

Gegenüber saß ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beim Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschließen, wenn man sich nicht stark

genug fühle, einer schönen Versuchung mit offnen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schließen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm (zum Unglück) ein kleiner Fuß in die Augen, wie man sich den Fuß einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war nichts für — euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schoßhund, dann wieder den Fußteppich; aber der schöne kleine Fuß hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach, mit stotternder Stimme, von allem Andern — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schoßhund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegen über hing) — die Hälfte eines sehr weißen und sehr reizend geründeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schoße, schmiegte sein rechtes Vorderpfötchen an den schönen Busen an und sah mit halb offnem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küßte

das Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler und steckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Mensch hatte keine Kraft mehr, auf den Boden zu sehen, und — ich schlich mich fort.

Unterwegs sah ich Aristippen, mit Rosen bekränzt und ganz Arabien um sich her düftend, von einem Gastmahle des reichen Klinias wohl bezecht zurückkehren. Er schwamm in einem weiten seidenen Gewande, schimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionysen zu Syrakus gemacht hatte: ein kleiner Hof von muntern Jünglingen schwärmte um ihn her, und, wie Bacchus unter Faunen und Satyren, ging er in ihrer Mitte und lehrte sie — seine Weisheit.

Beim Anubis, dem Schutzgott aller Schoßhündchen! ich will meinen Stecken und meine Tasche verloren haben, wenn Aristipp seine Weisheit nicht von Danaens Schoßhunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Großen, liebkoset ihren Leidenschaften oder befördert ihre geheimen Wünsche, ohne zu thun, als ob ihr sie merket; — so werden sie euch den Mund mit Honigplätzchen füllen: das ist das ganze Geheimniß.

„Nichts mehr als das?" — Kein Jota!

6.

Glaubet mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Krösus, und wie ihr Alle heißet, — es ist

nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung, daß ich euch niemals werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht; ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer innern Ueberzeugung, welche sich nichts von mir einreden läßt, daß ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit, wie die eurige, zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schön gebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wollüstigen Geräthschaften der Ueppigkeit angefüllt; — eure Gärten gleichen den Gärten des Alcinous und der Hesperiden; — eure Säle dem Saal, wo Homers unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — eure Knaben sind schön wie Ganymed, eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — euer Leben ist ein immerwährendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugangbar; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält euch auf; euer Gold überwindet Alles.

Ein Sophist würde vielleicht viel gegen alle diese Vortheile einzuwenden haben — Aber von mir habt ihr keine Chicane zu besorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Straußermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich hasse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt," sagt Xenokrates: — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Phryne nicht so mißvergnügt von dir aufgestanden seyn. War Alcibiades nicht tapfer? Konnt'

er nicht, wenn es seyn mußte, eben so gut auf hartem Boden unter freiem Himmel schlafen, als im Schoße der schönen Nemea? Ließ er sich nicht die schwarze Suppe der Spartaner eben so gut schmecken, als die niedlichen Gerichte des üppigen Tissaphernes? Keine Einwürfe, ich bitte euch, die nur von einer Seite wahr sind, und die man mit tausend Beispielen widerlegen kann! — Gestehen wir die reine Wahrheit! Guter Wein aus Cypern schmeckt, insofern ihr nicht durstig seyd, besser als Brunnenwasser, die strengen Sittenlehrer mögen einwenden, was sie wollen; und eure Tänzerinnen aus Jonien oder eure Mädchen von Skio sind, mit Allem dem, ganz artige Geschöpfe. Eure Galerie mit den Gemälden der Zeuxis und Polygnotus, der Parrhasius und Apellen behangen, bezaubert ungelehrte Augen und befriedigt den verweilenden Kenner. — Solltet ihr denn nicht glücklich seyn? Sollten wir nicht Alle nach eurem Zustande streben? Der Genuß alles Schönen und Angenehmen sollte nicht glücklich machen?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel, — es ist, däucht mich, mehr als ein Zweifel — aber ich besorge, euch verdrießlich zu machen, wenn ich ihn sage. Er würde zu Erörterungen führen, und mein Zweck ist verfehlt, sobald ich euch lange Weile mache. — Ihr habt zu thun, wie ich sehe? — einen Besuch bei der schönen Philänion abzulegen oder bei der jungen Gemahlin des alten Strepsiades? — Ich will euch nicht aufhalten; ich lege mich indessen dort in den Schatten hin und träume was, bis ihr wiederkommt.

7.

Diesen Augenblick ertappe ich mich bei einer häßlichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit bist du noch entfernt, so weise zu seyn, als du närrisch aussiehest! — Ungeduldig darüber zu werden, daß du von einem Menschen, der dir Ehre anzuthun glaubt und nicht zu wissen schuldig ist, daß du eben träumen willst, in deinen Träumereien gestöret wirst! — Fi! das hättest du von einer langbeinigen Spinne, von einer Wespe oder Hornisse leiden müssen. — Ich will euch den ganzen Handel erzählen.

„Du bist müßig, Diogenes?“ sagte er.

Nach meiner Gewohnheit, antwortet' ich.

„So setze ich mich zu dir.“

Wenn du nichts Bessers zu thun hast.

„Auf der Welt nichts, — außer daß ich auf dem Markte seyn sollte. Die Sache des armen Lamon wird entschieden. Sein Vater war ein guter Freund unseres Hauses. Ich denke, er wird Mühe haben, seinen Feinden dießmal zu entwischen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir gestern vorgenommen, für ihn zu sprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt. — —“

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauses? — und der arme Lamon ist in Gefahr?

„Wie ich dir sagte, mein Kopf ist heute zu nichts gut. Wir schmauseten gestern beim Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philosophen, die sich erst zankten, hernach besoffen,

hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten Alles, was zu einer vollständigen Kurzweil gehört. —"

Das ist Alles ganz hübsch, wenn du willst — aber der arme Lamon!

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!"

Und eine schöne Frau vermuthlich?

„Sie kam gestern, mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwei Kinder, zwischen drei und fünf Jahren, bei sich — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füßen; sie sprach mit Hitze für ihren Mann: — Es ist unmöglich, daß er schuldig seyn kann; er ist der ehrlichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; gewiß, er kann nichts Unedles aus Vorsatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeit vor, da er so viele Feinde hätte. — Er habe sie bloß, weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sahen, schlangen ihre kleinen Arme um ihre Knie und fragten sie ängstlich: Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wieder geben? — Ich versichre dich, die Scene war rührend; ich hätte fünfzig Minen um einen guten Maler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemälde daraus gemacht hätte —"

Wirklich? — Konntest du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?

„Ich versichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich sagte ihr: Madame, ich will das Möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen, wie Sie sind? — Ich muß jetzt zu Klinias; er gibt diesen Abend ein Fest; aber ich will mich vor Mitternacht losreißen. Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Cabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das Meiste wird von Ihnen selbst abhängen. — Kannst du dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmal schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verließ sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr Alles sagte, was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. Kommt, meine Kinder, sagte sie, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte; der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch er uns verläßt, so können wir sterben. — Du siehst, daß ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen."

Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon! — O Chärea, Chärea — ist's möglich? —

„Du bist in der Laune zu moralisiren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, — wie ich dir sagte. Ich muß mich zerstreuen. — Willst du mit mir zur Thryallis gehen? — Mein Maler nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr. Es wird ein treffliches Stück werden!“

Ich danke für dießmal. — Der arme Lamon und seine schöne tugendhafte Frau mit den zwei lieblichen Kindern hat sich meiner so sehr bemächtiget, daß ich zu nichts Anderm gut bin. Dein Maler würde mir keinen Strich recht machen können und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea, gehe und überlaß mich meinen einsamen Gedanken!

Nein, ich will nicht denken; unsinnig müßt' ich werden, wenn ich in diesem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die sich eindrängen wollen.

Ihr wißt doch, daß dieser Chärea einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth ist?

8.

Wie schön diese Grasmücke zwitschert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfrischt, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieses Gebüsche legen und mich jedem Vergnügen überlassen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Lebens bestreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und versuchen? — Das will ich!

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Ansehen, keine Anhänger, Niemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist. — Ich bin hier fremd. — Lamons Sache betrifft sein Amt, das gemeine Wesen; — ich würde nicht einmal die Erlaubniß zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigstens als Fürsprecher für ihn reden? — Aber wir sind nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine so schöne Frau soll nicht umsonst die Füße eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

9.

Ich wußte noch nichts Eigentliches von Lamons Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein ließ. Unterwegs stieß ich auf einen seiner Richter, der mir sagte, warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedrungen, der auf Lamons Amt ein Auge hat. Er sollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen seyn. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweisen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte und dieses Geld zu den Geschäften der Republik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute seinem Freunde und wurde betrogen.

Das war sein ganzes Verbrechen. — Aber ihr hättet das Ungeheuer sehen sollen, das seine Ankläger daraus machten! Lamon antwortete ihnen mit der Erschrockenheit eines ehrlichen Mannes, der sein Schicksal in den Händen seiner Feinde sieht und weiß, daß sein Urtheil schon beschlossen ist,

eh' er noch zu reden anfängt. Er sprach wenig und übel. Laß mich für dich reden, Lamon, sagte ich und fing an.

Sie wollten Lärm machen, aber da half mir meine Brust; ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwei lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteilichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrückung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobsprüche und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemälde der schönen Frau und der zwei kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten ließ. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

Wie schön der Abend ist! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden, ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süß werden ihre Umarmungen seyn! — Ich genieße sie, ohne sie zu sehen.

Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? Chärea, Klinias, Midas, Sardanapalus, Krösus — oder ich?

10.

Gönnet mir, daß ich mich der Empfindung überlasse, die mich glücklich macht, — und überleset inzwischen die drei vorher gehenden Nummern noch einmal — wenn ihr wollt, — und so langsam oder flüchtig ihr wollt.

11.

Wirklich ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herab wölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiß ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien! rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indeß hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind sie fertig. Auf einmal rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemälde!

Wenn ihr es erst so lebhaft vor euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Phantasie ausgemalt, vor mir steht! Sie hat einen feinen warmen Pinsel, das versichr' ich euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für eure Reizungen

man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein Andrer gegeben habe, euer entbehren zu können; ohne daß ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervorschliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien, — ihr denkt, ich habe das Gemälde selbst erfunden, und das wundert euch. Ich will euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben, als ich bin. — Es ist eine bloße Copie.

Chärea hat das Original, von Apelles, den sie den Maler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Namen selbst zu geben, weil er fühlt, daß er's ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. Es ist götlich, rief der entzückte Chärea: ich muß es haben; ich lass' es keinem Könige. — Kennst du, Diogenes, das Myrthenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Saale, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich diese Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe.

Chärea kaufte das Gemälde um vier attische Talente.

Vier attische Talente! rief ich, um drei halb nackte Mädchen und drei oder vier kleine nackte Buben auf einem Stück Leinwand!

Aber siehe nur, wie schön sie sind! rief Chärea; — wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen charakteristischen Reize, jede durch sich selbst schön und dennoch durch eine Art von Wiederschein von ihrer Nachbarin verschönert!

Es ist wahr, Chärea — Aber ihr andere reiche Leute habt Unrecht, diese Künstler so theuer mit ihren Werken zu machen. Zehn Minen wären immer genug für einen Maler. Er soll auch das Vergnügen, das er unter einer so schönen Arbeit genießt, für etwas rechnen! Vier Talente, Chärea! für eine Augenlust, die in wenig Wochen ihren Reiz für dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hättest du mit dieser Summe machen können!

12.

Nach einiger Zeit kam ich auf ein großes Gut, das dieser Chärea am korinthischen Meere besitzt. Ich fand da einen seiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weißen Haaren, der traurig vor seiner Thür saß und sich die Augen auswischte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daß ich mich zu ihm setzen dürfte, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, Fremdling, sprach er, ich habe meine Tochter verloren! — Ein Kind von vierzehn Jahren, das beste, angegenehmste Mädchen, das jemals gewesen ist. Alle junge Leute in der Gegend sagten, daß sie einer Oreade gliche, wenn sie an Festtagen mit andern Mädchen ihres Alters im Reihen tanzte. Ich hatte meine Lust daran, sie tanzen zu sehen. — So war ihre Mutter ehemals gewesen! — Es war ein gutes Mädchen; häuslich, arbeitsam von der besten Mutter erzogen — ach! die ich jetzt glücklich preise, daß sie den grausamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muscheln suchte, um eine kleine Grotte

in unserm Garten auszuschmücken, worin ich in der Mittagshitze zu ruhen pflege.“ —

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemäldes. Aber seine Tochter hätte zehnmal weniger liebenswürdig seyn können, als er sie beschrieb, ohne daß ich weniger Antheil an seinem Schmerze genommen hätte.

Armer Vater! rief ich und wischte die Augen; aber war denn kein Mittel, Eure Tochter wieder zu bekommen? War's nicht möglich, sie los zu kaufen?

„Ach! antwortete er seufzend, ich versuchte Alles. Sie forderten zwei Talente. Das Mädchen ist schön, sagten sie; ein Satrape des großen Königs würde uns noch mehr für sie bezahlen. — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieser Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unsinnig. In dieser Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — Er ist unermeßlich reich, dacht' ich; deine Thränen, deine weißen Haare werden ihn erweichen. Wie oft gibt er zwei Talente aus, um sich eine vorüberrauschende Lust zu machen! Vielleicht bewegst du ihn, daß er eben so viel thut, sich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater sein Kind, die einzige Freude seines Alters, wieder zu schenken! — Ich warf mich zu seinen Füßen. Aber Alles war umsonst. — Ich hätte besser auf meine Tochter Acht geben sollen, sagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es sagte; und wie kalt er dabei aussah! Ich darf nicht daran denken!“

Der alte Mann weinte, da er's sprach; und ich — wenig fehlte, daß ich wie Ajax Oileus zu rasen angefangen hätte.

Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem Ersten, der jemals gemalt hatte, und allen Malern, seinen Nachfolgern, und allen Angehörigen der Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daß eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen, Gutes zu thun, unempfindlich macht. Die armen Leute! Sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Phantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit — haben so viel Forderungen zu machen, daß ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich euch eure Paläste, Gärten, Gemälde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, eure Gastmähler, Concerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papagaien gönnen, wenn es nur von mir abhinge, nicht daran zu denken, daß zehntausend arme Geschöpfe eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigungen des Wetters und der unfreundlichen Jahrszeit erwehren können, — weil ihr in marmornen Palästen wohnt; nicht haben, womit sie ihre Blöße decken, — weil eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern; nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil ihr in einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich haſſ' es, diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge, ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber was wollt' ich nicht thun, wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert

eurer Gattung — einen Einzigen zur Menschlichkeit zu bekehren!

13.

Ich bitte dich, Chärea, dich und alle deine Brüder, sagt mir nichts davon, daß ihr durch den Gebrauch, den ihr von euren Reichthümern macht, den Fleiß, die Künste, die Handlung unterhaltet und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie ihr sagt, das Leben des Staats bestehe.

„Tausende und Zehntausende, sagt ihr, leben dadurch, daß wir bauen, Gärten anlegen, ein großes Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben, u. s. w.“

Darüber ist kein Streit zwischen uns. Aber, wenn ihr euch ein Verdienst daraus machen wolltet, so könnten der Seidenwurm und die Purpurschnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichsten und wohlthätigsten Geschöpfe in der Welt zu seyn; denn wirklich leben etliche Millionen Menschen von der Arbeit, die ihnen diese beiden Arten von Gewürme verschaffen.

Nichts ist billiger, als daß ihr eure Reichthümer, ihr möget sie nun geerbt, erworben, erschlichen, erkuppelt, geraubt oder gefunden haben, zur Belohnung derjenigen anwendet, die für eure Trägheit, Eitelkeit und Ueppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es gibt Leute, die nun gerade nichts beitragen können, deine Sinne oder deine Phantasie

zu kitzeln, und die darum nicht minder Anspruch an deinen Ueberfluß haben. Der Unglückliche, dem du mit einem kleinen Theil davon die Ruhe wieder geben kannst, die sein thränenbenetztes Lager flieht; — die unschuldige Schönheit, welche du von der Schmach, einem Parrhasius zum Modell seiner leichtfertigen Täfelchen zu dienen, und von einem noch schimpflichern Mißbrauch ihrer Reizungen mit der Hälfte dessen, was dir ein solches Täfelchen kostet, befreien könntest; — der verlassene Waise, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederschlägt, und aus welchem deine Hülfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen großen Mann, einen Aristides, einen Sokrates, erziehen könnte; — haben diese alle kein Recht an deinen Ueberfluß?

Ihr Söhne des Glücks könnt sonst sehr fertig rechnen. Rechnet doch einmal, wie viel tausend Geschöpfe eurer Gattung darben müssen, damit einer von euch jährlich vierzig oder fünfzig Talente verzehren könne? Solltet ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haß von euch abzuwälzen, den der Anblick eurer Wollüste und Verschwendungen dem größten Theil eurer Mitbürger einflößen muß, der mit der sauersten Arbeit seinen Kindern kaum so viel Brod erwerben kann, als ihr täglich euren Hunden zur Suppe reichen laßt? —

Denkt ein wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

14.

Wie? es sollte also nicht auch schöne Seelen geben, wie es schöne Gesichter gibt, die der Kunst nichts schuldig und gerade darum nur desto schöner sind?

Ich widerlegte einstmals einen Sophisten, der die Bewegung aus der Welt hinaus demonstrirte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich euch auf die nämliche Art beweisen, daß es solche schöne Seelen gibt?

Ich werde euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaß geben; doch denkt davon, was ihr wollt; unsre Meinungen von einander können euch und mich nicht schlechter machen, als wir sind. Ueberdieß erkläre ich hiermit, daß ich mein Geschichtchen allein der schönen Psyche und ihres gleichen erzähle. Ich kann Niemanden verbieten zuzuhören; aber das versichre ich, daß ich keine Sylbe darum mehr noch weniger sagen werde und wenn mir der ganze hohe Rath der Amphiktyonen zuhörte.

Ich hielt mich ehemals (wie ihr wißt — oder auch nicht wißt) zu Athen auf, um vom Plato reden und vom Antisthenes leben zu lernen. Einsmals fügte sich's, daß ich Abends, zwischen Dämmerung und Nacht, ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herum schlenderte. Es war schon dunkel in der Halle, außer daß der stark erleuchtete Saal eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hülfe dieser schwachen Helle sah ich einen Schatten auf mich zuschleichen, der sich im Annähern in eine weibliche Gestalt, und diese in die liebliche Figur eines Mädchens von sechzehn Jahren ausbildete. Sie war so leicht bekleidet, daß einem Theil ihrer Füße und einem Busen, wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb; und

ihre langen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nack

Dieser Anblick setzte mich in einige Verwirrung; aber das war noch nichts. Das Mädchen breitete seine aufgestreiften Arme, deren Weiße aus der Dunkelheit hervor glänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus und sank mit dem Gesicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung stieg aufs Aeußerste.

Jedoch faßt' ich mich ohne langes Besinnen. Ich schlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte sie zugleich mit mir selbst um und führte sie gerades Weges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgsam ließ sie sich führen, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich setzte sie auf eine Art von Ruhebett, das, im Vorbeigehen zu sagen, nichts weniger als geschickt war, wollüstige Ideen zu begünstigen. Ich machte Licht; und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerksamkeit, die er zu verdienen schien.

Das Mädchen flößte mir — ich weiß nicht was ein, das mich weichherziger machte, als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemisch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungestört genießen könne, gab ich ihr, unter dem Vorwande, daß es kühl sey, eine Art von Mantel, womit sie ihren Busen und ihre Füße bedecken konnte.

Sie schien mich mit einiger Verwunderung anzusehen. Sie versuchte etwas zu sagen; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Ich nahm sie in meine Arme, küßte

sie, bat sie mit der sanftesten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir fassen. — Sie schien sich aus meinen Armen winden zu wollen, aber so schwach, daß ein Andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte in ihren halb erloschenen Augen die Merkmale einer schönen Seele zu sehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umstände, — und der schöne Busen, und was Vater Homer ihre Rosenarme und Silberfüße genannt haben würde, — arbeiteten, die Wahrheit zu sagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überließ mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und ihr werdet aus dem Erfolg sehen, ob ich mich betrogen habe.

Das Erste, was das Mädchen nöthig zu haben schien, war einige Erfrischung; denn sie hatte das Ansehen einer gänzlichen Erschöpfung. Ich eilte also — Aber in der That, ich bitte euch um Verzeihung; ich vergesse, daß ich dieses Nachbild eines Originals, an dessen kleinste Züge ich mich mit Vergnügen erinnere, nicht für mich selbst mache.

Das Mädchen kam, nachdem sie etwas Speise und ein wenig Wein gekostet hatte, so gut wieder zu sich selbst, daß sie mir ihre Geschichte erzählen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen hob sie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

15.

„Die schöne Lais ist meine Mutter. Ich wurde bei ihr erzogen und lebte in dieser frohen Unwissenheit meiner selbst,“

die das Vorrecht der Kindheit ist, bis ich denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte, sich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man sagte, daß er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum sieben Jahre alt, da er starb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild dessen, der nicht mehr war; und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu sagen. Ich grämte mich sehr darüber, aber ich mußte meine Thränen verbergen; die bloße Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im Uebrigen, hielt sie mich den andern Mädchen gleich, die ihr aufwarteten und wir hatten Lehrmeister im Singen, Tanzen und Lautespielen."

Du spielst die Laute, kleine Grazie? (rief ich) und singst? — Hier ist eine Laute; ich bitte dich —

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit, ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie sang mir Anakreons süßestes Liedchen, — rathet selbst, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln schien.

O Weisheit! O Antisthenes! wo waret ihr damals? — Für mich eben so, als ob nichts, das euch gliche, jemals in der Welt gewesen wäre.

Ich suchte meine Seele auf den Lippen der schönen Sängerin.

Laß mich in meiner Erzählung fortfahren, sagte sie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Gesicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daß ich wenigstens eben so sehr erröthete, als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen Lais einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne Lais sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinfür als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbei. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. Glykon hatte Ursache, mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu seyn; aber, wenn die Liebe das ist, was in Sappho's Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. Glykon würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft mußt' ich ihm das Lied an Phaon singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemal wurde er unwillig, nichts von Allem, was ich sang, in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daß seine Liebe lauer zu werden anfing. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt gewesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange —"

Kurz (denn ich merke, daß ihr zu gähnen anfangt) die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich euch sagte, erzählte sehr artig, — weil die kunstlose Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton und ein gewisses — wie nennt ihr's? das ich sehr stark empfand, aber nicht beschreiben kann, ihre Geschichte interessanter machten, als sie es an sich selbst war. — Denn in der That, meine Herren, ihr habt Recht; es war (Dank sey euren Bemühungen!) ein sehr alltägliches Mährchen. — Ueberdieß öffnete sich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und ihr begreift, daß eine solche Kleinigkeit in gewissen Umständen keine Kleinigkeit ist.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber euch kann es unmöglich so seyn. Ich lasse mir und euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünsche, im Vorbeigehen, daß alle Erzähler — Dichter oder Geschichtschreiber — die Gütigkeit haben möchten, sich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

16.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daß sie mir in dieser nämlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem so verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen sey.

Ich denke, ich könnte diese Lücke eurer eigenen Einbildungskraft auszufüllen überlassen. Wenn ihr euch vorstellt, daß Glykon sie endlich, seiner neuen Buhlschaft zu Gefallen, an einen seiner Freunde, — dieser, weil sie ihm nicht wohl begegnete, an einen Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einen

Mädchenhändler verkauft habe, dem sie, da er sie wieder an einen alten Seefahrer von Ephesus gegen levantische Waaren austauschen wollte, gestern Nachts entlaufen sey und sich den folgenden Tag über unter den Ruinen eines alten eingefallenen Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder so was dergleichen, — so hättet ihr nahe zu an die Wahrheit gerathen.

Dem sey, wie ihm wolle, die junge Lais befand sich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu seyn, mich ihrer, so gut ich immer könnte, anzunehmen. Ich war damals nicht viel reicher, als ich dermalen bin. Mitleiden und guter Rath war das Beste, womit ich ihr dienen konnte. Vielleicht kann das, was ich ihr sagte (wenn anders eine Abschrift dieser Schreibtafel auf die Nachwelt kommen sollte) in vielen Jahrhunderten einem jungen Geschöpfe nützlich seyn; es sey nun, daß sie sich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Personen ihres Geschlechts und Alters, — in der Ungewißheit, was sie mit ihrem Herzen anfangen solle, — befinde. In dieser Voraussetzung widme ich hiermit den nächstfolgenden Abschnitt dem schönern und zärtlichern Theil der Nachwelt zu behutsamem Gebrauch, mit der Bitte, die Philosophie, die ich sie darin lehre, für sich allein zu behalten und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das Geringste davon merken zu lassen.

17.

Das Vergangene, sagte ich zu dem Mädchen, war die Folge des Unglücks, die schöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe dich, es in jeder andern Absicht zu vergessen,

als insofern deine Erfahrung dir fürs Künftige nützlich seyn kann. Dieß allein muß nun dein Augenmerk seyn; es wird meistens von dir selbst abhangen. Ein so schönes Geschöpf — ich konnte mich nicht verhindern, sie auf die Stirn zu küssen, indem ich es sagte, — ist ganz gewiß zu etwas Besserm gemacht, als einem Glykon zum Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber, launisch, wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern.

Es hat den Anfang damit gemacht, daß es mich in deine Hände fallen ließ, sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuß?

Deine Zukunft, fuhr ich fort, wird von dem Gebrauch abhangen, den du von dem einen und dem andern machen wirst. Weil es Namen von schlimmer Vorbedeutung gibt, so wollen wir immer damit anfangen, deinen Namen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) großmüthig genug seyn wird, dich unter der Aufsicht einer alten Freigelassenen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo du, mit Allem versehen, was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es gibt eine gewisse Art sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In kurzem werden die Liebhaber so dicht, wie die Bienen um einen Rosenstrauch, um deine Hütte flattern.

Ihre Absicht — merke dir's wohl, gutes Mädchen! — ist weder schlimmer noch besser, als dich so wohlfeil zu haben als möglich: die deinige muß seyn, dich so theuer zu verkaufen, als du kannst. Dein eignes Herz wird dir hierin vielleicht am hinderlichsten seyn. Wehe dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenstand gerührt würde, wobei nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine Schöne hat tausend Dinge zu verschenken, die von keiner Erheblichkeit sind; aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben. Solange du dieses Palladion erhältst, wirst du unbezwinglich seyn. Bemühe dich, allen deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne einen zu begünstigen. Theile die Gnaden, die du, ohne dir selbst zu schaden, verschenken kannst, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick sey schon eine große Gunst; und den Zwischenraum vom Gleichgültigen zum Aufmunternden und von diesem zum Zärtlichen fülle, wenn es seyn kann, — und ich dächte, ein schönes Mädchen sollte es können — mit hundert andern aus, die stufenweise sich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte dich, bei diesem Spiele deine Absicht merken zu lassen: das wäre so viel, als wenn du sie warntest, sich in Acht zu nehmen. Gleich schädlich würde es seyn, wenn du die Meinung von dir erwecktest, als ob dein Herz nicht gerührt werden könne. Laß einem Jeden, der es werth zu seyn scheint, einen Strahl von Hoffnung, daß es möglich sey, dich zu gewinnen; aber dabei richte alle deine Bewegungen so ein, daß es immer in deiner Macht bleibe, denjenigen zu begünstigen, der zärtlich und schwach genug ist, sich und sein Glück deinen Reizungen auf

Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohl verstanden, daß, nach bedächtlichster Abwägung aller Umstände, der Mann und sein Glück das Opfer werth sey, das du ihm dagegen von dir und deiner Freiheit machst. Einen solchen, wenn die Wunde, die ihm deine Augen geschlagen haben, zu schwären anfängt, kannst du mit gehöriger Vorsicht merken lassen, daß du fähig bist, zärtlich zu seyn. —

Aber mir fällt auf einmal ein, daß du mir sagtest, du könntest nicht zärtlich seyn.

Sie erröthete — Ich glaubte es, flüsterte sie.

Ich nicht, sagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen sah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in diesem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

Willst du nicht fortfahren zu reden? sagte sie.

Ich muß vorher wissen, ob du zärtlich seyn kannst.

„Und wenn du es wüßtest?" —

So muß ich wissen, wie sehr du es seyn kannst.

Ihr Mantel hatte sich, indem sie ihn um ihre Knie zusammen zog, oben ein wenig aufgethan — Eine süße Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damals fünf und zwanzig Jahr alt.

Seine Neugier hätte nun schweigen sollen. — Hatte sie nicht Ursache dazu?

18.

O! Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, so stark der Abfall ist, — nur der Herr eines kleinen Maierhofs, der für dich und mich groß genug wäre; der einen Garten hätte und ein kleines Feld, uns zu nähren, und Gebüsche, unser Glück vor den Augen des Neides zu verbergen!

19.

Es ist ein schwaches Ding, liebe Leute, um unser Herz. Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich muß den Mann, der das nicht verstehen kann oder nicht verstehen will, — bedauern oder verachten.

Indessen wollte ich, daß sich die Schönen warnen ließen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemals zu versichern, daß sie sich für unfähig hielten, bis auf einen gewissen Grad gerührt zu werden.

Ein sanfter Schlummer unterbrach die Unterweisungen des Freundes und die Lehrbegierde des Mädchens.

20.

Wie schwer hast du dir's gemacht, allzu schwacher Schüler des weisen Antisthenes, in deiner Unterweisung fortzufahren, wo du sie gelassen hattest!

Liebste Glycerion, sagte ich endlich, so sehr ich dich liebe, so muß ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Hasses haben soll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr sehen.

„Nicht mehr sehen? — Und warum nicht?"

Weil meine Gegenwart deinem künftigen Glücke hinderlich wäre.

„Was für einem Glücke? — Ist's dein Ernst? Kannst du an unsre Trennung denken?"

Ich muß! Meine Umstände — —

„Werd' ich deinem Glücke schädlich seyn, Diogenes?"

Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich wär' es, der dem deinigen im Lichte stände.

„Wenn dieß dein Beweggrund ist, so höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünsche mir kein andres Glück, als bei dir zu seyn. Du verdienst eine Freundin, an deren Busen du die Ungerechtigkeit des Glücks und der Menschen vergessen kannst. Denke nicht, daß ich dir zur Last fallen werde; ich kann weben, sticken, spinnen —" Vortreffliches Geschöpf! — Lange widersetzt' ich mich. Aber Glycerion blieb entschlossen.

Sagt nun, ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hatt' ich mich geirret, da ich die Zeichen einer schönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beschworen den Bund ewiger Freundschaft. Wir entfernten uns von Athen. Die Welt wußte nichts von uns,

und wir vergaßen der Welt. Drei glückliche Jahre — Meine Augen lassen mich nicht fortfahren. —

21.

Sie ist nicht mehr, die zärtliche Glycerion! — mit ihr verlor ich Alles, was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab ist das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiß den Ort, als ich. Ich habe ihn mit Rosen bepflanzt, die so voll blühen, wie ihr Busen, und nirgends so lieblich düften. Alle Jahre im Rosenmonde besuch' ich den geheiligten Ort. Ich setze mich auf ihr Grab, pflücke eine Rose — So blüthest du einst, denke ich, — und zerreiße die Rose und verstreue die Blätter auf dem Grab umher. — Dann erinnr' ich mich des süßen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab herab rollt, befriedigt den geliebten Schatten.

22.

Wenn ihr nicht gerührt seyd, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verloren — oder habt keine zu verlieren — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiß ein hübsches Mährchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es euch belustigen. Es steht euch von Herzen zu Dienste.

Aber da kommt der gute Xeniades und nimmt mir die Schreibtafel.

23.

Du bist eine so gute Art von Sterblichen, sagte Xeniades, nachdem er die Geschichte der Glycerion gelesen hatte. Ich kann es nicht ausstehen, daß die Welt dich in einem falschen Lichte sehen soll.

D. Und warum sieht sie mich in falschem Lichte?

X. Vergib mir, mein Freund; ich ehre dich so herzlich, daß ich mich selbst überzeugen möchte, du habest keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xeniades? — Bin ich nicht ein Mensch? Darf ich nicht so gut Thorheiten und Fehler haben als andre?

X. Du willst mich nicht verstehen, Diogenes —

D. Ich verstehe dich wohl, aber ich kann eine gewisse Art von Gleißnerei nicht leiden, die ich in unsrer Familie — ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha — herrschen sehe. Ist die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menschlichen Natur, so gesteht Jedermann, daß er die seinigen auch habe, daß er deren viele habe. Aber gebt diesen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Namen, leset das ganze Register von Stück zu Stück ab und haltet bei jedem Umfrage; so wird sich kein Mensch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich hasse sie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgültig scheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Man nennt mich deßwegen einen Sonderling und, wer nicht so höflich seyn will, einen Narren. — Gut! Ich bekenne mich dazu. Das ist nun meine

Schellenkappe. Schadet sie Jemanden? — Ich sehe ganz Korinth mit Thorheiten und Lastern erfüllt, die ihren Besitzern, andern ehrlichen Leuten und dem gemeinen Wesen selbst verderblich sind. Man sieht ihnen ruhig zu; und mir will man nicht zwei oder drei Grillen zugestehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeißfliege, Schaden hat!

X. Aber das wirst du mir doch eingestehen, daß ein vortrefflicher Mann es desto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Gesetzt, Xeniades, daß dieß möglich wäre, so ist die Frage, ob eine so große Vollkommenheit nicht das unfehlbarste Mittel wäre, sich einen allgemeinen Abscheu zuzuziehen? Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu seyn! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge verzeihen können? Er muß sich die Freiheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius dieser sublunarischen Welt versöhnt und den übrigen Thoren das Recht gibt, sich über ihn lustig zu machen. — Aber wirklich räum' ich dir schon mehr ein, als ich schuldig bin, mein lieber Xeniades, indem ich dir zugebe, daß dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, so schlechthin Thorheit oder Grille seyn müsse. Ich bin bereit, wenn du gerade nichts Besseres zu thun hast, dir das Gegentheil zu beweisen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinthier an mir aussetzen, und ich will dir sagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie sagen, zum Beispiel, Diogenes sucht aus Hochmuth was Besondres darin, sich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen andern Leuten zu unterscheiden.

D. In allen diesen Punkten handelt er nach seinen Grundsätzen; er sucht also nichts — als mit sich selbst übereinzustimmen; und das ist freilich sonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinthier dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens so zuverlässig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt streiten, wo es so schwer ist, einander zu überzeugen. — Gesetzt, sie hätten Recht, so hieße das weder mehr noch weniger, als ihr Hochmuth finde nicht gut, daß der meinige eine andre Maske trage, als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht eure reichen Wollüstigen, selbst für ihren eigenen Vortheil besser thun, wenn sie wenigstens in der Mäßigkeit meinem Beispiele folgten? Wie viele von ihnen befinden sich bei der wohl schmeckenden Giftmischerei ihrer Köche so wohl, als ich bei der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen Allen, wenn er dem Komus nur zehn Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärke und Geschmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen sind, gemacht werden sollen?

Diese äußerste Mäßigung hat, nachdem ich ihrer einmal gewohnt bin, nichts Beschwerliches mehr für mich; und verschafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem schalen Vergnügen, meinen Gaumen zu kitzeln, gewiß in keine

Vergleichung kommen. Denn, seitdem ich diese Lebensart führe, die euch so armselig vorkommt, bin ich immer munter und zu Allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbewölkt, meine Vernunft unbefangen, mein Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir zu Gebot, und es hängt nicht von meinem Magen ab, ob ich ein Genie oder ein Dummkopf, ein angenehmer oder ein unerträglicher Gesellschafter für mich selbst und Andere seyn soll. Die Schönheiten der Natur verlieren ihren Reiz nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost ertragen, hungern und dursten, Wind und Wetter ausdauern, solang es die Natur eines Menschen ausdauern kann. Kurz, ich bin zu Erduldung aller Arten von Arbeit und Schmerzen geschickter, und empfinde das Reizende der Wollust selbst desto lebhafter, je seltner ich sie koste. Laßt eure verzärtelten, mädchenhaften, nervenlosen, wetterlaunischen, kränkelnden und schmachtenden Sybariten, denen ein geknicktes Rosenblatt auf ihrem weichlichen Lager schon Schmerzen macht, laßt sie herbei schleichen und sich in allen Stücken mit mir messen! — Es ist übrigens nicht mehr als billig, mein lieber Xeniades, als daß es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vortheile über uns Andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun, sprich selbst, sollte ich, dem Nasenrümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigner Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so Unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn

Jedermann nach deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen; — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey nicht bloß, daß wir leben, sondern daß wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es ließe sich vielleicht Manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob Alles in der Welt um unsertwillen gemacht sey. Der Schluß, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht," ist offenbar falsch: denn ich kann, zum Exempel, einen Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloßen Gebrauch, den wir davon machen, schon mißbrauchen? — Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab' es auch zu Beantwortung deines Einwurfs nicht vonnöthen. Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke, mit allen Schöpfungen der Kunst (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann), zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt: so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Zungen, von allerlei Classen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit, eingeladen hätte. Natürlicher Weise würde er recht daran thun, so

vielen und mannigfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und Alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem, was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte und, ohne zu bedenken, daß nicht Alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur einen Magen hat, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, Alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du, daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde?

X. Die Antwort gibt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die alle ihre Speisen aus allen Elementen und Himmelsgegenden zusammen suchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Laßt einen Jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen: so werden wir Alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns Alle wohl befinden, und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre Alles, was daraus entstände, wenn Jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sey immer unbesorgt, Xeniades. Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daß die dermalige Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen

Fall setzen, daß mein Beispiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem System zu bekehren: meinst du, daß es desto schlimmer für sie wäre? — Ich habe gute Lust — Aber was ist's? Hörst du nicht ein ängstliches Geschrei vom Ufer her? — Ich will dir meine Republik schuldig bleiben, Xeniades — ich muß sehen, was es ist.

24.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Ufer umschlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Person gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben schien, das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich sprang ins Wasser — Anständigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an, das Leben einer menschlichen Creatur zu retten.

„Es war also eine Weibsperson?"

Ich kann nichts dazu, daß es so war; indessen — glaubt mir's oder nicht — dacht' ich in diesem Augenblick nicht mehr daran, als an den Mann im Monde. — Ich lud sie auf meinen Rücken und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davon zu gehen, wäre unartig gewesen; man muß nichts Gutes halb thun. Ich trug sie also bis zum nächsten Grasplatz, der mit einigen Gebüschen bewachsen war.

Ihr könnt euch vorstellen, daß ich während Allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daß die Frau eine schöne Frau war. Interessirt sie euch nun weniger, seitdem ihr das wißt? — Es ging mir wie euch.

Inzwischen war ich noch immer ohne Mantel. Die schöne Frau und die Sorge, sie wieder zurecht bringen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich nicht auf mich selbst Acht geben konnte, bis sie die Augen zu öffnen anfing.

Ich wollte wetten, daß sie nicht viel gesehen haben konnte, so schnell schloß sie die Augen wieder zu. Die Verwirrung, womit sie es that, machte mich stutzen; und jetzt ward ich erst gewahr, daß ich ohne Mantel war.

Ich erzähle euch die Sache mit allen ihren Umständen, wie sie war, ohne das Geringste zu verschönern. — Ruhe indessen hier an der Sonne und trockne dich, so gut du kannst, sagte ich; ich gehe einen Augenblick, meinen Mantel zu holen; denn ich will und muß deine Augen sehen und hören, wozu ich dir noch weiter gut seyn kann.

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indessen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet, und war im Begriff, sich hinter dem Gesträuche auch der übrigen zu entladen. Ein großer Busch hinderte sie, mich gewahr zu werden, ungeachtet sie immer schüchtern um sich sah.

Ich blieb stehen und — sah ihr zu. Ich sage euch weiter nichts davon, als — daß ich unter hundert jungen Menschen neun und neunzig und einem hätte rathen wollen, anders wohin zu sehen oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von fünfzig Jahren, der seit mehr als zwanzig Jahren von Salat, Bohnen und Wasser lebt, darf eine jede

schöne Statue ansehen, sie mag nun aus den Händen eines Alkamenes oder der Natur selbst gekommen seyn.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte sich darein ein, setzte sich an die Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, und schien sich umzusehen, wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorschein. Sie erröthete, schlug die Augen nieder und sah wie eine Person aus, die in Verlegenheit ist. Ich komme wieder, schöne Fremde, sagte ich (hier klärte sich ihr Gesicht ein wenig auf, aber die Röthe nahm zu), um zu vernehmen, worin ich dir weiter dienen kann.

Sie schwieg eine Weile. Wolltest du mir, sagte sie endlich, den Gefallen thun und sehen, was aus einer alten Frau geworden ist, die bei mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe, sie ist gerettet.

Ich flog nach dem Ufer. — Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte Niemand Nachricht geben. Die schöne Frau weinte, da ich ihr diesen Bericht brachte; sie lief selbst ans Ufer, bat die Schiffer, ihre Amme aufzusuchen, versprach Belohnungen und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiste, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerksamkeit eine andre Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu und war mit Kleidern und tausend Sachen, die zu Rüstung einer schönen Frau gehören, bepackt. Zum Glücke war Alles unbeschädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Gesicht; — es war ein sehr liebliches Gesicht, das versichr' ich euch. Aber die Amme fand sich nirgends, und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet, daß sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Namen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir, und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Male schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. Ruhe wohl, schöne Fremde, sagte ich und ging fort.

25.

Nun frage ich alle ehrliche Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber (die Zwitter und Castraten mit eingerechnet), „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr Aergerliches ist?"

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt, wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst, oder die schöne Frau, oder beide zusammen, uns anders hätten betragen sollen, als wir thaten.

Indessen höret, was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar; man sprach drei Tage lang von nichts Anderm, als von Diogenes und der schönen Frau; man erzählte einander die Geschichte; jedes verschönerte etwas daran oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigener Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man urtheilte auch darüber; man untersuchte, was Diogenes und die schöne Frau gethan

hatten, was sie nicht gethan hatten, aus was für geheimen Bewegursachen und zu welchem Zwecke sie es gethan hatten; was sie unter diesen oder andern gegebenen Umständen hätten thun können oder thun sollen u. s. w. Man sprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin aus: „daß Diogenes in dieser ganzen Sache weder als ein weiser, noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe."

Eine alte Dame fand sehr übel, daß er seinen Mantel so spät geholt hätte. Was für eine Unvorsichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindesten Namen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergessen seiner selbst so weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe sie sich noch erholt hatte, ans Ufer hinlegen und erst, nachdem er seinen Mantel wieder umgehabt hätte, an einen bequemern Platz tragen sollen.

Sie sind sehr gutherzig, Madame, sagte eine Andere: sehen Sie denn nicht, daß man etwas mit gutem Bedacht vergessen kann? — und daß es ihm gemüthlich seyn mochte, an das Nothwendigste nicht eher zu denken, als bis es zu spät war?

Bei den eleusinischen Göttinnen, schwor eine Dritte, er hätte sich nicht mehr vor mir sehen lassen dürfen, wenn ich die Fremde gewesen wäre!

Vermuthlich, nahm die Vierte das Wort, war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturstande lebt.

Oder sie sah ihn für einen Satyr an, — sagte die Fünfte, eine große dicke Frau, welche die Miene hatte, sich vor zehn Satyrn nicht zu fürchten.

Ich weiß nicht, warum Sie rathen mögen, sprach die Sechste. Ich denke, die Sache spricht von sich selbst. Wenn es nun der Geschmack dieser Dame so ist? Allen Umständen nach war es ohnehin so eine Dame von — den Damen, bei denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen so gar regelmäßig begegnet oder nicht.

So urtheilten die Damen von der ersten und zweiten Classe zu Korinth; die Priesterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, sondern sich nur nach allen Umständen erkundigten und, da sie hörten, daß er ohne Mantel gewesen, als die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Gesellschaften wurde die Sache aus einem andern Gesichtspunkt erörtert.

Warum erstreckte sich seine Dienstfertigkeit nur auf die schöne Frau? Warum ließ er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie mußte doch, wie der Erfolg zeigte, seiner Hülfe eben so sehr benöthiget gewesen seyn!

Die Frage ist um so begründeter, setzte ein Andrer hinzu, da sich vermuthen läßt, daß die schöne Frau auch ohne seine Hülfe das Ufer würde erreicht haben.

Sie sind streng, meine Herren, sprach der Dritte: als ob es nicht natürlich wäre, sich lieber um eine schöne junge Frau, als um ihre alte Amme Verdienste machen zu wollen, ha, ha, he! — Der Mann lachte über seinen guten Einfall — Ha, ha, he! —

Zumal, fügte ein Vierter mit einer spitzfindigen Miene bei, da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymphe in puris naturalibus hinter eine Hecke zu gehen.

Ich weiß von guter Hand, ließ sich ein Fünfter vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, daß sie über zwei Stunden allein bei einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche seinen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürren Aste gegen die Sonne haben hangen sehen.

Ich denke nicht gern das Aergste, sprach ein Priester Jupiters, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emphatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — Aber, so wie die Menschen einmal sind, hör' ich nicht gern von großmüthigen Handlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumal ein junges und schönes Frauenzimmer, dabei im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Classe so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wohl wissen, warum eine schöne Frau, insofern sie eine schöne Frau ist, liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme? Ist die Amme nicht eben so wohl ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nämlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht, in vorliegendem Falle, die eine so hülfsbedürftig, als die andere? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wahren Werth der Menschen bestimmt? und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr

Anspruch an Frömmigkeit und Tugend, als eine alte oder häßliche? — Natürlicher Weise ist eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er weise ist, — und das muß er seyn, oder seine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr, zu straucheln — würde in einem solchen Falle, wo er unter beiden wählen müßte, sich um so mehr für die Amme bestimmt haben, je reiner bei dieser seine Bewegungsgründe seyn konnten, je erbaulicher das Beispiel gewesen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabei für seine eigene oder ihre Tugend zu besorgen gehabt hätte.

Vergib mir, Vater der Götter und Menschen! — aber es ist mir unmöglich, deinen Priester länger so gravitätisch — Unsinn sagen zu hören. — Du sollst Recht haben, Priester Jupiters! Es ist nicht abzusehen, warum eine schöne junge Frau liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme; sie ist gar nicht liebenswürdig! — Die Tugend der alten Amme, das ist die Sache! Welch ein Kleinod! Dieses hätte gerettet werden sollen! Laßt immerhin die schönen Frauen ertrinken! Was ist daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabei! Die Versuchungen vermindern sich; was für Beispiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären! — Diogenes hat weder als ein weiser noch tugendhafter Mann gehandelt; man gibt dir Alles zu, was du willst, Priester Jupiters, — nur schweige!

26.

Ohne Ruhmredigkeit, das vorhergehende Capitel ist eines von den lehrreichsten, die jemals geschrieben worden sind,

und ich rathe euch wohlmeinend, es mehr als einmal mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu überdenken. Ein nur mittelmäßig scharfsinniger Leser wird daraus, mit geringer Mühe, die Regeln verschiedener von den brauchbarsten und nützlichsten Künsten abstrahiren können; — als da sind, die Kunst, mit guter Art zu verleumden — die Kunst, Begebenheiten in ein falsches Licht zu stellen, ohne an den Umständen etwas Andres als Zeit und Ort zu ändern — die Kunst, einer gleichgültigen und unschuldigen Sache einen Anstrich von Aergerlichkeit zu geben — die Kunst, individuelle Lügen durch allgemeine Wahrheiten aufzustutzen, — lauter Künste, die einen sehr ausgebreiteten Einfluß in das gesellschaftliche Leben haben und von einer solchen Art sind, daß diejenigen, welche es darin auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig so geheim damit thun, als gewisse Aerzte mit ihren Arcanis, weil sie den Nutzen, der daraus zu ziehen ist, für sich selbst behalten wollen. — Ich wiederhol' es, es ist viel daraus zu lernen!

27.

Ich gestehe dir, Xeniades, ich unterlag der Versuchung, mich an der großen, dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kennst ja die Lysistrata, die Gemahlin des albernen Phokas? — Ich ging an einem dieser Tage, um die Zeit der Mittagsruhe, zu ihr. Die Hitze war sehr groß. Ich fand sie in einem kleinen Saal ihres Gartens auf einem Faulbettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mitteldin g

von Knabe und Jüngling, der einem Maler die Idee zum schönsten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem großen Luftfächer neben ihr und zog sich zurück, wie ich hinein trat. Ich sagte ihr, daß ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine bessere Meinung bei ihr zu setzen, als worin sie, unwissend warum, das Unglück hätte bei ihr zu stehen.

Sie schien nicht zu begreifen, was ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniß nach und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. In der That, setzte ich hinzu, wünschte ich zu wissen, wie Lysistrata in den nämlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?

„Es ist meine Schuld nicht, daß die Gesetze des Wohlstands so streng sind," sagte sie —

Redest du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der bloß von der Meinung der Leute abhängt?

„Ich verstehe mich nichts auf eure Distinctionen," erwiederte die Dame. — „Jedermann weiß, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub' ich, überein, daß es gewisse Regeln gibt, von denen man sich nicht loszählen kann, ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen."

Du zielest vermuthlich auf den Umstand, daß ich ohne Mantel war, wie die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug. Ich gestehe, es war nicht nach den Regeln; allein

die Umstände müssen mich entschuldigen, und ich dachte in der That an nichts Böses.

„Die Rede ist nicht von dem, was du dachtest, sondern was du thatest," sagte sie lächelnd.

Ich wollte für nichts stehen, schöne Lysistrata, wenn ich mich mit einer so reizenden Frau, als ich jetzt vor mir sehe, in so seltsamen Umständen befände.

„Ich sehe nicht, warum du mich ins Spiel ziehen willst," versetzte sie erröthend, indem sie ihr Halstuch, welches ein wenig in Unordnung war, so nachlässig zurecht machte, daß das Uebel merklich größer wurde, als es gewesen war.

Aber im Ernst, schöne Lysistrata, würdest du fähig gewesen seyn, einem Menschen, der dir das Leben gerettet hätte, eine solche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendste Sache von der Welt.

„Nicht so sehr, als du dir einbildest. —"

Aber warum das? — Ich müßte mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daß ein Zufall dieser Art, wobei weder auf der einen noch andern Seite die mindeste Absicht war, fähig seyn sollte, sie aus ihrer Fassung zu setzen.

„Wer sagt auch das? — Ich wollte nicht, daß ihr euch für so gefährlich hieltet: aber was würde aus der Achtung, die man uns schuldig ist, werden, wenn wir so geneigt wären, wie deine Fremde, dergleichen Freiheiten, so wenig auch Absicht dabei seyn möchte, zu verzeihen?"

Vielleicht, schöne Lysistrata, sah sie ihren Retter für einen Satyr an, von dem sich kein so zartes Gefühl erwarten läßt?

Sie erröthete zum zweiten Male. — „Du bist boshaft, Diogenes," sagte sie, indem sie sich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daß diese Bewegung die Draperie ihres linken Fußes in eine gewisse Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, so wie sie auf dem Ruhebette lag, zwar ein desto malerischeres Ansehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche sie, nach der Präsumtion, die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen gesonnen war.

In der That, Lysistrata, sagte ich, einem Satyr ist vieles erlaubt, was man einem Andern nicht vergeben würde. — Die Richtungslinie meiner Augen hätte sie aufmerksam machen sollen, wenn sie weniger zerstreut gewesen wäre. — Ich wollte dir, zum Beispiel, nicht rathen, schöne Lysistrata, fuhr ich nach einer kleinen Pause fort, dich mit Vorsatz in die Stellung zu setzen, worin ich dich wirklich sehe, wenn du dich in der mindesten Gefahr glaubtest, von einem Satyr überrascht zu werden.

„Wer sollte sich einfallen lassen, sagte sie, indem sie sich mit einer angenommenen Verwirrung in sich selbst hinein schmiegte, daß die Philosophen für solche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du trauest mir doch zu, daß ich nicht daran dachte, deiner Weisheit Zerstreuungen zu geben?"

Ich weiß nicht, was du dachtest; aber ich weiß, was ich zu thun hätte, wenn ich dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugestehen.

Die Dame sah mich mit einem kleinen Erstaunen, das nichts Abschreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in

meinen Augen zu suchen schien, ob ich wirklich so viel fühle, als ich sagte.

Da Alles seine Gränzen hat, fuhr ich mit einem großen Seufzer fort, sollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu sehr, schöne Lysistrata, als daß ich nicht wünschen sollte, dich davon überzeugen zu können.

Ich gab in diesem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht, als die Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunica. — Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, und ihr mit Gewalt aus seinen Fesseln sich drängender Busen hätte mich selbst beinahe aus meiner Fassung gesetzt.

O reizende Lysistrata, rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne, sie zu umarmen, — warum kann ich dir nicht eine gelindere Denkungsart einflößen! Die strenge Tugend, von der du öffentlich Profession machst, ich verehre sie — sie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich dich lieben, wenn du fähig wärest, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der dir so anstößig gewesen ist! Wie bald könntest du das, wenn du nur selbst fähiger wärest, eine Schwachheit zu begehen!

„Ich verstehe dich in der That nicht, sagte sie; aber — du würdest mir einen Gefallen thun, wenn du mich allein lassen wolltest."

Kannst du im Ernst einen so grausamen Gedanken haben? sagte ich in einem tragischen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes setzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daß die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen," sagte sie.

Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt, rief ich: ich möchte unsinnig werden, daß ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

Du siehst, allzu reizende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu seyn, als ich aussehe. Aber, gestehe mir, würdest du nicht selbst so gut betrogen worden seyn, als meine Fremde?

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daß ich schwach zu werden anfing und stand auf.

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts, als den Namen Diophant, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. Ich hoffe, Lysistrata, sagte ich, daß ich dich mit der Gewißheit verlassen darf, dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden beigebracht zu haben. Der ehrwürdige Diophant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich dich verlasse, zu bearbeiten, daß es unbillig wäre, ihn

nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche! — Und damit ging ich fort, ohne eines Blicks oder einer Antwort gewürdiget zu werden.

Ich begreife nicht, sagte Xeniades, wie du so viel Gewalt über dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die dir wenigstens so beschwerlich seyn mußte, als der Dame selbst.

Du kannst nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich diese Gleißnerinnen hasse! — so sehr, als ich Unschuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, sie die ganze Verachtung, die sie verdiente, fühlen zu lassen, machte mich zu Allem fähig, ungeachtet ich dir gestehe, daß eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich sie so schrecklich leiden sah, beinahe einen Streich gespielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde.

28.

Wer es nicht selbst oder doch etwas Aehnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied ist, nach dem Hafen zu gehen, weil man da zu thun hat oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehen Jahre auf eine Galeere schmieden zu lassen.

Ich selbst habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden, als dieser Tage, da ich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölze gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längs dem Ufer hinzieht und, wie ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist.

Indem ich nichts weniger dachte, als auf eine alte Bekanntschaft in dieser wilden Gegend zu stoßen, erblickte ich einen Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohlaugig, kurz mit allen Attributen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Hand voll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichtem Zwieback seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh' ich diese Stadt zum letzten Mal verließ, ein Vermögen von wenigstens acht hundert attischen Talenten von einem alten Wucherer, dessen einziger Sohn zu seyn er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein, bei einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter! rief er seufzend, diese Zeit ist vorbei, Diogenes! — denn der bist du, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen."

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

„Du kommst sehr gelegen: ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben."

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich halte keine Schule.

„Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebst, glücklich zu seyn?"

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

„Wozu? — Ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten."

Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß.

„Eine sehr große, bei allen Göttern, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen — "

Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemälde, persische Tapeten, goldene Trinkgefässe, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

„Die hatte ich, beim Jupiter! die hatte ich, und besser als Jemand zu Athen."

Ich bedaur' es.

„Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich sie nicht mehr habe."

Beides! Aber durch was für Unglücksfälle —

„Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, — auch ist es mein einziger Trost, daß ich meine Reichthümer doch genossen habe! — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, Buhlerinnen haben mein Vermögen aufzezehrt. Zehen glückliche Jahre — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — Zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu."

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von acht hundert Talenten verschlingen?

„Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüste zu vertauschen. Ich gesteh' es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft."

Und jetzt, da du gezwungen bist, an sie zu denken, was sind deine Anschläge?

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen."

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmählern Freunde gemacht haben?

„Freunde, so viel du willst; aber, seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich keiner mehr."

Das hättest du in der Akademie — oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warest, von zwanzig ehmaligen Glücklichen, welche sich bei dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigne Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

„Welch eine Frage! — Leider! kenne ich nur keine so freigebige Wesen. — "

Du irrest, Bacchides; der Fleiß ist dieser hülfreiche Gott! Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt.“

Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehest, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener —

„Du scherzest gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eignes Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?“

Es dürfte schwer halten.

„Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will.“

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicher Weise kein andres Mittel, sich empor zu schwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterstützung oder persönliches Verdienst.“

Wohlan! wenn dir von dem Allen nichts gefällt, so sind noch andre Auswege übrig. — Sie sind nicht so ehrenhaft; aber, wo man so wenig Wahl hat — Zum Beispiel, reiche Damen, die zu den Jahren gekommen sind, wo man den Werken der goldnen Venus entweder entsagen oder seine Liebhaber erkaufen muß — Du schüttelst den Kopf?

„Ach! Diogenes! Auch diesen armseligen Ausweg hab' ich mir gesperrt. — Die Damen, von denen du sprichst, fordern viel; — du kannst dir doch einbilden, daß ein Mensch, der in zehn Jahren acht hundert Talente durchgebracht hat, zu keinem solchen Amte taugt. — “

O, die Vortheile des Reichthums! — Ich gestehe dir, ich bin am Ende meiner Anschläge.

„Du hast das Alles nicht nöthig, wenn du mich lehren willst, wie du es machst, um in eben so dürftigen Umständen, als die meinigen, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinest.“

Ich bin es in der That; aber laß dir sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, mein guter Bacchides! — reicher, denk' ich, als der König von Persien — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Begnügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehest. Nicht selten reiß' ich, aus Mitleiden oder um mir Bewegung zu machen, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand und mahle für ihn.

„Sonderbarer Mann!“ — rief Bacchides aus.

Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — etliche Grane Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht desto schlimmer befinde, — ohne Sorgen, ohne Leidenschaften, ohne beschwerliche Verbindungen,

ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, insofern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge, du kennest diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu Allem dem hab' ich einen Freund.

„Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet und wohnest, wie man sagt, in einem Fasse —"

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für unser zwei ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager und einen breiten glatten Stein zum Tische.

„Ich nehme dein Anbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst."

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Du sprichst ja, als ob du dir einbildest, ich trage Amulete oder magische Zeichen bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freilich lehren: aber, um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß uns die Natur eine

gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! — Wo nicht, so wird uns der Zufall etwan einen andern Ausweg zeigen.

29.

Hilf mir lachen, guter Xeniades; ich habe auf einmal meinen Gast und einen Schüler verloren.

Die erste Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homerische Ulysses selbst, da er an die phäakische Küste geworfen wurde, kein besseres Nachtlager, als ich ihm zubereitete. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichen Polstern und Schwanenfedern zu liegen gewohnt war. Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fing an, mit ihm zu philosophiren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in seinen jetzigen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, sobald er wolle. Er schien mir

aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz anders interessirten, als meine Philosophie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drei junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Mädchen saßen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daß die eine so schöne Arme, wie Juno, die andre einen Wuchs, wie eine Nymphe, und die dritte ein Paar viel versprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich dir jemals eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich, im Nothfall, nicht übel schicken würde, eine Demeter vorzustellen; aber damals war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides, ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen, die er machte. Eh' ich mir's versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. Ich habe einen Fund gemacht, rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — Und

was ist das für ein Fund? fragte ich. — Ein junger Mensch, sagte er, der das Vergnügen liebt, oder, was eben so viel sagt, der ein junger Mensch ist, will sich diesen Abend mit seinen Freunden in geheim ergötzen; und sein Vater, ein reicher Filz, soll nichts davon wissen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgeschickt, ihm einen bequemen Ort ausfindig zu machen; aber alle, die in den Vorschlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

Ich sagte dem Sklaven, ich wisse eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er, es seinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu sich bitten lassen wird.

Du bist erst vier und zwanzig Stunden hier, rief ich, und kennest die Gelegenheiten schon! Darf ich fragen —?

Warum nicht? fiel er mir ins Wort: ich hoffe, du wirst nicht so albern seyn, eine Gelegenheit, satt zu werden und dich zu belustigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unsers Fischers ist groß genug zu unserm Vorhaben. Der alte Mann ist weggegangen, seine Fische, ich weiß nicht wo, zu verkaufen. Das Mädchen mit den versprechenden Augen sagte mir ins Ohr, er würde erst übermorgen wieder kommen.

Und wo sprachst du sie? fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da du auf deiner Streu ein wenig Mittagsruhe hieltest. Die Mädchen sind so lebhaft, wie das Element, an dem sie geboren wurden, wahre Nymphen! von der gefälligsten Art, denk' ich; und die Mutter scheint der Freude auch noch nicht entsagt zu haben."

Du bist ein guter Beobachter, Bacchides, sagte ich; und nun haben wir auf einmal dein Talent gefunden. Gelegenheit

machen ist an einem Orte, wie Korinth, kein unergiebiges Handwerk und wirklich das einzige, das einem Manne von deiner Art übrig bleibt. Ich sehe, daß du meiner nun weiter nicht bedarfst; ich werde dich den Weg, den du gehen willst, allein machen lassen. — Gehabe dich wohl, Bacchides! — Aber kaum kann ich dir verzeihen, daß du mich durch deine neu angesponnene Intrigue um mein Sommerhaus bringst. Es hatte eine so schöne Lage! — Nun werd' ich es nicht mehr sehen; denn nicht Alles, was dem Bacchides anständig seyn mag, geziemt dem Diogenes.

30.

Ja, Philomedon, ich behaupte es: der elendeste Wasserträger in Korinth ist ein schätzbarerer Mann, als du! — Du wirst mir meine Freiheit vergeben, — oder, wenn du böse darüber würdest, so wirst du mir doch erlauben, daß ich — nichts darnach frage.

„Das wollen wir sehen," sagte Philomedon mit trotziger Miene.

Ich habe so wenig zu verlieren, junger Mann, daß es nicht der Mühe werth wäre, mich vor Jemand zu fürchten. — Fi, wer wollte böse darüber werden, wenn man ihm die Wahrheit sagt! —

„Unverschämter Geselle!" —

Du scherzest, Philomedon: die Wahrheit von dem, was ich sagte, fällt so stark in die Augen, daß dich alle deine Eigenliebe nicht blind genug machen kann, sie nicht zu sehen. Der Wasserträger, so ein armer schlechter Kerl er ist, nützt

doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützest du? — Komm, keinen kindsichen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrest alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beinahe fünf hundert Drachmen auf jeden Tag.

„Und es verdrießt dich, daß du es nicht auch so machen kannst, Diogenes, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse seyn, wenn du wolltest; aber dazu bist du zu stolz.“

Nicht eben zu stolz, Philomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverei gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigner Herr zu seyn, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieße meines Reichthums, und Andre genießen ihn mit mir. Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluß. Ich habe nicht nöthig, erst zu erwerben, was mir das Glück freiwillig zugeworfen hat. Warum sollt' ich nicht eben so gut mein eigener Herr seyn dürfen, als du?“

Der Schluß von mir auf dich geht nicht an; der Unterschied ist zu groß zwischen uns. Du ziehest jährlich zwanzig attische Talente aus dem Staate; ich nichts.

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom Staate; sie sind mein Eigenthum.“

Beides geht mit einander. Sie sind dein Eigenthum, es ist wahr; aber nur kraft des Vertrags, welcher zwischen den Stiftern der Republik getroffen wurde, da sie die erste Gütertheilung vornahmen. Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil unter der Bedingung, daß sie so viel, als in ihren Kräften wäre, zum Besten des Staats beitragen sollten.

Dieser Vertrag dauert noch immer fort. Wer Vortheile aus dem Staate zieht, ist ihm auch Dienste schuldig.

„Ziehest du etwa keine Vortheile aus dem Staate?"

Welche zum Exempel?

„Du lebst doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehst frei und sicher unter dem Schutze der Gesetze herum. — Rechnest du das für nichts?"

Es ist etwas, Philomedon, aber es ist doch nicht mehr, als mir die Korinthier schlechterdings schuldig sind. Das Wenigste, was ich nach dem Gesetze der Natur an sie zu fordern habe, ist, daß sie mich ungekränkt leben lassen, wenigstens solange ich ihnen nichts Böses zufüge.

„Warum sollten sie das mir nicht eben so schuldig seyn, als dir, ohne daß ich ihnen mehr Dienste zu thun brauche, als du?"

Sie sind es auch; aber du würdest übel zufrieden seyn, wenn sie dich damit abfertigen wollten. Du forderst noch gar viel mehr von ihnen. Andre müssen deine Felder bauen, Andre deine Heerden hüten, Andre in deinen Fabriken arbeiten, Andre die Kleider weben, die du anziehst, oder die Teppiche, womit du deine Zimmer belegst, Andre deine Speisen bereiten, Andre den Wein pflanzen, den du trinkst; kurz, Alles, was du nöthig hast, — und wie viel Bedürfnisse hast du nicht! — das müssen dir Andre verschaffen: du allein legst dich hin und thust nichts, nichts auf der Welt als essen, trinken, tanzen, küssen, schlafen und dir aufwarten lassen; und dieß Alles kraft deiner zwanzig attischen Talente, an die du kein andres Recht hast, als was dir der

gesellschaftliche Vertrag und die daher fließenden bürgerlichen Gesetze geben; ein Recht, welches, wie ich sagte, gewisse Pflichten von deiner Seite voraussetzt, deren Beschaffenheit du vermuthlich in deinem ganzen Leben nie so ernsthaft in Ueberlegung genommen hast, als den Küchenzettel, über den du dich alle Morgen mit deinem Hausmeister berathschlägst.

„Mich däucht, Diogenes, du vergissest, daß Alles, was mir Andre thun, entweder durch Sklaven geschieht, die ich dafür ernähre, oder durch Freiwillige, die ich dafür bezahle?"

Das wickelt dich noch lange nicht heraus, mein guter Philomedon. — Wer gibt dir ein Recht, Menschen, welche von Natur deines gleichen sind, als dein Eigenthum anzusehen? — „Die Gesetze," wirst du sagen; — aber gewiß nicht das Gesetz der Natur, sondern Gesetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage zu danken haben, auf den sich die ganze bürgerliche Verfassung stützet. Denn was anders als diese nöthigt deine Sklaven zu einem Gehorsam, den sie dir bald aufkündigen würden, wenn sie nicht durch eine so furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannst du dir einbilden, daß unter allen den Freigebornen, welche dir um Belohnung arbeiten, nur ein einziger sey, der dessen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfnisse oder die Begierde, sich zu bereichern, zu deinem freiwilligen Sklaven machten? Meinst du nicht, die meisten, anstatt durch die beschwerliche Arbeit etlicher Tage dir kaum den zehntausendsten Theil deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber an deinem Platze, zwischen der lächelnden

Venus und dem Bacchus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten, — (denn auch diese überträgst du deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daß die meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Ueberlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer etliche zusammen träten und sich deines Vermögens mit Gewalt bemächtigten. Was anders sichert dich gegen diese Gefahr, als die bürgerliche Polizei und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Gültigkeit des Vertrags, ich arbeite dir, damit du mich bezahlest, abhängt?

Und gesetzt auch, du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen du, gegen einen kleinen Theil deines Geldes, Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, dir ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäßigen Preise verkaufen, daß deine zwanzig Talente kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermal eine Wirkung der Polizei wäre, daß die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkür der Arbeiter und Verkäufer abhangen.

Gestehe also, Philomedon, daß du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon du ein Mitglied bist, so große und wesentliche Vortheile ziehst, daß dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daß der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat, als du. Denn

für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren gibt, thust nichts für sie; oder wenigstens ist dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammen tragen, verzehrt, ohne etwas Anderes dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; und erlaube mir zu sagen, daß du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reiz des Vergnügens nicht mächtiger auf dich wirkte, als das Gefühl deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

Laß uns noch einen Fall setzen, Philomedon, der so möglich ist, daß wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehn tausend Menschen haben unstreitig neunzehn tausend und acht hundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als daß gegen jedes Hundert deines gleichen in ganz Achaja wenigstens zehn tausend sind, welche bei einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese zehn tausend ließen sich einmal einfallen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, daß sie sich ihrer Uebermacht bedienten, euch Reiche aus euren Gütern hinaus zu werfen und eine neue Theilung vorzunehmen? Sobald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, Alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, du würdest keinen größern Antheil bekommen, als der ehrliche Handwerksmann, der deine Füße bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand

würde dich in die Nothwendigkeit setzen, entweder zu arbeiten oder — von so Wenigem zu leben, als Diogenes; und vermuthlich würde dir das Eine so fremd vorkommen, als das Andere.

Es ist wahr, ich habe einen Fall gesetzt, der, so möglich er ist, dennoch aus vielen Ursachen nicht sehr zu besorgen scheint. Aber gibt es nicht noch viele andere Zufälle, die dich um dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage Beispiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wolltest du dir in einem solchen Falle helfen?

Es ist also klar, daß deine Unnützlichkeit ein eben so großes Uebel für dich selbst, als sie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat ist, dem du für die Vortheile, die er dir gewährt, verhältnißmäßige Dienste schuldig bleibst, ohne dich zu bekümmern, wie du deine Schuld bezahlen wolltest; — kurz, wir mögen die Sache wenden, auf welche Seite wir wollen, so fällt die Vergleichung zwischen dir und dem Wasserträger immer zu Gunsten des letztern aus.

31.

„Bei Allem dem, Diogenes, würdest du schwerlich lieber Wasserträger als Philomedon seyn wollen?"

Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, so möcht' ich weder das Eine noch das Andre seyn.

„Aber, weil du doch so viel von der Gleichheit hältst, warum forderst du von mir so viel und von dir selbst gar nichts? — Ich sehe nicht, womit du dem Staate dienest: du treibst weder Kunst, noch Gewerbe, noch Wissenschaft, du

bauest und pflanzest nicht, du verwaltest kein Amt, du thust nichts, nicht einmal das, was du mir noch endlich zugestanden hast; du bist nicht einmal eine Hummel im gemeinen Wesen. Womit willst du deine Unnützlichkeit rechtfertigen?"

Man ist Niemandem mehr schuldig, als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthiern und von allen Griechen und Barbaren zusammen genommen nichts mehr, als, wie ich dir schon sagte, daß sie mich leben lassen. Ich bin ihnen also auch nichts weiter schuldig. Ich besitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich sehe also nicht, was Korinth oder irgend eine andere Particular-Gesellschaft in der Welt an mich zu fordern haben sollte.

„Wenigstens hat Sinope, deine Vaterstadt, ein vorzügliches Recht an deine Dienste. —"

Gerade so viel als Babylon und Karthago. — Da die Natur einmal wollte, daß ich geboren werden sollte, so mußt' ich irgendwo geboren werden; der Ort selbst war dabei gleichgültig. Die Herren von Sinope wären sehr unhöflich gewesen, wenn sie meiner Mutter, die eine ehrliche hübsche Frau war, die Freiheit hätten versagen wollen, sich meiner in ihren Mauern zu entladen.

„Aber du wurdest doch zu Sinope erzogen. — Ist die Erziehung kein Vortheil? —"

Wenn sie gut ist; ich kann mich der meinigen nicht sonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antisthenes, ohne daß ich den Athenern desto mehr Dank dafür schuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen, als ich von den Korinthiern. Das Uebrige und,

die Wahrheit zu sagen, das Beste hab' ich meiner Erfahrung und mir selbst zu danken.

„Aber waren nicht deine Voraltern Sinopier? Warum sollte das Vaterland kein Vorrecht an seine Bürger haben?"

An seine Bürger? Unstreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines besondern Staats, wenn ich es nicht seyn will. Frei, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten, setzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andre Verbindung als das natürliche Band mit denen, durch die sie uns das Leben gab, und das sympathetische, wodurch sie Menschen zu Menschen zieht. Die bürgerlichen Verhältnisse meiner Aeltern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand ist befugt, mich zu zwingen, daß ich mich desselben begeben soll, so lange ich keine Ansprüche an die Vortheile einer besondern Gesellschaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates oder als ein Weltbürger leben will.

„Und was nennest du einen Weltbürger?"

Einen Menschen, wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland und alle Geschöpfe seiner Gattung — gleichgültig gegen den zufälligen Unterschied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizei und Privatinteresse unter ihnen machen — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hülfe haben, wenn sie leiden, an sein Mitleiden, wenn er ihnen nicht helfen kann, an seine Zurechtweisung,

wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreude, wenn sie sich ihres Daseyns freuen.

Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hineinziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unserer Handlungen, solange wir uns bloß als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft ansehen und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar, was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megära als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteiischen, durch keine unechte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löschet, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der Erste, der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß

er sich nicht in die Leidenschaften und Absichten einer besondern Gesellschaft einflechten läßt.

Da er sich angewöhnt hat, außer dem Nothwendigen, was die Natur bedarf, alles Uebrige, was Gemächlichkeit und Ueppigkeit den Günstlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, so hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne Jemandem beschwerlich zu seyn. Im Nothfall verschafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie so unfreundlich seyn, einem harmlosen Menschen, der Niemandem im Wege steht, eine Hütte oder wenigstens einen hohlen Baum zur Wohnung zu versagen.

Uebrigens ist ein Weltbürger, wie ich ihn schildere, kein so unnützlicher Mann, als man sich gemeiniglich einbildet. Es ist eure eigne Schuld, wenn ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon, euch zu schmeicheln, euch auf Abwege zu verleiten, euch in euren Thorheiten zu bestärken; er gewinnt nichts durch euren Fall: wer sollte sich also besser dazu schicken, euch die Wahrheit zu sagen, deren ihr am meisten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn ihr klug genug wäret, guten Rath anzunehmen) der wichtigste Dienst, den man euch leisten könnte.

Zum Beispiel, damit du deine Stunde nicht ganz bei mir verloren habest, hätte ich gute Lust, Philomedon, dir eine kleine Lehre mit nach Hause zu geben, welche — wenigstens zehn Talente werth ist; und von mir könntest du sie umsonst haben.

„Laß hören, Diogenes!"

Du bist höchstens fünf und dreißig Jahre auf der Welt, Philomedon. Du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die Alles bewundern, was du sagst, und Alles gut heißen, was du thust, um sich alle Wochen zwei oder drei Mal satt bei dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da du einer der reichsten Bürger bist, so ist dir mehr als tausend Andern daran gelegen, daß es dem Staat wohl gehe, aus dem du so große Vortheile ziehst. — Oder trauest du deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, daß die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, austheilt, wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch deines Reichthums — und Gelegenheiten dazu wirst du nur zu häufig finden — würde dir die Herzen deiner Mitbürger gewinnen und deine Erhaltung zum Gegenstand der allgemeinen Wünsche machen. Wer wollte sich noch lange besinnen, ob er einen so großen Vortheil um eine arme Hand voll Goldes erkaufen wollte?

„Ob Philomedon diese guten Lehren des wohlmeinenden Cynikers zu Herzen genommen?" — Wir lesen nichts davon; es ist möglich, aber nicht zu vermuthen.

32.

Ein weiser Mann, liebe Leute, ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugigen,

milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder den Söhnen des Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung, Niesewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen!

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter Besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses vorüber rauschende Daseyn gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu reden) ein sehr gleichgültiges Geschenk gemacht.

Weisheit! Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — was seyd ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude? und du, die beste Art ihrer zu genießen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats? — als daß sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist; — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann und

thun soll; — und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, Alles dieses in dem höchsten Grade von Vollkommenheit, der sich denken läßt, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben: was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenstand, etwas Gutes zu befördern oder etwas Böses zu verhindern oder zu vergüten; — und analysirt ihr dieses Böse und Gute, so löset sich immer jenes in Schmerz und dieses in Vergnügen auf.

Warum schwitzt der emsige Hausvater, mit schwerer Mühe, ganze Wochen durch über seiner Arbeit? — Um sich an einem festlichen Tage mit seinen Hausgenossen der Freude zu überlassen.

Der müde Tagelöhner versingt aus voller Brust das Gefühl seines mühseligen Lebens. Mit einer Wollust, die den Lieblingen des Plutus unbekannt ist, öffnet er, unter einen schattigen Baum hingeworfen, seinen sonnegeschwärzten Busen dem kühlenden Zephyr; und, wenn ihn unverhofft das braune Grasmädchen beschleicht, vergessen beide — unter unschuldigern Scherzen vielleicht, als die eurigen sind, ihr Meister der feinsten Lebensart! — daß es Leute in der Welt gibt, welche glücklicher scheinen, als sie sich in diesen Augenblicken fühlen.

Der Nepenthe, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, ist die Freude.

Wie unglücklich würden neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts seyn, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihrem Zauberbecher auf die Beschwerden ihres Lebens fallen ließe!

Wir Griechen sind so sehr davon überzeugt, daß Freude das höchste Gut der Sterblichen ist, daß wir uns, so oft einer dem andern begegnet, nichts Bessers zu wünschen wissen, als Freude.

Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttin opfern? — Er ist krank, wie ich sagte, oder — er ist noch was Aergers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut Alles, was es zu thun hat, muntrer und mit besserm Willen, als — ein dummes oder schwermüthiges; und (unter uns gesagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmal mehr, als ein andres; Eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.

Wenn die Athener bei guter Laune sind, so vergessen sie über einer Komödie, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen den Verdruß über eine verlorne Schlacht oder die schlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Einkünfte.

Alcibiades machte mit ihnen, was er wollte, weil er das Geheimniß besaß, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spaß zu machen, über dem sie das Böse vergaßen, das er ihnen zufügte. Drückt uns immerhin ein wenig; — wir würden es an eurem Platze eben so machen — aber empört unsre Geduld nicht, indem ihr uns verbietet, einen Theil unsrer Plagen wegzuscherzen. Das hieße, ohne den mindesten Vortheil auf eurer Seite, unsere Last verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindesten Namen zu geben, sehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk, das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läßt sich viel leichter regieren, als ein schwerfälliges, und ist unendliche Mal weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionsschwärmerei und politische Schwärmerei, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrophen zu verursachen fähig sind, finden bei einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg, und sie wird vergessen. Eben diese Grille würde unter einem milzsüchtigen Volke, bei einem mäßigen Zusammenflusse befördernder Umstände, die Gemüther in allgemeine Gährung gesetzt, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halb Duzend der besten Köpfe gekostet haben!

„Es ist ein schlimmes Zeichen, sagte der alte Demokritus, wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitätisches und

aufgedunsenes Ansehen gewinnt. Irgend ein feindseliger Dämon schwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihm. Ich bin kein Tiresias, setzte er hinzu; aber ich weissage einem solchen Volke mit der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß mich die Zukunft keiner Lügen strafen wird: Dumm und barbarisch wirst du werden, armes Volk! Trebern und Distelköpfe wirst du fressen und Dinge leiden müssen, vor denen Natur und Vernunft sich entsetzen; — und wenn du siehest, daß die Betrüger, von deren gleißnerischer Miene du dich hast hintergehen lassen, ihre Tage in Müßigang und Wollüsten verzehren, das Mark deines Landes aussaugen und deine Weiber und Töchter beschlafen, — wirst du die Augen zumachen und schweigen — oder mit offnen Augen zusehen und doch schweigen und dich bereden lassen müssen, du habest nichts gesehen!"

Glaubt mir, gute Leute! — Doch was bekümmert mich das? — Glaubt es eurer Empfindung — (wenn ihr euch diese abschwatzen laßt, so kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, sie, die selbst die Mutter der besten Freuden ist, verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude."

„Und welche Freuden sind schuldlos?"

Fragst du mich das, Diophant? — Hast du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein sympathetisches Gefühl? Bist du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannst du nichts außer dir lieben? — So will ich dir wenigstens sagen, welche Freuden nicht unschuldig sind. — Warum erröthest du? Fürchtest du, ich werde dich an das Ruhebette der tugendhaften Lysistrata erinnern? Besorge nichts! Möchten

diese unter deinen geheimen Freuden die verdammlichsten seyn! — Die Schadenfreude, Diophant, die Freude, einen Unglücklichen, den du verfolgst, sich zu deinen Füßen krümmen zu sehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienst, das dich eifersüchtig macht, erstickt, eine Tugend, die dich verdunkelt, angeschwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunstgriffe dich des Ohrs eines Großen bemächtiget oder die Erbschaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten listig weggeschnappt zu haben; die Freude, Böses zu thun, damit, wie du uns bereden willst, Gutes daraus erfolge: ich schwöre dir's bei allen Göttern und Göttinnen, Diophant, diese Freuden, wenn es gleich die deinigen wären, sind viel weniger unschuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche diesen Morgen vom aufgehenden Tage bei Tanz und Saitenspiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überrascht wurden!

33.

Du begreifst nicht, Eurybates, was ich mit dieser Schutzrede für die Freude wolle, die dir in dem Munde des Diogenes unerwartet ist? Ich würde, däucht dir, am wenigsten dabei zu verlieren haben, wenn die ernsthaften Leute, die sich's zum Verdienst anrechnen, in ihrem Leben nie gelacht zu haben, die Oberhand in der Welt gewinnen sollten.

Du irrest dich vielleicht, Eurybates; — denn sie würden mir meine gute Laune nehmen wollen; und wenn sie das könnten, so möchten sie mir eben so gut auch das Leben nehmen; ich würde keine Bohne mehr darum geben.

Aber, in der That, ich dachte dabei weniger an mich selbst, als an eure Kinder und Kindeskinder. — Ich hatte bei mir selbst nachgedacht, was daraus folgen würde, wenn eine gewisse Partei von Graubärten in eurem Rathe durchdränge, welche Tag und Nacht über Verderbniß der Sitten klagt und, wie ich höre, neulich den Vorschlag gethan hat, daß man alle die Personen beiderlei Geschlechts aus Korinth wegschaffen solle, deren Profession ist, Andern Vergnügen zu machen. Alle Tempel und Capellen, wo den Göttern der Freude geopfert wird, sollen geschlossen, alle Schauspieler, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen auf einen Tag aus der Stadt verwiesen werden, — wenn es nach dem strengen Sinne dieser Herren ginge, welche sich ihrer eigenen Jugend nicht gerne mehr erinnern und einen vielleicht unbilligen Haß auf Vergnügungen geworfen haben, zu denen sie das Alter oder ihre ehemalige Unmäßigkeit unvermögend gemacht hat.

Ich gestehe dir, Eurybates, ich würde diese fröhliche Bande aus meiner Republik auch verbannen, oder vielmehr, ich werde sie nie hinein lassen, sobald ich Gelegenheit finde, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. — Aber, ob ihr sie aus Korinth verweisen sollt, ist eine andere Frage.

Die Perikles und die Sokraten, die Weisesten und Besten zu Athen, versammelten sich des Abends bei der schönen Aspasia. Man sprach von wichtigen Dingen in dem muntern Tone, der die lange Weile verbannt, und Kleinigkeiten wurden durch Witz und Laune interessant. Aspasia war die Seele der Unterredung. Die schönsten Ideen, die klügsten

Anschläge wurden in dieser Gesellschaft entworfen, welche nur Erholung und Zeitvertreib zum Zweck zu haben schien; und oft fand Aspasia Mittel, entfernte Gemüther unvermerkt zu vereinigen oder kleine Mißverständnisse zu heben, welche in der Folge der Republik hätten nachtheilig werden können. Eine niedliche Abendmahlzeit öffnete vollends die Gemüther der Geselligkeit und Freude. Kleine rosenbekränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen, die Philosophie lernte von den Grazien scherzen, man sprach Dinge, welche werth waren, von einem Xenophon geschrieben zu werden; bis die Musen, unter der Gestalt lieblicher junger Mädchen, durch Gesang und Tänze die Scene beschlossen.

Sage mir nun, Eurybates, würde sich Athen besser befunden haben, wenn es die schöne Aspasia mit ihren Mädchen fortgeschickt und die Perikles und Sokraten genöthigt hätte, ihre Abende ernsthafter zuzubringen?

Meinest du, daß Hellas diesen mannigfaltigen Ueberfluß von schönen Bildern und Gemälden, diese Meisterstücke idealischer Schönheiten, welche den Geist zu Begriffen von überirdischer Vollkommenheit erheben, besitzen würden, — wenn keine Theodoten, Phrynen, Danaen und ihres gleichen gewesen wären, welchen der Wohlstand nicht verbot, ihre Schönheit zur Aufnahme der Kunst dienen zu machen?

Und was für Ergötzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die fröhlichen Grazien aus unsern Gränzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? — So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! —

Skythische Schmäuse und thracische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.

In kurzem wird euer Witz plump, eure Gemüthsart rauh und ungesellig, eure Tugend wild, spröd und menschenfeindlich seyn. Ihr werdet eurer Jugend eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbekehrt von euren Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht seyn, welche ihnen selbst und dem Staate zehnmal verderblicher seyn werden. Die Fremden werden eure Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für sie haben wird; und der müßige Theil eurer Bürger, dem ihr die unschädlichsten Mittel, seine Zeit zu verlieren, benommen habt, wird in kleine Privatgesellschaften zusammen schleichen und aus lauter langer Weile anfangen, die Regierung nach falschen Begriffen zu bekritteln, Intriguen anzuzetteln und Staatsveränderungen zu träumen.

Ich habe, wie du sagtest, bei Allem diesem nichts zu verlieren: aber, Alles überlegt, dächt' ich, ihr behieltet immer eure Komödianten, Mimen, Gaukler, Flötenspielerinnen u. s. w. mit den kleinen Uebeln, von welchen ihr Daseyn begleitet ist. — Es gibt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu der Hang zum Vergnügen verleitet, Gränzen zu setzen. Aber gegen die Uebel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Musen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Scherzen und Freuden, des Landes verwiesen habt, weiß ich kein Mittel, als — ihr müßtet euch gefallen lassen, eure Republik nach der spartanischen oder platonischen — oder nach

der meinigen umzuschaffen; und dabei würdet ihr einige Schwierigkeiten finden!

34.

Was ich von den Leuten halte, die in speculativen Dingen immer entscheiden, nie zweifeln, nie gestehen wollen, daß sie von gewissen Dingen nicht mehr wissen, als wir Andere? — Von den Leuten, welche euch ganze Wochen lang von Wesen und Naturen, von Atomen und Homöomerien, vom Vollen und Leeren, von Geist und Materie, von Ursachen und Zwecken unterhalten und euch die unbekannten Länder, ihre Lage, Größe, Länge, Breite, Luftbeschaffenheit, Wärme und Kälte, ihre Producte, Pflanzen, Thiere, Einwohner und deren Lebensart, Polizei, ehemalige und künftige Begebenheiten u. s. w. so genau und zuversichtlich beschreiben, als ob sie eben jetzt mit Gelegenheit eines Kometen oder der Himmel weiß welches andern wunderbaren Fuhrwerks von dannen angelangt wären? — Was ich von ihnen halte?

Ich hörte einst einen solchen vielwissenden Schwätzer in der bunten Halle zu Athen zwei volle Stunden von den Geheimnissen der pythagorischen Zahlen sprechen. Wir liehen ihm unsere Ohren mit großer Geduld und begriffen nichts von dem, was er uns offenbarte; dessen ungeachtet fand der Pythagoräer großen Beifall. Er versprach, den folgenden Tag von den sieben Sphären und von der achten Sphäre und von den erstaunlichen Dingen, die über der achten Sphäre sind, eben so lang und eben so gelehrt zu sprechen. Ich lachte über meine eigene Narrheit und ließ mich dennoch von der

kindischen Neugier, was der Mann über solche Dinge werde sagen können, noch um zwei Stunden und zehn Drachmen betrügen. — Das sollen aber auch die letzten Drachmen seyn, sagte ich, wie er fertig war, die ich um Nachrichten von den Dingen überm Mond ausgebe, und wenn ich älter werden sollte als Tithon!

Nach etlichen Tagen ließ ich in ganz Athen ansagen, daß ein chaldäischer Weiser neu angekommen sey, welcher sich im Keramikus zu einer gesetzten Zeit öffentlich werde hören lassen. Es versammelte sich eine erstaunliche Menge Volks. Ich hatte mich, so gut ich immer konnte, in einen Chaldäer vermummt; ein langer weißer Bart und ein Mantel, mit allen Thieren des Sternhimmels bemalt, that eine vortreffliche Wirkung. Man lechzte vor Erwartung unerhörter Dinge bei meinem Anblick. Alles wurde still, wie ich mich zu räuspern anfing. Ich fing also an und sprach —

Ich gebe euch zehen Tage oder zehen Olympiaden, wenn ihr wollt, zu errathen, wovon ich sprach; — ihr werdet eher auf alles Andere rathen —

Vom Mann im Monde sprach ich.

Ich unterließ nicht, meine Zuhörer in dem Eingang meiner Rede mit einem so emphatischen Schwunge zu dem, was ich ihnen sagen würde, vorzubereiten, daß sie kaum erwarten konnten, bis ich wirklich zur Sache schritt. Aber ich muß noch jetzt lachen, wenn ich mir den Ausdruck von Erstaunen, Ueberraschung, Ungeduld und zwanzig andern Leidenschaften wieder vorstelle, der mir in der possirlichsten Vermischung aus unzähligen verzerrten Gesichtern entgegen kam, wie ich

ankündigte, daß ich sie vom Mann im Monde unterhalten würde.

Einer sah den Andern an und murmelte — Vom Mann im Monde! — Alle ohne Ausnahme sahen wie Leute aus, die sich gewaltig in ihrer Erwartung betrogen fanden. — Vom Mann im Monde!

Ja, vom Mann im Monde, rief ich, ohne mich aus der Fassung setzen zu lassen: von der wunderbarsten, wichtigsten und geheimnißvollesten Materie, wovon jemals ein Sterblicher zu Sterblichen gesprochen hat; vom Mann im Monde!

Der alte Knabe ist ein Narr, rief einer ziemlich laut, oder er hält uns für Narren. — Es könnte wohl beides seyn, dacht' ich.

Der dritte Theil der Versammlung machte Miene, davon gehen zu wollen.

Seyd ihr klug? rief ihnen ein alter hohlaugiger Schuhflicker zu, der selbst so aussah, als ob er aus irgend einem Planeten ausgewandert wäre; konntet ihr von einem Weisen aus Chaldäa weniger erwarten? Sagte er nicht, daß er von unerhörten Dingen reden würde? Man muß ihn erst anhören, eh man urtheilen kann. Ich habe mehr Leute seiner Art gesehen; es stecken Dinge hinter ihm, die man ihm nicht an der Nase ansieht; und gerade, weil die Materie, wovon er sprechen will, närrisch scheint, wollt' ich um meinen Kopf wetten, daß ein Geheimniß unter der Decke liegt. Wer weiß — Kurz, ich will den Mann im Mond kennen lernen — ein Andrer kann auch thun, was er will.

Was der Schuhflicker gesagt hatte, war, dem Ansehen nach, gerade, was der größte Theil der Versammlung dachte.

Nachdem also der Lärm eine Weile gedauert hatte, kam am Ende heraus, daß Jedermann da blieb und wenigstens hören wollte, was man wohl vom Mann im Monde werde sagen können?

Ich fuhr fort, soviel ich mich erinnern kann, ungefähr wie folget:

„Nach dem, was ich euch angekündigt habe, meine Herren von Athen, scheint nichts billiger von mir erwartet werden zu können, als daß ich euch vor allen Dingen eine solche Erklärung von dem, was unter dem Mann im Monde zu verstehen sey, gebe, vermittelst deren ein Jeder, so oft die wellenförmige Bewegung der Töne, woraus dieser Name besteht, sein Trommelfell erschüttert, denjenigen bestimmten Begriff damit verknüpfen könne, der keinem andern Mann in der Welt zukommt, als dem Mann im Monde.

„Dem ersten Anschein nach eine sehr billige Forderung; aber in der That, meine Herren, eine Forderung, welche so schwer zu befriedigen ist, daß ihr mir eben so leicht zumuthen könntet, den Ocean in einen Becher zu schöpfen und — wofern es Wein von Thasos wäre — ihn auf eure Gesundheit auszutrinken.

„Es gibt viele Dinge in der Welt, die beim ersten Anblick nicht die geringste Schwierigkeit zu haben scheinen; man glaubt sie so gut zu kennen, als die Mutter, die uns geboren hat. Kommt es aber dazu, daß wir den Mund aufthun sollen, um uns deutlich darüber vernehmen zu lassen, so finden wir uns beinahe in der Nothwendigkeit, ihn unverrichteter Sachen wieder zuzuschließen, so weit wir ihn

aufgemacht hatten. So ist, zum Beispiel, nichts leichter zu sagen, als: Wir wollen vom Mann im Monde reden! oder — Laßt doch hören, was man vom Mann im Monde sagen kann! Aber ich berufe mich auf euer eigenes Gefühl, wie euch zu Muthe wäre, wenn ihr euch anheischig gemacht hättet, von einem Dinge zu sprechen, das weder in die Sinne fällt, noch ohne Sinne begriffen werden kann!

„Aufrichtig zu reden, ungeachtet ich als ein Philosoph verbunden bin, niemals einiges Mißtrauen in die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit meiner Einsichten zu verrathen: so seh' ich mich doch in keiner geringen Verlegenheit, ob ich von der Wirklichkeit des Mannes im Mond oder von seiner Möglichkeit zuerst reden soll. Denn, damit er wirklich seyn könne, muß er möglich seyn, und, damit er möglich seyn könne, muß er wirklich seyn. Hier liegt der Knoten!

„Sag' ich, der Mann im Mond ist möglich: so denk' ich entweder nichts bei dem, was ich sage, — welches freilich das Bequemste ist — oder ich setze in der That voraus, daß er sey; denn wie könnt' ich sonst sagen, er sey möglich. Es ist gerade so viel, als sagt' ich, der Mann im Mond ist blau oder großnasig, oder, er ist ein guter Mann; — denn bei jeder dieser Behauptung setz' ich voraus, daß ein Mann im Mond ist, oder es wäre lächerlich zu sagen, er ist dieß, oder er ist jenes; und ich würde im Grund eben so viel sagen als: das Ding, das nicht ist, ist etwas.

„Sag' ich auf der andern Seite, der Mann im Mond ist wirklich: so setze ich seine Möglichkeit voraus, wozu ich doch nicht befugt bin, eh' ich sie erwiesen habe. Will ich sie aber

erweisen, flugs bin ich wieder in dem verwünschten Cirkel, in welchem ich mich so lange von Möglichkeit zu Wirklichkeit und von Wirklichkeit zu Möglichkeit herumdrehe, bis mir der Kopf so schwindlig wird, daß ich die ganze Welt, den Mann im Mond und meine eigene Wenigkeit aus dem Gesicht verliere und am Ende nicht einmal den Unterschied zwischen meinem eigenen kleinen Ich und dem unendlichen Nicht=Ich mehr erkennen kann.

„Bei so bewandten Umständen weiß ich Ihnen und mir nicht anders zu helfen, als daß wir uns entweder mit dem einfältigen Behelf, „es ist nicht klar," ausreden, — und eh' ich mich dazu bequemte, wollt' ich lieber den Kopf verlieren! — oder daß wir einen Anlauf nehmen und mit so vieler Dreistigkeit, als uns nur immer möglich ist, geradezu behaupten: der Mann im Mond existire, so gut als Hermes Trismegistus oder irgend ein anderer Mann in der Welt; eine Behauptung, wobei wir den doppelten Vortheil haben, daß unsere Gegner entweder das Gegentheil beweisen — oder schweigen müssen, und daß alle Männer außerhalb des Monds um ihrer selbst willen genöthigt sind, sich zu uns zu halten; denn wo lebt der Mann, gegen den sich nicht die nämlichen Zweifel erregen ließen? In welchem Betracht ich gestehe, daß mir der Beweis des tiefsinnigen Heraklitus noch immer die meiste Genüge thut, der, um auf einmal aus der Sache zu kommen, sagt: Der Mann im Mond ist da, denn wie könnte er sonst der Mann im Monde seyn?

„Nachdem wir uns solcher Gestalt aus dieser ersten Schwierigkeit glücklich herausgewickelt haben, so entsteht die

andere große Frage: Wenn der Mann im Mond ist, was ist er?

„Hier, meine Herren, öffne ich euch die Pforte des metaphysischen Abgrundes. Ein undurchdringliches Dunkel scheint hier euren forschenden Blicken auf ewig Einhalt zu thun. Aber lasset euch nicht dadurch abschrecken! Wir schauen so lange hinein, bis wir etwas sehen.

„Ich verrathe euch hier ein großes Geheimniß: eure Philosophen werden böse auf mich werden; aber ich mache mir nichts daraus. Nur immer hineingeschaut, meine Freunde! Wir haben kein anderes Mittel, Entdeckungen in den unbekannten Ländern zu machen.

„Seht ihr noch nichts? — Seyd deßwegen unbekümmert! Es liegt bloß daran, daß wir unsere Augen zuvor in die gehörige Verfassung setzen. Höret an!

„Als ich zuerst anfing, mich um den Mann im Mond zu bekümmern, ohne zu wissen, wie ich es anfangen sollte, ging ich bei allen euren Philosophen herum und fragte sie, was sie davon wüßten?

„Der Mann im Mond? — sagte der Erste, an den ich mich wandte — es ist so leicht nicht, ihn kennen zu lernen! Wenn Ihr aber entschlossen seyd, das Abenteuer zu unternehmen, so kommt Alles darauf an, daß Ihr ausfindig macht, was er ist, — und wie er ist, was er ist. — Das ist eben, was ich wissen möchte, sagte ich. — So mußt du nun bei Andern nachfragen, versetzte jener; denn ich habe dir Alles gesagt, was ich von der Sache weiß.

Staatl. Bibliothek Passau

„Nun ging ich von Haus zu Haus, um zu hören, was die Weisen im Volk auf meine Fragen antworten würden. Und hier erfuhr ich die Wahrheit des alten Sprichworts: Viel Köpfe, viel Sinne; ausgenommen, daß ich zuletzt einen guten Theil mehr Köpfe als Sinne herausbrachte.

„Der Mann im Mond ist kein eigentlicher Mann, sagten Einige: man könnte eben so gut sagen, die Frau im Mond, ob er gleich, genau zu reden, weder Mann noch Frau ist. — Denn, wenn er ein eigentlicher Mann wäre, so müßte er eine Frau haben, oder wo bliebe der zureichende Grund seiner Mannheit? Nun hat man aber nie von einer Frau im Monde oder von der Frau des Mannes im Monde reden gehört: also u. s. w. —

„Die Wahrheit ist, daß er gar nichts mit uns gemein hat, sagte ein Anderer.

„Das ist unmöglich, sprach der Dritte; er muß uns doch immer ähnlicher seyn, als einer Auster oder einer Seenessel.

„Ich beweise meinen Satz, versetzte jener. Alles, was unterm Mond ist, ist nicht im Mond, und umgekehrt; und es muß ein Grund vorhanden seyn, warum es unterm Mond und nicht vielmehr im Mond ist, wo es sich vielleicht eben so gut befände; nun stimmen alle Leute überein, daß der Mann im Mond — im Mond ist —

„Wenn er im Mond ist, zugegeben! fiel ihm dieser ein: aber ich getraue mir zu behaupten, daß er vielleicht zwei Drittheile vom Jahr in der Venus oder im Mercur ist, oder daß er sich wenigstens den Winter über, der im Monde ziemlich kalt seyn mag, anderswo aufhält.

Staatl. Bibliothek Passau

„Fi, sagte jener, wie wolltet Ihr das beweisen können, da warm und kalt nichts Absolutes ist? Natürlicher Weise ist die Organisation des Mannes im Monde seinem Aufenthalte gemäß; und weil dieser (wie alle Astronomen wissen) feucht und kalt ist, so muß auch der Mann im Mond ein ausgemachter Phlegmaticus seyn: ist er aber das, so läßt sich ohnehin nicht begreifen, was man in der Venus, welche der Planet der Liebe ist, mit ihm anfangen wollte.

„Die Herren sprechen sehr zuversichtlich von dem guten Mann im Monde, sprach ein Vierter; und doch bin ich gewiß, daß sie nicht mehr von ihm wissen, als ich — das ist, so viel als — gar nichts. Denn ich behaupte, man müßte wenigstens einen Sinn mehr haben, als die fünf oder sechs, die wir haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihm machen zu können. Nach unserer Art zu reden ist er weder groß noch klein, weder hitzig noch frostig, weder sauer noch süß, weder weiß noch schwarz; — er ist — er ist — das mag er selbst wissen, was er ist!

„Die Meinung dieses letztern führte offenbar zum Skepticismus, der uns Dogmatikern von jeher so verhaßt gewesen ist, als — die Philosophie der Gymnosophisten — der Schneidergilde. Indessen, da ich doch nach Allem, was mir die weisen Männer gesagt hatten, weder mehr noch weniger von der Sache wußte, als zuvor: so beschloß ich einen Versuch zu machen, wie weit mich mein eigenes Nachdenken in dieser äußerst dunkeln Materie führen könnte.

„Wenn es seine Richtigkeit hat, sagt' ich zu mir selbst, daß ein jedes Ding das ist, was es ist, so kann ich ohne

mindestes Bedenken zum Grunde legen, der Mann im Monde sey — der Mann im Monde. Ihr meint vielleicht, damit sey nicht viel gesagt: aber da würdet ihr euch mächtig irren, meine werthen Herren. Ich habe schon viel damit gewonnen, wenn ihr das zugeben müßt! — Denn, wenn der Mann im Mond — der Mann im Mond ist, so ist er also

nicht der Mann im Mercur,
noch im Mars,
noch im Jupiter,
noch im Saturnus; — u. s. w. Er ist auch
nicht der Mann im Thierkreise,
noch in der Milchstraße,
noch im Feuerhimmel,
noch im leeren Raum,
noch im Chaos, — sondern wirklich und wahrhaftig

der Mann im Monde; und da er das ist, so

ist er auch weder Fisch,
noch Vogel,
noch Amphibion,
noch Insect.

„Er kann weder schwimmen noch fliegen — wiewohl ich für die Gewißheit des letztern nicht gut sagen wollte. Denn vielleicht ist es im Monde möglich, ohne Floßfedern zu schwimmen und ohne Flügel zu fliegen; oder er könnte auch Flügel und Floßfedern haben, ohne darum weniger der Mann im Monde zu seyn.

„Eben so wenig getraue ich mir aus seiner bloßen Identität mit sich selbst, d. i. daraus, daß der Mann im Mond —

nicht der Nicht=Mann im Nicht=Mond ist — mit völliger Gewißheit zu bestimmen, ob er

von Essen und Trinken lebt, wie wir,
oder von der Luft, wie der Paradiesvogel,
oder von Sonnenstrahlen, wie der Phönix,
oder von Ideen, wie Platons Geister?
ob er sein Geschlecht fortpflanzt oder nicht? und ersten Falls,
ob er ein Weibchen seiner Gattung dazu nöthig hat?

oder ob er sich mit sich selbst behelfen kann, wie unsere Schnecken?

oder ob er sich durch die Wurzel
oder durch Zwiebeln
oder durch Knospen
oder durch Schößlinge
oder durch Eier
oder durch lebendige Junge fortpflanzt?

oder vielleicht, wie der Phönix, immer der einzige von seiner Art bleibt und nur von Zeit zu Zeit wieder aus seiner Asche hervorgeht? —

ob er lang oder kurz,
fett oder mager,
blond oder braun,
gut oder bösartig,
gelehrt oder unwissend,
ein guter oder schlechter Dichter ist?
ob er gut tanzt,
gut reitet,
gut Ball spielt, — u. s. f.

„Diese und zwanzigtausend andere Fragen dieser Art, welche ein Jeder, auch mit dem mäßigsten Grade von Witze, sich selbst machen kann, unter andern auch die nicht ganz unerheblich scheinenden:

Was kümmert uns der Mann im Mond?

Was für einen Einfluß hat er auf unser Wohl= oder Uebelbefinden?

Ist es auch wohl überall der Mühe werth, sich den Kopf um ihn zu zerbrechen?

„Alle diese Fragen werden (wie ich besorge) nicht wohl beantwortet werden können, solange wir nicht Mittel und Wege finden, den Mann im Monde näher kennen zu lernen; ob ich gleich überhaupt nicht ungeneigt bin, zu glauben, daß er — falls er so allein im Mond ist, wie man vorauszu=setzen pflegt — ziemlich oft lange Weile haben und über=haupt kein Mann von sehr angenehmer Laune oder lebhaftem Umgang seyn mag.

„Doch, wie gesagt, meine Herren Athener, die Ehre, alle nur ersinnliche Probleme, welche sich über oft besagten Mann im Mond aufwerfen lassen, rein und aus dem Grunde auf=zulösen, ist lediglich demjenigen unter unsern philosophischen Abenteurern aufbehalten, welcher sinnreich oder glücklich genug seyn wird — den Weg in den Mond zu entdecken, wofern einer ist; oder sich einen Weg dahin selbst zu machen, wofern keiner ist; und — was zum wenigsten eben so nothwendig scheint — den Weg wieder zurückzufinden, nachdem er sich lange genug da aufgehalten haben wird, um eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen machen zu können; vorausgesetzt, daß es

überhaupt möglich sey, mit Hülfe solcher Sinne, wie die unsrigen, über einen Mann, wie der Mann im Mond ist, irgend eine Entdeckung zu machen.

„Ihr seht, meine guten Athener, daß ich eure Aufmerksamkeit — nicht gemißbraucht und, Alles wohl erwogen, vielleicht mehr geleistet habe, als ihr billiger Weise von mir erwarten konntet. Wenige meiner Zunftgenossen würden sich so aufrichtig herausgelassen und so wenig Umschweife gemacht haben, um euch auf eine gelehrte Art zu erkennen zu geben, daß sie von einem Dinge sprechen, von dem sie nichts wissen, noch wissen können, d. i. von einem Dinge, welches — was es auch an sich oder für die Bewohner andrer Weltkörper seyn mag, wenigstens für sie — kein Ding ist.

„Uebrigens hoff' ich, dem Mann im Monde selbst, wer er auch seyn mag, durch das, was ich von ihm gesagt oder vielmehr nicht gesagt habe, auf keinerlei Weise zu nahe getreten zu seyn. Er hätte sich vielleicht beleidiget finden können, wenn ich unverschämt genug gewesen wäre, ein System über ihn zu machen und euch mit der gewöhnlichen Dreistigkeit meiner Amtsbrüder seine Figur, Farbe, Bildung, Fähigkeiten, Sitten, Lebensart, Religion, kurz alle seine innerlichen und äußerlichen Bestimmungen vorzudemonstriren. — Aber ich — was konnt' ich Unschuldigers von ihm sagen, als — — gar nichts?"

Hiermit endigte sich meine Rede, und ich schlich mich hinter die Scene, um der Wirkung, welche sie thun würde, desto ungestörter zuzusehen.

Meine Athener, welche vermuthlich geglaubt hatten, das Beste würde noch kommen, machten sehr alberne Gesichter, da sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sahen. Etliche Augenblicke lang standen sie ganz betroffen da, große Augen und halb offne Mäuler nach der Bühne, wo der Chaldäer gestanden hatte, hingekehrt. Aber, nachdem sie sich völlig überzeugt hatten, daß nun nichts mehr zu erwarten sey, erhob sich ein vermischtes Gemurmel, welches immer lauter wurde und zuletzt in ein allgemeines Getümmel ausbrach. Ein Jeder sagte und behauptete seine Meinung von der Sache, von der Absicht, die der Chaldäer bei seiner Rede gehabt haben möchte, ob er gut oder schlecht gesprochen habe, von seiner Miene, von seinem Bart, endlich vom Mann im Monde selbst, und wen er wohl darunter verstanden habe; denn, daß ein Geheimniß unter der Sache stecke, wurde für ausgemacht angenommen. Der Tumult nahm überhand; man zankte sich, man schrie, Alle gaben ihre Stimme auf einmal; und da Viele, welche mit Gründen und Schlüssen nicht so gut zurechte kommen konnten, desto stärker von Schultern und Knochen waren, so wurde man endlich handgemein — kurz, es fehlte wenig, daß der Mann im Monde nicht einen allgemeinen Aufstand in Athen veranlaßt hätte.

Was für Kinder die Athener sind! rief einer von den Klügern, indem er sich in Zeiten auf die Seite machte: merkt ihr denn noch nicht, daß der Chaldäer keine andre Absicht hatte, als euch und eure Philosophen zum Besten zu haben?

35.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tage unter einer Cypresse im Kranion und genoß des Sonnenscheins, welcher alten Leuten in dieser Jahrszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich so eben nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher Andrer, die etwas Besseres als seine Sklaven, aber doch nicht seines gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; aber, da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß Jemand zwischen mir und der Sonne stand.

Bist du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß, — bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer, als anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirn, große funkelnde Augen, mit denen er euch in die Seele hinein sah, eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachten, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte.

Und wer bist denn du, antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, daß du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen?

Ich bin nur Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, versetzte der Jüngling lächelnd: ich gestehe, es ist dermalen nicht viel; aber, was es ist, steht dem Diogenes zu Diensten. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdest, so komm' ich zu dir, um dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philosophie auf einen gemächlichern Fuß zu setzen. Verlange von mir, was du willst; es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr seyn, als in meiner Macht steht.

Versprichst du mir's bei deinem königlichen Worte? sagte ich.

Bei meinem Worte, versetzt' er.

Nun, sagt' ich, so ersuch' ich Alexandern, Philipps Sohn von Macedonien, so gut zu seyn und mir aus der Sonne zu gehen.

Ist das Alles, sagte Alexander.

Alles, was ich jetzt bedarf, antwortete ich.

Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen.

Ein König muß sein Wort halten, sagte Alexander, indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte.

Er rechtfertigt den Zunamen, den ihm die Korinthier geben, sagten die Hofschranzen, und er verdiente, daß ihm auch nach seinem Namen begegnet würde.

Das sollt ihr bleiben lassen, erwiederte der Jüngling: ich versichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so möcht' ich wohl Diogenes seyn.

Und damit führten sie sich wieder ab.

Das Abenteuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? Ich will mit seines gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Mensch gefällt mir. — Weil man doch Könige haben muß, so wär' es eben so gut, solche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte; und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Alexander als Diogenes ist; ich dächte an seinem Platz eben so: aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes seyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist!

Ich wollte, daß er über die Welt zu gebieten hätte und dächte wie Diogenes!

36.

Ich dachte an nichts weniger, als ich gestern Nachts auf meinem ulyssischen Ruhebette lag, als Besuch von einem

Könige zu bekommen: auf einmal öffnete sich das hölzerne Schloß an meiner Hütte, und Alexander, mit einer kleinen Laterne in der Hand, trat ganz allein in meine Zelle. — Ich stand auf und hieß ihn willkommen. Du bist ein sonderbarer Mensch, sagte er zu mir: ich suche dich, so wenig ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn; denn du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsche gebracht —

Darf ich fragen, zu welchem?

„Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn und Könige so demüthigen könnte, wie du."

Vergib mir, Alexander, das war meine Absicht nicht! Ich lag in der Sonne, wie du kamst; sie beschien mich so gut, daß es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so unbedeutend ist. Du hattest nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was Andres eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchtest.

„Gut; wenn du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abenteuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt, — und ich denke, du wärest mein Mann!"

Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber, wenn du es verlangst, kann ich dir so viel

Wahrheit mit auf die Reise geben, als du brauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts Geringerm um; ich habe Ideen, die ich mir nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Kleinasien, Armenien, Syrien, Medien, Indien, — das wäre wohl etwas! Aber, wenn wir das haben, nehmen wir eben sowohl das Uebrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus einem Stücke gemacht ist; die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als einen Anführer nöthig, und — ich fühle, daß ich gemacht bin, dieser Anführer zu seyn."

Ich wollte nicht dafür stehen, daß dir, wenn du damit fertig bist, der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, um das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus einem Stücke gemacht zu seyn scheint, und wozu du, nach deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, sobald du Meister von diesem Erdenrund bist.

„Ich werde nie Chimären verlangen, Diogenes: mein Project ist groß; aber auch so schön, so leicht auszuführen, daß mich nur wundert, wie ich der Erste bin, dem es eingefallen ist."

Du wirst über mich lachen, Alexander; aber ich versichre dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich, in deinem Alter und mit so günstigen Umständen, ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in deiner Hand, und mit dreißig tausend Griechen muß ein junger

Mann, wie du, mit der ganzen Welt fertig werden können. Aber, wenn du sie nun hast, was willst du mit ihr anfangen?

„Welche Frage für einen Philosophen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist Alles schon in meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolicirten Völker werd' ich in neu angelegte Städte ziehen und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen großen Flüssen, an allen Seeküsten will ich neue Colonien und Handelsplätze anlegen; alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straßen vereinigen; dem ganzen Erdboden einerlei Sprache und mit unsrer schönen Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben; und, damit ich Alles übersehen und die Maschine im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine große Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nationen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Vortheile, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der Amphiktyonen des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz die Hauptstadt der Welt und meine Residenz seyn soll."

Und wie lange, König Alexander, denkst du daß dieses große Werk dauern werde?

„Solang ein Alexander seyn wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerei gleich, Freund Diogenes; aber ich traue dir zu, daß du es für das hältst, was es ist. Gesetzt, die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge oder vielmehr die schwindlige Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in kurzem

der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer seyn: so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlecht dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrecken; und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorübergehenden Traum meines Daseyns durch die größte Unternehmung, die jemals in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben."

Aber die Schwierigkeiten der Ausführung?

„Schwierigkeiten? Dafür laß du mich sorgen! Gib mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!"

Aber die Köpfe, die es kosten wird, bis du so viele hundert Nationen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem deinigen regieren zu lassen?

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid, denn ich bin kein Freund von Würgen und Zerstören. Aber, daß ich um dieser Köpfe willen, die doch ohnehin später oder früher der Natur ihre Schuld bezahlen müßten, meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden! Setz' ich nicht meinen eigenen aufs Spiel? — Zudem sind die Weiber in Hyrkanien und Baktriane so fruchtbar, daß der Abgang unmerklich seyn wird."

O Alexander! (rief ich) du bist nur zwanzig Jahre alt! Andre deines gleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müßiggang, zufrieden beim Trinkfeste die Ersten zu seyn und Anschläge auf die Tugend unsrer Weiber zu machen; und du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht und gehst hin, ihn

auszuführen! — Ich sehe dich von der hohen Schönheit deiner Idee begeistert; du bist dazu gemacht, ins Werk zu setzen, was kleinere Seelen für eine Chimäre halten würden. Ich würde dir und mir selbst lächerlich vorkommen, wenn ich dich von deinem Vorhaben abzuziehen suchen wollte. Gesetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, so würd' es gerade so viel seyn, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schlußreden beweisen wollte, daß er besser thäte, nicht verliebt zu seyn. — Geister, wie der deinige ist, erweckt der Himmel, so oft er dem Erdboden eine neue Gestalt geben will. Die Regeln, wonach wir Andere uns zu betragen haben, sind keine Gesetze für Alexandern. — Ich würde dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athener oder Spartaner oder Kappadocier oder Mede oder Aegypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein andres Interesse, als das Beste des menschlichen Geschlechts im Ganzen betrachtet, ist in meinen Augen groß genug, um zu verdienen, daß es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den großen Gedanken aus, der deine Seele schwellt! — Nur vergiß mitten im Laufe deiner glänzenden Unternehmungen nie, daß wir andere Erdensöhne so empfindlich für Schmerz und Vergnügen sind, wie du selbst; und daß du mit allen deinen Vorzügen so hinfällig bist, wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers oder etliche Tropfen Gift von einem treulosen Meden in deinen Becher gemischt, um alle Entwürfe deiner großen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufst eine gefährliche Bahn.

Der Mensch kann Alles eher ertragen, als unumschränkte Gewalt. Der Augenblick, wo du der Versuchung unterliegen wirst, dich von deinen Schmeichlern bereden zu lassen, daß du mehr als ein Mensch seyest, wird das Ziel deines Ruhms und der Untergang deiner Tugend seyn. Dann wirst du deine schönen Thaten durch Laster beflecken, welche deine Menschheit nur zu sehr beweisen werden. Grausamkeit und zügellose Leidenschaften werden deine Regierung verhaßt machen, dein Leben abkürzen und dein Reich einem dieser seltnen und weit glänzenden Meteore gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber wieder verschwunden sind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung starren.

Alexander saß mit gesenktem Haupte da und schien in Gedanken vertieft zu seyn, während ich das Alles sagte. Ich vermuthe, daß er über meinen Sittenlehren ein wenig eingeschlummert war. Aber bald, nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, stand auf und sagte mir, daß er mit Anbruch des Tages von Korinth abgehen würde. „Im Ernste, Diogenes, setzte er hinzu, kann ich dir zu nichts nütze seyn? — Die Korinthier kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht.“

Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Uebels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach, Alexander! es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daß diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag.

„Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes! Ich kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist."

Alexander, sagt' ich ihm, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn und kann keine Freunde haben.

„Verwünscht seyst du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! Ich will nichts mehr davon! Du würdest machen, daß ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an einem Diogenes."

Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zwei Alexandern zu Trümmern gehen würde.

„Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl."

Die Republik des Diogenes.

An Xeniades.

1.

Ich habe dir meine Republik versprochen, guter Xeniades, und der Besuch eines macedonischen Jünglings, der auf Eroberung der Welt auszieht, hat mich in die Laune gesetzt, dir Wort zu halten.

Um den ungeheuren Einfall zu haben, aus allen Völkern des Erdbodens einen einzigen Staat zu machen, muß man — Alexander seyn. So weit erstreckt sich meine Einbildungskraft nicht.

Ich will mir einbilden, ich wär' ein weiser Zauberer, der mit Hülfe einer magischen Ruthe alle seine Ideen realisiren könnte; und hätt' eine noch unbewohnte Insel vor mir liegen, welche groß und fruchtbar genug wäre, einige hundert tausend Männer, mit den dazu gehörigen Weibern und Kindern, auf jeden Mann höchstens zwei Weiber und sechs Kinder gerechnet, hinlänglich zu ernähren.

Ich setze ferner voraus, daß diese Insel — Ja, das ist eben die Frage, was ich voraussetzen soll? — Ob, zum

Exempel, meine künftigen Unterthanen noch ungezeugt und ungeboren — oder zwar erwachsen aber noch wild — oder ob sie wirklich schon so policirt, so geschickt, so wohl erzogen und fromm seyn sollen, als wir Griechen sind?

Die Sache verdient Ueberlegung.

2.

Alles wohl erwogen, denke ich, ich will sie schon erwachsen nehmen; es würde mir gar zu viele Mühe machen, bis ich so viele Leute gezeugt, geboren und so weit gebracht hätte, daß sie ohne Führband gehen könnten.

Doch — ich vergesse, daß ich ein Zauberer bin! Kann ich sie nicht mit einem einzigen Schlag meiner Ruthe machen, wie ich sie haben will? — Das ist kein geringer Vortheil; aber bei einem solchen Geschäft ist er unentbehrlich. Der Henker möchte eine Republik machen, wenn man die Leute nehmen müßte, wie man sie fände.

Ich hole mir also ungefähr hundert tausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Kolchis zusammen, wo man sagt, daß sie am schönsten wachsen. — Es versteht sich, daß ich sie aus vier= oder fünfmal hundert tausenden ausgesucht habe, — lauter große, starke, voll aufgeblühte Dirnen, mit langen blonden Haaren, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden ausgeschweiften Hüften, kurz mit Allem, was die Kenner zur vollkommnen Schönheit und Gesundheit — einer Kindergebärerin fordern; — von Farbe lauter Lilien und Rosen, und alle im zwanzigsten Jahre.

Diese Mädchen versetz' ich durch einen Schlag meiner Ruthe mitten im Mai in das anmuthigste Thal am Fuße des Antilibanus. — Meine Geister haben indessen unter jedem Mandelbaum und Rosinenstrauch eine Tafel gedeckt: keine Niedlichkeiten von der Art, womit unsere Reichen sich langsam vergiften lassen; gute, nahrhafte, saftvolle Speisen und frisches Quellwasser dazu, so viel sie wollen.

Sobald Alles fertig ist, flugs holt mir hundert tausend hübsche junge Bursche aus Hyrkanien und Baktriane her! — Keine Adonisse, keine glatte halb weibliche Ganymede, wie ihr korinthische Herren, wer weiß wozu, in euern Gynäceen unterhaltet; — große derbe Bengel, die noch alle ihre Jugendkraft beisammen haben, gewohnt, in Wäldern herumzuschwärmen und, wie lauter Herculesse, ihren Landsleuten, den Tigern und Pantherthieren, die Häute abzujagen, die um ihre breiten Schultern hangen.

Wie die Mädchen und die Jungen einander ansehen werden, — das könnt ihr euch vorstellen.

Die Natur mag jetzt vollenden, was ich angefangen habe. — Ihr könnt euch darauf verlassen, daß sie gute Arbeit machen wird.

„Aber, wie? sagt ihr, — nichts als Brunnenwasser dazu? Keinen Wein von Thasos, von Chios, von Cypern?" — Keinen Tropfen! Glaubt ihr, meine Hyrkanier haben solche Stärkungsmittel vonnöthen? Meine Mädchen würden euch ein solches Mißtrauen sehr übel nehmen.

Die Morgenröthe bricht an. — Die Jünglinge wachen auf und wollen auch die armen Kinder nicht länger ruhen

lassen. — Nun, es mag seyn, weil es doch das letzte Mal ist! und dann, meine Geister, tragt mir sie, eben so plötzlich als sie gekommen sind, wieder in ihre Wälder zurück; ich habe sie nicht mehr vonnöthen.

Juno Lucina steh uns bei! In neun Monaten hab' ich zum wenigsten hundert und dreißig tausend kleine Bübchen und Mädchen zu erziehen, jedes Mädchen so lieblich wie eine Grazie, jeder Knabe so schön wie der junge Bacchus.

Und nun laßt sehen, ob ich euch nicht eine Republik daraus machen will, wie noch keine gewesen ist!

3.

Ich weiß es mir selber Dank, daß ich mir die künftigen Einwohner meiner Republik nach meiner eigenen Idee habe machen lassen, — oder, richtiger zu reden, daß ich es der bloßen unverdorbenen Natur aufgetragen habe, sie zu machen, wie sie es selbst für gut befände. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich würde in zwanzig Jahren nicht mit allen den Veränderungen fertig geworden seyn, die ich mit euren policirten Griechen und Asiaten hätte vornehmen müssen, bis sie nur einigermaßen in meinen Staat getaugt hätten.

Ich wohnte neulich den isthmischen Spielen bei. Welch eine unendliche Menge Volks, von Königen und Königinnen, bis zu — Sklavenmäklern und Citronenmädchen, übersah ich da mit einem Blicke! Wie viele Gattungen und Arten, in fast unzählbaren Subdivisionen! — Staatsmänner, Archonten, Räthe, Redner, Advocaten; Heerführer, Oberste, Haupleute, bis zu den Helden, die des Tages für achtzehn Pfennige

dienen; Priester, Poeten, Geschichtschreiber, Philosophen, Maler, Bildhauer, Musikanten, Baumeister, Meister in allen nothwendigen und entbehrlichen Künsten, Wechsler, Kaufleute, Seefahrer, Juwelenhändler, Spezereikrämer, Weinhändler, Köche, Pastetenbäcker; Komödianten, Mimen, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Beutelschneider, Schmarotzer, Kuppler; — und unter allen diesen Kluge, Witzige, Dummköpfe, ehrliche Leute, Spitzbuben, Ehrgeizige, Niederträchtige, Wucherer, Verschwender, Weichlinge, Narren und Gecken von so vielerlei Arten, Gattungen, Geschlechtern, Figuren, Farben und Zuschnitt, daß Aristoteles in seinem ganzen Leben nicht fertig würde, wenn er sie classificiren wollte.

Was für ein mächtiger Gott ist der Zufall! dacht' ich bei mir selbst. Welcher Philosoph getraute sich, aus so ungleichartigen Bestandtheilen ein erträgliches Ganzes zusammenzusetzen? — Und dieser Zufall hat alle unsere kleinen Reiche und Staaten daraus zusammengestöbert; und doch seht ihr, daß es nach Gestalt der Sachen noch so ziemlich erträglich darin zugeht.

Indessen gesteh' ich, der Fehler mag nun an meiner Republik oder an was Anderm liegen, daß ich die wenigsten von allen diesen wackern Leuten zu gebrauchen wüßte.

Fürs erste müßte ich die ganze Classe der Staatsleute abdanken; denn meine Republik muß von sich selbst gehen, wenn sie einmal aufgezogen ist, oder ich wollte keine faule Mispel um sie geben.

Soldaten? — Meine Leute sollen glücklich seyn, ohne es zu scheinen. Man soll es nicht der Mühe werth halten, sie

anzufallen; und vor bloßen Räubern fürchten sie sich nicht. Es sind starke nervige Gesellen, welche die Keule so gut zu führen wissen, als ihr einen Luftfächer; sie sollen euch gewiß die Lust, ihre Weiber und Töchter zu entführen, beim ersten Versuche vergehen machen!

Baumeister? — Paläste, Tempel, Amphitheater werden wir nicht nöthig haben; und um uns von gutem Holze kleine saubere Häuschen zu bauen, wenn Jahrszeit und Witterung uns die freie Luft verbieten, dazu brauchen wir keine Baumeister.

Wir werden uns mit dem begnügen lassen, was die Natur auf unsrer Insel wachsen läßt, und das werden wir Alles für uns selbst brauchen. Wir haben also nichts zu handeln, noch zu tauschen: eure Seefahrer und Negocianten können nur weiter reisen; bei uns ist nichts zu thun.

Eure Wollen- und Seidenfabricanten sollten wir auch entbehren können. — Ich werde dafür sorgen, daß in den Wäldern unsrer Insel der Bären, Wölfe, Lüchse und Füchse so viel seyn sollen, als meine Leute zu ihrer Winterkleidung vonnöthen haben; und für Sommerkleider will ich die ganze südliche Seite mit Wollenbäumen bedecken. Unsre Weiber und Mädchen sollen die Wolle selbst sammeln, spinnen, weben, auch färben, wenn sie wollen, und sich artige, niedliche Gewänder daraus machen; denn sie sind so gern geputzt, als die eurigen.

„Und warum Gewänder?“ wird ein Gymnosophist fragen.

Erstlich, weil Luft und Sonne den Rosen und Lilien ihrer Haut schädlich seyn würden; und dann, weil ich nicht

für gut finde, daß sich die Augen meiner Knaben und Jünglinge mit den Schönheiten ihrer Liebsten so gemein machen sollen, um sie vom ersten Anblick auswendig zu wissen.

Den ganzen Zug der üppigen Künste, die eurer Prachtliebe und Weichlichkeit dienen, weiß ich zu nichts zu gebrauchen. Ich denke sogar, daß wir euch eure Maler und Bildhauer lassen werden. Ich thu' es ungern; aber die Furcht, daß es einem von ihnen etwan einfallen könnte, seinem Bildchen eine Capelle zu bauen und sich selbst zum Priester davon zu weihen, überwiegt alle meine Liebe zu diesen Künsten. Im Grunde kann ich ihrer auch sehr wohl entbehren. Findet einer von meinen Jünglingen seine Geliebte so schön, daß er ihre Gestalt verewiget zu sehen wünscht: — so mag ihm Amor helfen, eine lebendige Copei von ihr zu machen; sie wird allemal schöner und dauerhafter seyn, als das schönste Bild, das ein Lysippus oder Apelles von ihr machen könnte.

Eure Köche, Pastetenbäcker, Näschereienkrämer, Parfumierer u. s. f. — weg damit! Die Natur soll meinen Leuten entweder selbst kochen oder sie kochen lehren. — Ihr Naschwerk soll ihnen auf Bäumen und Stauden wachsen; — und meine Weibsleute sollen die reinlichsten, niedlichsten und wohlriechendsten Dinge von der Welt seyn, ohne was Anderes dazu nöthig zu haben, als frisches Brunnenwasser, einen Strauß am Busen und Rosenblätter auf ihre Matratzen oder auf den weichen Grasboden, wo ich euch, unter gewissen Bedingungen, erlauben werde, sie im Schlaf zu überraschen.

Eure Sophisten, Geschichtschreiber, Dichter u. s. w. — sie werden mir vergeben; aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Die Hälfte von ihrer Gelehrsamkeit wäre genug, meine Colonisten unwiederbringlich um ihr Bißchen Mutterwitz zu bringen. — Zu Dichtern soll sie die Liebe oder die Freude machen. Aus euren Geschichtschreibern würden sie nur Laster kennen lernen, die sie nicht kennen sollen, oder Tugenden, die ihnen zu nichts nütze wären. Von Philosophie brauchen sie keine andere, als die Philosophie des Diogenes, — und diese sollen sie von ihren Müttern und Ammen lernen! — Also, Gott befohlen, meine Herren.

Schauspieler, Mimen, Tänzer, und was unter diese Rubrik gehört; — es mögen in Republiken, wie die eurigen sind, ganz brauchbare Leute seyn! Sie machen das Volk seines Leides vergessen und desto besser für die Regenten! Aber bei uns taugten sie nichts. — Tanzen soll meine Jugend von der Fröhlichkeit lernen. Laßt ihnen noch was dazu auf einer ländlichen Pfeife aufspielen, um sie im Tact zu erhalten, so wette ich, was ihr wollt, ihr werdet selbst kommen und ihnen ihre kunstlosen Tänze ablernen. Ihr werdet sie auf euren Tanzsälen nachmachen wollen: aber die herzliche Freude, welche die Seele davon ist, werdet ihr nicht nachahmen können; die muß man fühlen; und um sie in ihrer ganzen Lauterkeit zu fühlen, müßtet ihr Einwohner meiner Insel seyn. — Mimen würden sich einem so einfältigen Volk, als das meinige ist, nicht verständlich machen können; und Schauspieler, was wollten sie uns aufführen? — Tragödien? — Warum sollte ich die schönen hellen Augen meiner jungen

Weiber ohne Noth in erkünstelten Thränen baden? — Komödien? — Wir werden nicht mehr Narrheit unter uns haben, als so viel man schlechterdings braucht, um weder gar zu dumm, noch gar zu weise zu seyn; und das ist nicht Narrheit genug, um Fratzenbilder hervorzubringen, die ein Parterre wiehern machen. — Kurz, wir wollen schon Mittel finden, uns die Zeit zu vertreiben; behaltet immerhin eure Zeitvertreiber für euch selbst! Und zu dem, womit wollten wir sie bezahlen?

„Aber Aerzte muß man doch haben?" — Schlimm genug, wenn ihr sie haben müßt! — Ich ehre die Hippokraten; sie sollen willkommen seyn, wenn sie zu uns kommen wollen; aber zu thun werden sie wenig finden. — Die Luft auf unsrer Insel ist eine gesunde Luft; und bei der einfältigen Lebensart, die wir führen, bei der Mäßigkeit unsrer Tafel, bei der Heiterkeit unsers Gemüths, ohne Sorgen, ohne Kummer, ohne Ehrgeiz, ohne andere als wohlthätige Leidenschaften und ergetzende Phantasien, die uns in einem angenehmen Gefühl unsers Daseyns erhalten, wozu sollten wir Aerzte bedürfen? — Wir wollen euch zu uns bitten, meine Herren, sobald wir einer gar zu einförmigen Gesundheit überdrüssig sind.

Den ganzen übrigen Troß der Leute, welche von der Behendigkeit ihrer Hände oder der Geschmeidigkeit ihrer Zunge oder der Beweglichkeit ihrer Hüften oder der Gefälligkeit gegen eure Leidenschaften, Absichten und Launen leben, — wollte Gott, daß ihr Mittel fändet, eure Staaten von diesem Auskehricht zu reinigen! Es gibt allenfalls noch eine Menge

unbewohnter Inseln, wohin ihr sie verpflanzen könnet. — Die unsrige ist schon besetzt.

4.

Sie ist gerade so, wie sie Aristoteles haben will: nicht zu kalt und nicht zu warm, ihre Luft rein und gelinde, ihr Erdreich fruchtbar, ihre Wälder voll Wild, ihre Gehölze voll Lerchen, Nachtigallen und Distelfinken, ihre Flüsse und Bäche voll Fische, ihre Anger und Thäler mit Heerden und ihre Felder mit Reiß und Weizen bedeckt.

Ihr sehet, daß ich Vorrath auf viele Jahrhunderte habe, wenn sich meine Leute nur eine kleine Mühe geben wollen, den Reichthum zu erhalten, in den ich sie einsetze.

Weil es mich nur einen Schlag mit einer Ruthe kostet, so habe ich ihnen die Hütten bauen lassen, worin sie künftig wohnen sollen.

Sie sind alle von gutem Cedernholze gebaut, mit Palmblättern bedeckt, geräumig, gleichförmig, ungekünstelt und durch den ganzen bewohnbaren Theil meiner Insel (meistens plattes Land) in gleicher Entfernung zerstreut. Ich habe ihrer ungefähr sechzigtausend bauen lassen; wenn wir künftig mehr gebrauchen, oder wenn die alten baufällig geworden sind, so mögen meine Insulaner selbst für neue sorgen.

„Das ist bald gesagt: — aber dazu werden sie Aexte und Sägen vonnöthen haben; denn mit den Zähnen, wie die Biber, werden sie ihre Bäume schwerlich zu Balken und Bretern nagen; und um Aexte und Sägen zu haben, müssen sie

Eisengruben, Schmelzhütten und Eisenhämmer haben; und um diese zu haben, müssen sie —"

Der Henker hole Alles, was sie haben müßten! Das würde mir meine ganze Republik zu Grunde richten. Sie sollen in Lehmhütten wohnen!

Aber das wäre zu unreinlich, und meine Leute sollen keine schmutzige Leute seyn.

Also in Höhlen und Grotten! — Aber dazu werden wir nicht Felsen genug auf der Insel haben, wenn sie auch alle in lauter Grotten ausgehauen wären; und Städte kann ich aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht bauen lassen.

Ich weiß mir nicht zu helfen; — anders nicht, als daß ich sie ein für alle Mal mit Aexten, Beilen und Sägen versehe und dafür sorge, daß wenigstens alle zwanzig Jahre ein Schiff mit dergleichen Werkzeug — an ihrer Küste scheitern muß.

Hab' ich mir nicht gerade solcher Fälle wegen eine Zauberruthe ausbedungen?

5.

Nun ist es Zeit, daß ich meine Colonie in ihre neue Wohnung einführe.

Ich habe sie, kraft meines magischen Stabes, die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens wegschlummern lassen; und nun erwachen sie sämmtlich, Jünglinge und Mädchen, auf einmal mit dem Wuchs, der Stärke und vollen Blüthe des achtzehnten Jahres, reif zu jedem süßen Gefühl ihres Daseyns und zu dem ganzen kleinen Kreise angenehmer Verrichtungen, in welchen die Natur ihre Thätigkeit einschränkt.

O Amor und du, freundliche Venus, Alles vermehrende Gottheiten, — euch ruf' ich jetzt für meine Kinder an! Euch kommt es zu, den süßen und mächtigen Trieb, der, indem ich sie einander entgegenführe, zum ersten Mal in ihrer Brust klopfen wird, zu entwickeln und, was ohne euch ein bloßes Spiel der Fibern wäre, zu Liebe und zärtlicher Empfindung zu bilden.

Man denke nicht, daß ich hier einen Gott aus der Maschine hervorrufe; ich habe des höhern Beistandes, den ich erbitte, mehr als zu sehr vonnöthen. Es ist keine so geringe Sache, hundert und dreißig tausend Leute von achtzehn Jahren auf ihr ganzes Leben glücklich zu machen. Wie es nur darum zu thun war, sie machen zu lassen, dazu hatte ich nichts als den Instinct vonnöthen; sie geriethen nur desto besser. Aber nun, da sie gemacht sind, sie auch glücklich zu machen oder vielmehr, weil die Natur so ziemlich dafür gesorgt hat, zu verhindern, daß sie nicht aus Unverstand und Unerfahrenheit sich selbst unglücklich machen, — das ist der Punkt!

Ich wünschte, meine Zauberkunst möchte sich so weit erstrecken, daß ich eine andere Art, ihr Leben und ihre Gattung zu erhalten, für sie ausfindig machen könnte, als die gewöhnliche. Denn, Alles ohne Vorurtheile überlegt, ist doch nicht zu leugnen, daß das Bedürfniß des Essens und Trinkens und ein gewisses anderes, welches sich gemeiniglich anmeldet, wenn ihr wohl gegessen und getrunken habt, — die wahren Quellen der meisten Uebel unter den Sterblichen sind. Lange schon vor der schönen Helene gab ein Ding, das ich nicht bei

seinem rechten Namen nennen darf, Anlaß zu tausend verderblichen Unordnungen; und wie wenig eigennützige und gewinnsüchtige Laster blieben übrig, wenn wir — von Luft und Sonnenstrahlen leben könnten!

Allein das ist nun nicht zu ändern! Meine armen Pflegekinder, hier nützt euch mein guter Wille nichts; ihr müßt euch nähren und begatten, wie alle andere Erdenbewohner auch. Alles, was ich thun kann, ist, die Natur für euch zu fragen, wie sie haben wolle, daß ihr das Eine und das Andere thun sollet. Denn so unverschämt bin ich nicht, daß ich mir einbilden sollte, es besser zu wissen — als die Natur.

Fangen wir immer beim Begatten an; es ist wirklich der angelegenste Punkt: denn meine Jünglinge und Mädchen sitzen in diesem Augenblicke alle unter den Bäumen vor ihren Wohnungen durch die ganze Insel zerstreut und werden von meinen dienstbaren Geistern mit einer frugalen Mahlzeit von Reiß und Früchten bewirthet, worin künftig ihre gewöhnliche Nahrung bestehen wird. Nach der Tafel werden sie zum Tanzen aufstehen, — und bis dahin muß dieser Theil unsrer Gesetzgebung ins Reine gebracht seyn. Die Sache leidet keinen Aufschub.

Plato hält die Gemeinschaft der Weiber für das unfehlbarste Mittel, sie unschädlich zu machen. Das mag in seiner Republik gut seyn, die aus lauter Ideen zusammengesetzt ist und lauter Ideen zum Endzweck hat! — In der meinigen, wo Alles natürlich zugehen soll, würde diese Methode nicht gut thun. Die Bevölkerung meiner Insel würde darunter leiden; unsre Kinder würden in jedem Manne ihren Vater

suchen und ihn eben deßwegen nirgends finden, weil es ein jeder Anderer eben so gut seyn könnte, als dieser oder jener. Die Liebe, aus welcher die Natur, wie mir däucht, eine Quelle von Glückseligkeit für uns machen wollte, würde bloß auf Bedürfniß und thierischen Instinct herabgewürdigt. — Kurz, ich begreife nicht, wie meine Leute bei dieser Einrichtung so glücklich seyn könnten, als ich sie gern machen möchte.

„Aber, sagt Plato, durch welches andre Mittel willst du den unzähligen Unordnungen vorbeugen, denen du durch Einführung des Eigenthums unter beiden Geschlechtern tausend Pforten öffnest? — Und siehst du nicht, daß, indem du deine Menschen in kleine Familien absonderst, dein Staat in unzählige besondere Gesellschaften zerstückelt wird, deren jede ein näheres Interesse hat, als das allgemeine?"

Das sehe ich, göttlicher Plato, — so wie ich sehe, daß du allen den Unordnungen, die dir so fürchterlich vorkommen, dadurch abhilfst, daß du die Namen der Dinge umtauschest und die äußerste Unordnung in deiner Republik zur Ordnung machst; — und wie ich sehe, daß du, um das allgemeine Interesse deines idealischen Staates zu befördern, alle die Empfindungen vernichtest, wodurch das allgemeine Beste für einen jeden Einzelnen interessant wird, oder, kurz zu sagen, wodurch ein allgemeines Interesse sich denken läßt.

Ich kann nichts dafür, daß die Natur so viele Oeffnungen und Ritzen am Menschen gelassen hat, durch welche sich Irrthum und Verderbniß einschleichen kann.

Aber bei Allem dem will ich mich zu einem Priester der Mutter Berecynthia machen lassen, wenn das nämliche

wunderliche Ding, wovon ich euch sagte, auf meiner Insel nicht tausendmal weniger schlimme Händel veranlassen soll, als auf allen euren Inseln, Halbinseln und festen Ländern der ganzen Welt.

Ich habe ungefähr sechzig tausend Knaben und zehen tausend Mädchen mehr als Knaben, — die ich wahrlich nicht der Diana zu weihen gedenke! — Wie? Ich sollte zehn tausend schöne, frische, vom gesundesten Blute strotzende Mädchen brach liegen lassen? — Nicht eine einzige, so wahr ich Diogenes, meiner Mutter Sohn, bin!

Nun ist kein ander Mittel als, entweder für diese zehn tausend Mädchen eben so viel neue Jünglinge machen zu lassen; — und das ist mir jetzt gerade nicht gelegen: oder, sie unter alle sechzig tausend zu vertheilen; und das wäre wider meinen Antiplatonismus; oder —

Dacht' ich's nicht? — Sie sind des Tanzens bald müde geworden; Paar und Paar oder drei und drei, wie die Grazien, haben sie sich in die anmuthigen Gebüsche geschlichen, womit ich ihre Wohnungen wie mit Kränzen durchflochten habe. — Nun kann ich mir die Müh ersparen, auf Auswege zu denken! Amor und seine Mutter würden meiner spotten, und es ginge doch weder besser noch schlimmer, als sie es haben wollen. Lieber will ich mir's gutwillig gefallen lassen.

Alles, o ihr holde Götter der Liebe, sey demnach eurem Einfluß überlassen! Stiftet an diesem Abend, dem Einweihungsfeste meiner Republik, so viele Bündnisse, als ihr wollt und könnt. Weder das blinde Los, noch ein fremder Befehl, dem das Herz sich selten unterwirft, soll der Ehestifter bei

meinen Pflegekindern seyn. Ich begebe mich, für jetzt und allezeit, aller Willkür, die ich mir, unter welchem Vorwand es sey, über sie anmaßen könnte. Amor allein hat das Recht über ihre Herzen zu gebieten. Ich denke, er wird meine zehn tausend Mädchen nicht vergessen. Kann er zehn tausend von ihren Schwestern überreden, sich mit eben so viel Jünglingen in Güte zu vertragen, wer hat was dawider einzuwenden? —

„Aber werden die übrigen fünfzig tausend Jünglinge nicht eifersüchtig werden?" — Nein, wenn jeder seine Schöne so lieb hat, als ich einst meine Glycerion.

„Aber wenn das nun nicht wäre?" —

So mögen sie selbst zusehen! Ich kann nicht für Alles Rath schaffen.

6.

Wenn sich doch eure Könige und Fürsten vorstellen könnten, wie angenehm es ist, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein so vollkommnes Vergnügen gemacht, als die Vorstellung, hundert und dreißig tausend liebenswürdige junge Geschöpfe wenigstens auf vier und zwanzig Stunden glücklich gemacht zu haben.

Meine Ehegesetze sind nun in Ordnung gebracht; in zwanzig Jahren hoff' ich meine Insel ziemlich bevölkert zu sehen.

Ob es eine ewige Liebe gibt? — Das weiß ich nicht. So viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, einander ewige

Liebe zu schwören, so geneigt man mit sechzehn Jahren dazu ist; aber ewige Liebe schwören müssen — Nein, meine Kinder, ich will euch keinen Anlaß geben, einander desto eher überdrüssig zu werden!

Wem die Freiheit, die ich meinen Insulanern lasse, anstößig ist, der muß (denk' ich) gewohnt seyn, die Welt mit dem halben Durchmesser des kleinen Kreises zu messen, den er um sich selbst und den Ort, wo er etwas zu bedeuten hat, eine oder zwei Stunden scheibenweise herumzieht. Es ist nichts alberner, als Alles lächerlich oder ärgerlich finden, was anders ist, als bei uns. Im Grunde läuft doch der ganze Unterschied darauf hinaus, daß ihr euch die Freiheiten selbst nehmt, die ich meinen Unterthanen lasse, weil ich nicht gern Gesetze gebe, bloß damit ich fein viel zu dispensiren und zu strafen bekomme.

Ich sehe nicht, warum die Ehen in meiner Insel nicht dauerhaft seyn sollten. Ehrgeiz, Interesse, Unverträglichkeit der Gemüther, tödtliche Feindschaft, Unvermögen, oder wie die andern Ursachen eurer Ehescheidungen heißen, finden bei uns nicht Statt. — Doch erlaube ich meinen Leuten, in gewissen Umständen einen Tausch zu treffen, insofern es mit gutem Willen der sämmtlichen Interessenten geschieht.

Diejenigen, welche, ohne jemals zu tauschen, vierzig Jahre mit einander gelebt haben, werden öffentlich mit einem Kranze von Jasmin und Myrten gekrönt und erhalten dadurch das Recht, bei allen Festen mit einem solchen Kranz um die Stirne oben an zu sitzen und bei den Versammlungen zuerst ihre Meinung zu sagen.

Eine Schöne — (häßliche gibt es überhaupt in meiner Insel nicht) welche überzeugt werden kann, zwei Liebhaber zugleich zu begünstigen, wird verurtheilt, drei Monate lang bei allen Festen und öffentlichen Lustbarkeiten mit sechs Daumen hohen spitzigen Schuhen und einem achtzehn Daumen hoch aufgethürmten Aufsatz von Ziegenhaaren zu erscheinen. — Eine Strafe, die in den Augen meiner Insulanerinnen so entsetzlich ist, daß es auf dem ganzen Erdboden — keine behutsamere Geschöpfe gibt, als sie.

Uebrigens ist auf meiner Insel nicht erlaubt, sich in fremde Liebesangelegenheiten einzumischen. Der oder diejenige, welche sich beigehen ließen, einem zärtlichen Paar in eine Grotte nachzuschleichen oder einem Manne zu verrathen, daß man seine Frau mit einem andern hinter einem Rosenstrauche habe sitzen sehen, wird ohne die mindeste Nachsicht in einen Nachen gesetzt und mit einem guten frischen Landwinde, unter höflicher Empfehlung an die Tritonen und Nereiden, ins hohe Meer abgeschickt. Eine einzige solche übelthätige Creatur würde hinlänglich seyn, den Samen der Zwietracht in meiner ganzen Insel auszusäen.

Ihr werdet mir einwenden, daß es bei so gestalten Sachen unmöglich sey, eine Schöne jemals zu überweisen, daß sie zwei Männer zugleich begünstige.

Schwer ist es, ich gesteh' es, aber nicht unmöglich. Denn es würde unmöglich gewesen seyn, von dem Gesetze, dessen ich eben erwähnte, den Mann oder die Frau nicht auszunehmen, welche selbst unmittelbar bei einem solchen Fall interessirt wären. Gesetzt, ich sehe meine eigene Frau mit einem

Andern die Einsamkeit suchen, so ist mir (falls ich unhöflich genug wäre, sie zu überraschen) nicht nur erlaubt, sie zur Strafe der spitzigen Schuhe und der Pyramide von Ziegenhaaren zu ziehen: sondern ich bin auch berechtigt, ihren Liebhaber anzuhalten, mir, wofern ich anders Lust zum Tausche habe, seine Frau gegen die meinige abzutreten.

Indessen versichern mich meine Geister, welche die Gabe haben, die Begebenheiten der moralischen Welt auf etliche Jahrhunderte hinein so genau auszurechnen, als unsre Sternseher die Sonnenfinsternisse, — daß dieser Fall sich in den ersten fünf und zwanzig Jahren meiner Republik kaum fünf oder sechs Mal ereignen werde; welches (denke ich) fünf oder sechs tausend Mal weniger ist, als in jedem andern Staate (eine gleiche Anzahl von Einwohnern vorausgesetzt) in einem einzigen Monat geschehen könnte.

Amor (für den ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die ich ihm schuldig bin) wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß er seiner Natur nach ein loser Vogel ist, der sich's schlechterdings nicht wehren läßt, von Zeit zu Zeit eine kleine Schelmerei zu begehen. Ich kann ihn nicht anders machen; und ich fordre alle eure Gesetzgeber und Sittenlehrer heraus, ihn anders zu machen, wenn sie können.

Was blieb mir also übrig, als ihm entweder die Flügel gar abzuschneiden, — und wenn ihr euch dazu entschließen könnt, so schneidet ihm eben so wohl auch alles Andre ab, was sich abschneiden läßt, — oder die Behutsamkeit unter meinem Volke zu einer der vornehmsten Tugenden zu

machen; wie sie es auch in der That ist, ihr möchtet leben, wo und in welchen Umständen ihr wolltet.

Das Wort Eifersucht habe ich aus den drei hundert und fünf und sechzig Wörtern, woraus die Sprache meiner Insel besteht, gänzlich ausgeschlossen. — Hab' ich unrecht daran gethan?

7.

Ich habe um jede Wohnung in meiner neuen Colonie einen kleinen Hain von fruchtbaren Bäumen und Stauden, einen kleinen Garten, ein Feld mit Reiß und ein Wäldchen von Wollenbäumen anlegen lassen.

Jede kleine Familie hat Platz genug zum Anbau; je mehr sie sich verstärkt, je mehr Hände zum Arbeiten.

Die Männer bestellen ihr Feld und ihren Garten oder fischen oder jagen in den gemeinschaftlichen Wäldern; die Jünglinge und Mädchen hüten und besorgen, solange sie in den Schäferjahren sind, die Heerden; und die Frauen beschäftigen sich mit dem Innern der Haushaltung; sie pflegen den Garten, sie bereiten die Mahlzeit zu, und die Baumwolle gewinnt unter ihren schönen Händen alle die mannigfaltigen Gestalten, worin sie geschickt wird, ihnen den Mangel aller persischen und indischen Manufacturen zu ersetzen.

Bei allen diesen Arbeiten, welche nicht mehr sind, als meine Leute bedürfen, um mit besserm Appetit zu essen und desto süßer zu schlafen, bleibt ihnen noch Zeit genug zu den Vergnügungen, in welchen eigentlich der Genuß des Lebens besteht.

Der Vater behält Zeit genug, mit seinen Kindern zu tändeln und tändelnd seinen Knaben den Bogen gebrauchen oder sein Frühstück mit dem Wurfpfeil verdienen zu lehren; indeß die jungen Töchter von der schönen Mutter den Gesang der Nachtigall nachahmen oder die Lieder irgend eines dichterischen Schäfers auf der Cither begleiten lernen.

Des Abends versammeln sich gewöhnlich etliche benachbarte Familien unter den Bäumen einer anmuthigen Gegend; Gesang und Scherz verkürzt die geselligen Stunden; sie sehen den Spielen ihrer Kinder zu und erinnern sich dabei des süßen Traumes ihrer eigenen Kindheit.

Ich gestehe, daß ich viel auf Müßiggang und Ergetzlichkeiten halte. Arbeit ist ein Mittel zum Zweck unsers Daseyns; aber sie ist nicht der Zweck selbst.

Meine guten Pflegekinder! ihr habt, wenn ich die Zeit, die ihr verschlaft, abrechne, höchstens vierzig oder fünfzig Sonnenjahre zu leben! und ich sollte nicht Alles in der Welt anwenden, damit ihr eures Daseyns froh würdet?

Der Stiftungstag meiner Republik, der Anfang jeder Jahrszeit und jedes Monats und die Ernte und Weinlese sind öffentliche Feste, wo der Geist einer allgemeinen Fröhlichkeit durch meine ganze Insel weht.

Diese Feste sind das vornehmste Mittel, wodurch ich Eintracht, Geselligkeit und allgemeines Wohlwollen unter meinem Volk erhalte. Es sind eigentlich die Tage, wonach sie ihr Leben messen. Ich habe schon dreizehn Rosenfeste erlebt, sagt ein Mädchen, wenn sie sagen will, daß sie dreizehn Jahr alt sey. — Es sind die Tage, auf die man sich an allen

übrigen freuet, und mit deren Erwartung man sich zum Fleiß ermuntert. Die Mädchen und Frauen arbeiten emsiger, um am nächsten Feste in einem niedlichern Anzug zu erscheinen, und die Männer beeifern sich, für einen hinlänglichen Vorrath zu sorgen, um sich nach ihrer einfältigen Art mit ihren Nachbarn gütlich thun zu können.

Ueberhaupt getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich noch ein andres Land in der Welt ist, wo man die Glückseligkeit, unter einem Baume zu liegen und von Nichtsthun auszuruhen, in einem höhern Grad genösse; oder wo an festlichen Tagen die Freude geselliger, sympathetischer, allgemeiner und dabei unschuldiger und sittsamer wäre, als in meiner Insel. Mein Volk ist eine gutherzige, muntre, jovialische Art von Geschöpfen, die sich mit einander freuen, daß sie da sind, und keinen Begriff davon haben, wie man es machen müßte, um einander das Leben zu verbittern, oder warum man es thun sollte. Ich habe ihnen alle Gelegenheit benommen, auf so unnatürliche Gedanken zu kommen.

In der vollkommnen Ueberzeugung, daß jeder Schritt, der sich von der Einfalt und Genügsamkeit der Natur entfernte, sie von der Glückseligkeit entfernen würde, — hab' ich Alles angewandt, um ihnen den Verlust dieser wohlthätigen Einfalt unmöglich zu machen.

Der Erfinder eines neuen Tanzes, eines neuen Liedchens, einer neuen Melodie wird durch das Vergnügen belohnt, das er seinen Gespielen (so nennen sich meine Insulaner unter einander) damit macht. Aber der Erfinder jeder andern Neuigkeit oder Neuerung, welche auf

eine vermeinte Verbesserung ihrer Lebensart, ihrer Art, zu wohnen, zu essen, zu schlafen, sich zu kleiden, oder ihrer Arbeiten, ihrer Sitten und der Einförmigkeit in Allem diesem abzielte, würde sich eben so, wie ein Störer der ehelichen Ruhe, die Belohnung zuziehen, in einen Nachen gesetzt und auf ewig in den weiten Ocean verwiesen zu werden.

Das Schöne und Gute fließt in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzähligen Abweichungen fort: es ist seiner Natur nach einförmig; wenn man es einmal besitzt, so geht jede Veränderung — ins Schlimmere, eure Sophisten mögen sagen, was sie wollen.

Um sie vollkommen zu überweisen, laßt mir nur einen einzigen jungen Athener kommen und seht, was er in acht Tagen aus meiner armen Republik gemacht haben wird.

In rauschendem Purpurgewande, mit Silberblumen durchwirkt, schwimmt mein artiger junger Herr daher, von arabischen Oelen und Essenzen düftend, zierlich gelockt, zierlich beschuht, kurz, um und um schimmernd wie Phöbus Apollo, wenn ihm die Stunden die goldne Pforte des Morgens öffnen. — Was für Ausrufungen er macht, indem er meine Schönen in ihrem einfältigen Putz von selbstgesponnener Wolle sieht, die Haare kunstlos mit Blumen durchflochten, ohne Ohrengehänge, ohne Ringe, ohne Blumen von bunten Edelsteinen in den Locken! Was für Ausrufungen beim Eintritt in ihre Hütten, bei ihren Mahlzeiten, bei ihren Festen, bei ihren Tänzen! — „Götter, wie reizend würden diese Mädchen seyn, wenn die Erziehung ihrer glücklichen Anlage zu Hülfe käme! Wie Schade, daß so liebenswürdige

Geschöpfe eine so elende Lebensart führen sollen!" — — Wir sind glücklich, junger Fremder! — „Glücklich nennt ihr das? — Arme Geschöpfe! ich bedaure eure Unwissenheit." — Und nun beschäftigt er sich, sie aus dieser Unwissenheit zu ziehen, von welcher wirklich ihre Glückseligkeit abhing. Es wird ihnen schwer, ihn zu verstehen. Aber, was er ihnen nicht beschreiben kann, das zeigt er vor; sein Putz, sein Geschmeide, sein Gold, ein ganzer Hausrath von hundert kleinen artigen Geräthschaften, die er bei sich trägt, und wovon sie den Gebrauch ewig nicht errathen hätten. — Dieß macht Eindruck; man fängt an zu merken, daß man unwissend, arm, einfältig ist. Tausend neue Begierden steigen in den betrogenen Seelen auf und stören den ruhigen Schlummer ihrer noch unentwickelten Fähigkeiten. Mein gefälliger Verführer bedient sich der unglücklichen Anlage, die er ihnen zu geben angefangen hat. Er läßt sich einen Palast unter ihnen bauen, er gibt ihnen Gold, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, — er macht sie auf etliche Tage glücklich; sie sehen ihn für eine wohlthätige Gottheit an, und was kann ihre Dankbarkeit weniger thun, als sich ihm zu Sklaven zu ergeben?

Was wird die Folge davon seyn?

In weniger als zwanzig Jahren wimmelt es in meiner Insel von Handwerkern, Künstlern, Handelsleuten, Seefahrern, Staatsmännern, Priestern, Soldaten, Richtern, Advocaten, Finanzpächtern, Aerzten, Philosophen, Dichtern, Komödianten, Mimen, Gauklern, Taschenspielern, Beutelschneidern, Kupplern, Spitzbuben und — Bettlern, so gut als bei den isthmischen Spielen. Der wohlthätige Athener! Sein

Geschenk war die Büchse der Pandora. Wir gaben ihm unsre Freiheit, unsre Ruhe, unsre Gesundheit, unsre sorglose Fröhlichkeit, unsern glücklichen Müßiggang; und er gab uns dafür Bedürfnisse, Leidenschaften, Thorheiten, Laster, Krankheiten, Sorgen, Kummer, hohle Augen und eingefallne Wangen. — Wie glücklich hat er die Republik des Diogenes umgeschaffen! Seine Insel ist nun, Dank sey euren Künsten und Wissenschaften, was alle eure Inseln sind!

Das war es eben, was ich euch beweisen wollte.

8.

Ich habe euch schon so viel von meiner Denkensart merken lassen, daß es beinahe unnöthig ist, von der Staatsverfassung meiner Republik zu sprechen. Sie ist sehr einfach; ihre Erfindung hat mich keine halbe Stunde Zeit gekostet.

Den Unterschied ausgenommen, den die Natur selbst macht, sind alle meine Leute einander gleich; — und sie ersuchen den Aristoteles durch mich, nicht übel zu nehmen, daß sie den Satz: „der Stärkere sey der natürliche Herr der Schwächern," für einen der garstigsten Sätze halten, die jemals von dem Gehirn eines Philosophen abgegangen sind.

Der Stärkere ist der natürliche Beschützer des Schwächern, das ist Alles. Seine Stärke gibt ihm kein Recht, sie legt ihm nur eine Pflicht auf.

Bei der ungekünstelten ländlichen Lebensart meiner Insulaner, bei ihren wenigen Bedürfnissen, bei der Vorsicht, die ich gebraucht habe, einer gar zu engen Vereinigung unter ihnen vorzubauen, bei dem gerechten Vertrauen, welches ich

in die Güte der Natur setze, und bei den wenigen Gesetzen, die ich ihnen eben darum zu geben nöthig befunden habe, — begreif' ich nicht, warum ich einen so großen Grad von Verderbniß bei ihnen besorgen sollte, daß ich bewogen werden könnte, ihnen im voraus eine künstliche Polizei zu geben.

Sollten sich, wider besseres Verhoffen, kleine Zwistigkeiten unter meinem Völkchen entspinnen; oder sollte Jemand, es sey nun aus Muthwillen oder Eifersucht oder böser Laune, sich so sehr vergessen, einem Andern zu thun, was er nicht haben wollte, daß man ihm thäte: so wird es so schwer nicht seyn, ohne Advocaten und Richter, ohne erste, zweite und dritte Instanz, Alles gar bald wieder in den alten Stand zu setzen.

Gemeiniglich ist der Handel so unerheblich, daß er, mit etwas Geduld auf der einen Seite und mit einer kleinen Wiederkehr zu sich selbst auf der andern, leichtlich beigelegt werden kann.

Im Nothfall werden ein paar Nachbarn zu Schiedsrichtern erbeten, und man unterwirft sich ihrem Ausspruch ohne Widerspenstigkeit.

Gewalthaten sind unter einem so sanften Volk, als das meinige, nicht zu besorgen; und allenfalls verlasse ich mich darauf, daß die Empfindung des gemeinschaftlichen Besten, auf den ersten Ruf, so viele Arme bewaffnen würde, als nöthig wäre, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beizustehen.

Ueberhaupt hat ein Volk, das durch Sitten regiert wird, keine Gesetze vonnöthen, solang es seine Sitten bewährt.

Und haben meine Insulaner einst die ihrigen verloren, so — sey ihnen der Himmel gnädig! Die Noth wird sie alsdann so gut Gesetze machen lehren, als Plato und Aristoteles; aber was sind Gesetze ohne Sitten?

9.

Weil kein Volk ohne Religion Sitten haben kann, so hab' ich diesen Punkt bei dem meinigen nicht vergessen. Ich habe ihm eine Religion gegeben, die der ungemeinen Einfalt seiner ganzen Verfassung angemessen ist. Sie ist, ohne Ruhm zu melden, freundlich, wohlthätig, friedsam und hat überdieß die besondere Tugend, daß sie sich nicht so leicht abnützt oder verdirbt, als andere, und daß sogar ihr Mißbrauch der Gesellschaft nur in einem sehr kleinen Grade nachtheilig werden könnte.

Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, nähere Nachrichten von ihr zu geben, wenn ich nicht besorgen müßte, aus gewissen Ursachen alle Priester der Götter Jupiter, Mars, Apollo, Mercur, Vulcan und Neptun, und der Göttinnen Juno, Cybele, Diana und Minerva, unzähliger Gottheiten vom zweiten Rang und der unterirdischen nicht zu gedenken, meiner Republik auf den Hals zu ziehen; eine desto gerechtere Besorgniß, da bekannt ist, daß Diophant, der Priester Jupiters, keiner von meinen Freunden ist.

Solon, ein so weiser Mann, daß ihr ihm unter euren sieben Weisen den ersten Platz gegeben habt, Solon, der Gesetzgeber von Athen, hatte in einem Alter, von welchem man am meisten Gravität zu fordern pflegt, Muth und Laune genug — — — — — — — — —

10.

„Und wie lange, Diogenes, glaubst du denn daß das alberne Ding, das du deine Republik nennst, dauern würde?“

Die nämliche Frage that ich an Alexandern: aber ich beantworte sie nach meiner Manier. Sie wird so lange dauern, bis meine Insulaner — es sey nun von dem vorhin gedachten Athener oder durch irgend einen andern Zufall — mit allen den Vortheilen bekannt gemacht werden, die ihr vor ihnen voraus habt. Die Unwissenheit, die bei euch eines der größten Uebel ist, ist bei meinem Volke die Grundlage seiner Glückseligkeit.

„Aber sollte es denn nicht möglich seyn (sagt ihr), Witz und Geschmack, Bequemlichkeiten, Pracht, Ueberfluß und alle Vortheile der Ueppigkeit mit Ordnung und Sitten, mit allgemeiner Tugend und allgemeiner Glückseligkeit zu vereinigen?“

Nichts leichter — in einem Staate, der, wie die Republik des Diogenes, eine — bloße Chimäre seyn soll.

Ich wünschte, daß Alexander von Macedonien oder der König von Babylon oder der erste beste König, der euch beifällt, die Gnade haben wollte, meine Meinung durch eine Probe zu widerlegen. – Nun! wer weiß, was in tausend oder zwei tausend Jahren geschehen kann!

Das gestehe ich, daß für einen Zuschauer, der aus dem Mond oder Jupiter auf unsre Halbkugel herabguckte, die buntscheckige Gestalt derselben, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit von Einwohnern mit dreieckigen, viereckigen, runden und eiförmigen Köpfen — mit gebogenen, platten

und aufgestülpten Nasen — mit langen oder wolligen, weißen, rothen und schwarzen Haaren — mit weißer, brauner, braungelber, olivenfarbner oder pechschwarzer Haut — von langer, mittelmäßiger oder zwergiger Statur; — gekleidet in Gold- und Silberstoffe, Seide, Purpur, Leinewand, Baumwolle, Schafwolle, Ziegenfelle, Bären- oder Seehundhäute; oder ohne Kleider, mit ihren Schürzen oder Trichtern um die Hüften oder gar ohne Trichter und Schurz; — in Häusern von Marmor, Backsteinen, Holz, Schilfrohr, Lehm oder Kühmist; — mit allen ihren Verschiedenheiten von Lebensart, Sitten, Barbarei, Polizei und Tyrannei; mit allem ihrem Glauben an unzählige Arten von wohlthätigen und übelthätigen Göttern und mit allen ihren Larven von falschen Tugenden und eingebildeten oder erkünstelten Vollkommenheiten vor dem Gesichte: — — ich gestehe, sag' ich, daß dieser Anblick für den Zuschauer aus dem Monde (der weiter nichts dabei zu gewinnen noch zu verlieren hätte), ein viel angenehmeres Schauspiel wäre, als der Anblick eines so einförmigen Volkes, wie meine Insulaner.

Diese Vorstellung könnte uns, durch einen einzigen Schritt vorwärts, auf den Gedanken leiten, daß die Menschen nur dazu gemacht seyen, dem Muthwillen irgend einer mächtigern Art von Geistern zur Kurzweil zu dienen; — aber das ist ein so niederschlagender, gelbsüchtiger, hassenswürdiger Gedanke, daß ich es nicht einen Augenblick ausstehen kann, ihn für möglich zu halten.

Ich bin nichts weniger als ein Verächter eurer Künste und Wissenschaften. Sobald ein Volk einmal dahin gekommen

ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts Bessers thun, als sie so weit zu treiben, als sie gehen können. Je weiter ihr euch von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zusammengesetzter die Maschine eurer Polizei, je verwickelter eure Interessen, je verdorbener eure Sitten sind: desto mehr habt ihr der Philosophie vonnöthen, eure Gebrechen zu verkleistern, eure streitenden Interessen zu vergleichen, euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen, so gut sie kann und weiß.

Aber dafür gesteht mir auch, daß eben diese Philosophie, wenn ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegen wirkender Ursachen gehemmt würde, euch von Grad zu Grad unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einfalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, oder die Wiederherstellung der Gesundheit müßte nicht der Endzweck der Arznei seyn.

In eurem jetzigen Zustande, was thun eure Philosophen, als daß sie euch ohne Aufhören beweisen, das ihr beinahe über Alles unrichtig denkt, beinahe immer unrecht handelt, und daß in eurer ganzen Verfassung, Polizei und Lebensart beinahe Alles anders seyn sollte, als es ist? — Das heißt den Kranken überzeugen, daß er krank ist. — Ihn gesund zu machen, das wäre der große Punkt! Aber ich wollte wetten, daß es ihnen eben so wenig Ernst ist, euch gesund zu machen, als es euch Ernst ist, gesund zu werden. Ich könnte euch eine sehr gute Ursache sagen, warum ich es glaube; aber man muß nicht Alles sagen, was man weiß.

Ich hoffe demnach, ihr werdet mir — in Erwägung, daß ich nichts dafür kann, wenn mir der Schnee weiß vorkommt — nicht übel nehmen, daß ich unmöglich begreifen kann, wie man mit zehn tausend Bedürfnissen glücklich seyn könne; oder, daß es eine so herrliche Sache sey, als ihr euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.

Bloß aus dieser Ueberzeugung hab' ich mich verbunden gesehen, den Einwohnern meiner Republik, da ich sie machen konnte, wie ich wollte, so viel Bedürfnisse zu ersparen, als möglich war. Ich hätte keine Nacht ruhig schlafen können, wenn ich mir den Vorwurf hätte machen müssen: Wär' es nicht besser gewesen, sie gar nicht zu machen, als sie unglücklich zu machen?

Zufolge dieser Zärtlichkeit für meine Geschöpfe, und damit ich ihnen, soviel an mir ist, alle Gelegenheit, ihre Vervollkommbarkeit zu entwickeln, abschneide, — kann ich demnach nicht umhin, zu ihrem Besten noch einen Schlag mit meiner Zauberrüthe zu thun und die ganze Insel auf immer und ewig — unsichtbar zu machen. Alle Mühe, die sich eure Seefahrer jemals um ihre Entdeckung geben möchten, würde verloren seyn; sie werden sie in Ewigkeit nicht finden!

Das Hexameron

von

Rosenhain.

Vorbericht

eines Ungenannten.

Das Zusammentreffen verschiedener zufälliger Umstände brachte in verwichenem Sommer eine auserlesene Gesellschaft liebenswürdiger und gebildeter Personen beiderlei Geschlechtes auf dem Landsitz des Herrn v. P. im **** zusammen.

Einige von ihnen hatten sich schon zuvor gekannt, andere sahen sich zum ersten Male; man wollte ältere Verhältnisse enger zusammenziehen, auch mocht' es (wiewohl noch mit dem Finger auf dem Munde) darauf abgesehen seyn, neue anzuknüpfen, da unter den Anwesenden einige junge Leute waren, über deren bisher noch freie Herzen Amor und Hymen, jeder mit Vorbehalt seiner besondern Rechte, sich in Güte zu vergleichen nicht ungeneigt schienen.

Daß wir die Leser oder Leserinnen, denen diese Handschrift in die Hände fallen könnte, mit ausführlichen topographischen, malerischen und poetischen Beschreibungen

des Schlosses, der Gärten, des Parks und der übrigen Umgebungen von Rosenhain verschonen, werden sie hoffentlich mit gehörigem Dank erkennen, wiewohl es einem Schriftsteller von Profession vielleicht übel ausgedeutet werden möchte. Wir setzten dadurch ihre Einbildungskraft in volle Freiheit, sich das Alles so prächtig und reich oder so lieblich und romantisch, in griechischem oder gothischem, mohrischem oder sinesischem, in ihrem eigenen oder in gar keinem Geschmack, vorzustellen und auszumalen, wie es ihnen nur immer am gefälligsten seyn mag. Man hat sich an dergleichen Beschreibungen so satt gelesen, daß die Neuheit selbst (wenn anders nach Mistriß Radcliffe und nach Jean Paul noch etwas Neues in dieser Art möglich ist) kaum vermögend wäre, einige Aufmerksamkeit zu erregen. Ueberhaupt dürfte den meisten Erzählern zu rathen seyn, in diesem und ähnlichen Fällen ihren Lesern lieber zu viel als zu wenig Einbildungskraft zuzutrauen.

Eine vermischte, ziemlich zahlreiche Gesellschaft, welche mehrere Wochen auf dem Lande beisammen lebt, hat, außer den gewöhnlichen Vergnügungen des Landlebens, noch manche Maßnehmungen nöthig, um die beschwerlichste aller bösen Feen, die Langeweile, von sich abzuhalten.

Die Gesellschaft, von welcher hier die Rede ist, hatte bereits so ziemlich alle andere Hülfsquellen erschöpft, als eine junge Dame, die wir (weil die wahren Namen hier

nicht zu erwarten sind) Rosalinde nennen wollen, auf den alten, so oft schon nachgeahmten Boccaccischen Einfall kam: daß jedes der Anwesenden, nach dem Beispiel des berühmten Decamerone oder des Heptamerons der Königin von Navarra, der Reihe nach, etwas einer kleinen Novelle oder, in Ermanglung eines Bessern, wenigstens einem Mährchen Aehnliches der Gesellschaft zum Besten geben sollte.

Dieser Vorschlag fand Beifall und Widerspruch. Die Aeltesten und die Jüngsten erklärten sich sogleich ganz entschieden, daß sie, wenn der Vorschlag durchginge, zwar sehr gern geneigte Zuhörer abgeben, aber, im Bewußtseyn ihrer Armuth an den nöthigen Erfordernissen, niemals eine thätige Rolle bei dieser Art von Unterhaltung spielen würden.

Die besagte junge Dame und zwei oder drei andere, welche sogleich auf ihre Seite getreten waren, wollten anfangs eine Weigerung, welche sie einem bloßen Uebermaß von Bescheidenheit zurechneten, um so weniger gelten lassen, da sie selbst, nur im Fall alle Uebrige gleiche Gefahr mit ihnen laufen wollten, Muth genug in sich zu fühlen vorgaben, ihr Bißchen Witz und Laune auf ein so mißliches Spiel zu setzen. Als aber jene, Einwendens ungeachtet, auf ihrer Weigerung so ernsthaft beharrten, daß es unartig gewesen wäre, länger in sie zu drängen, gaben die Uebrigen endlich nach, fanden aber doch nöthig,

sich von der ganzen Gesellschaft einige Punkte auszubedingen, ohne welche sie sich schlechterdings in nichts einlassen könnten.

Eine dieser Bedingungen, worauf der junge Wunibald von P. mit einem beinahe komischen Ernste bestand, und worin er auch von der großen Mehrheit unterstützt wurde, war: daß alle empfindsame Familiengeschichten und alle sogenannte moralische Erzählungen, worin lauter in Personen verwandelte Tugenden und Laster, lauter Menschen aus der Unschuldswelt, lauter Ideale von Güte, Edelmuth, Selbstverleugnung und gränzenloser Wohlthätigkeit aufgeführt werden, ein für alle Mal ausgeschlossen seyn sollten.

Ich bitte sehr, setzte Herr Wunibald hinzu, mir diese Ausschließung nicht so auszulegen, als ob ich die Dichtungen dieser Art, woran wir, denke ich, reicher sind, als irgend ein Volk in der Welt, nicht nach Verdienst zu schätzen wisse. Gewiß haben auch sie, wie Alles unter der Sonne, ihren Werth und Nutzen; und ich gestehe gern, daß ich (um nur ein Beispiel zu nennen) in den meisten Erzählungen von Starke eine sehr angenehme Unterhaltung gefunden habe. Aber man kann selbst des Besten zu viel bekommen, und immer Unschuld und Wohlthätigkeit und nichts als Unschuld und Wohlthätigkeit geschildert zu sehen, könnte zuletzt auch dem wärmsten Liebhaber von Unschuld und Wohlthätigkeit lästig werden;

zumal, da der Abstich der Menschen, mit denen wir's in unserm ganzen Leben zu thun haben, von den Bürgern dieses herrlichen Landes nirgendswo gar zu auffallend und schreiend ist.

Vielleicht, sagte die Frau des Hauses, liegt der Fehler bloß daran, daß man uns diese rein unschuldigen und durchaus immer guten Menschen in lauter Verhältnissen und Umständen darstellt, worin sie wie Menschen aus dieser Welt aussehen sollen. Da kommt es uns denn vor, als ob uns der Dichter wirklich täuschen und im Ernste überreden möchte, es gebe solche empfindsame Tischler und Schneidergesellen, so edelgesinnte gewissenhafte Taglöhner und Bettler, so holdselige, kunstlose, und doch zugleich so feingebildete, madonnenartige Pfarrerstöchter und so unendlich freigebige und reiche Hof-, Kammer- und Commerzien-Räthe in unserm lieben deutschen Vaterlande überall vollauf; und wer kann sich das weiß machen lassen?

Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte die junge Amande B., indem sich ihr geistvolles Gesicht mit einer liebenswürdigen Schamröthe überzog, dieß konnte doch schwerlich die Meinung eines so verständigen Mannes wie Starke seyn. Sollte nicht die Absicht, uns desto mehr für seine Personen zu gewinnen und durch die anschaulich gemachte Möglichkeit, auch in unsern Verhältnissen so edel und gut zu seyn, als jene, ein desto lebhafteres Verlangen, es in der That zu werden, in seinen Lesern

zu erwecken, sollte diese Absicht, die er auf keine andere Weise so gut erreichen zu können glaubte, nicht hinlänglich seyn, ihn zu rechtfertigen?

Ihre Bescheidenheit, liebe B. (versetzte Frau von P.) verwandelt in eine Frage, was Ihnen selbst etwas Ausgemachtes ist. Ich liebe diesen Glauben an die Güte und Bildsamkeit der menschlichen Natur, woran ihr Herz und die Unerfahrenheit Ihres Alters gleich viel Antheil hat. Möchten Sie nie Ursache finden, Ihre gute Meinung von der Menschheit zu ändern! Immer dünkt mich indessen, die Versetzung solcher Engelmenschen in unsre Alltagswelt, wie viel Lebensähnlichkeit ihnen auch ein Dichter zu leihen weiß, diene doch nur dazu, uns desto gewisser zu machen, daß er uns bloße Mährchen erzählt. Meines Erachtens ist eine der Hauptursachen, warum wir Geßners Schäferinnen und Hirten so natürlich finden, weil er sie uns nicht für unsre Landsleute und Mitbürger gibt, sondern für Bewohner eines idealischen ausdrücklich für sie gemachten Arkadiens, wo es eben so natürlich zugeht, wenn sie bei aller ihrer Unschuld und Einfalt so artig, wohlgesittet und zartfühlig sind, als es natürlich ist, daß unsre Schafknechte, Viehmägde und Gänsehirten in allen Stücken das vollständigste Gegenbild von jenen darstellen.

Da gegen diese Bemerkung der Frau von P. (vermuthlich aus bloßer Höflichkeit) nichts weiter eingewendet

wurde, so blieb es bei dem von Wunibald vorgeschlagenen Gesetz.

Ich lasse mir billig gefallen, was den Meisten gefällt, sagte Nadine, eine von den jungen Personen, welche Rosalindens Antrag unterstützt hatten. Aber, wenn wir sentimentalische Alltagsgeschichtchen und idealische Familienscenen ausschließen, so hoffe ich, es werde mir aus gleichem Rechte zugestanden werden, gegen das gesammte Feen- und Genien-Unwesen, gegen alle Elementengeister, Kobolde, Schlösser von Otranto, spukende Mönche und im Schlaf wandelnde bezauberte Jungfrauen, kurz gegen alles Wunderbare und Unnatürliche, womit wir seit mehreren Jahren bis zur Ueberladung bedient worden sind, Einspruch zu thun.

Diese zweite Bedingung fand noch lebhaftern Widerstand, als die erste. Welcher Dichter oder Erzähler, sagte man, wird sich eine so reiche und unerschöpfliche Hülfsquelle verstopfen lassen wollen? Die Liebe zum Wunderbaren ist nicht nur der allgemeinste, sondern auch der mächtigste unsrer angebornen Triebe, und kaum wird eine Leidenschaft zu nennen seyn, die nicht, sogar in ihrer größten Stärke, der Gewalt des Wunderbaren über unsre Seele weichen müßte. Der Hang zum Wunderbaren ist, wie man's nimmt, die stärkste und die schwächste Seite der menschlichen Natur; jenes für den, der selbst wirkt; dieses für den, der auf sich wirken läßt. Wer auf keiner

andern Seite zugangbar ist, dem ist auf dieser beizukommen. Wie übel würde also die Hälfte unsrer Gesellschaft, die es auf ihre Gefahr übernähme, die andre zu unterhalten, daran seyn, wenn ihr gerade das gewisseste Hülfsmittel, die Zuhörer bei Aufmerksamkeit und guter Laune zu erhalten, untersagt wäre?

Diese und andere Gründe wurden mit vieler Wärme gegen die vorgeblichen Freunde des Natürlichen geltend gemacht, aber von diesen hinwieder mit triftigen Gegengründen eben so eifrig bestritten: bis endlich Herr M., ein großer Bewunderer der neuesten Philosophie, ins Mittel trat und den Vorschlag that: wenigstens die Schutzgeister von dem Bann, welchen Nadine über das gesammte Geister- und Zauberwesen ausgesprochen hatte, auszunehmen. Die neueste Philosophie, versicherte er, sey (gleich der alten platonischen und stoischen) eine erklärte Gönnerin des Wunderbaren und so weit entfernt, Geistererscheinungen für etwas Unnatürliches anzusehen, daß vielmehr, ihr zufolge, die ganze Körperwelt nichts als eine bloße Geistererscheinung, und eigentlich außer den Geistern gar nichts der Rede Werthes vorhanden sey. Er trage also darauf an: den Erzählern, ohne sich einer ungebührlichen Einschränkung ihrer wohl hergebrachten Dichterfreiheit anzumaßen, einen so großen Spielraum, als sie sich selber nehmen wollten, zu gestatten und den Gebrauch, den sie vom Wunderbaren zu machen

gedächten, lediglich ihrer eigenen Bescheidenheit und Klugheit anheim zu stellen. — Herr M. zog im Namen der neuesten Philosophie eine so Ehrfurcht gebietende Stirne zu diesem Vortrag, daß weder Nadine noch sonst Jemand das Herz hatte, sich dagegen aufzulehnen; und so schien denn auch dieser vorläufige Punkt aufs Reine gebracht zu seyn.

Die Ordnung, in welcher die Personen, die sich zur thätigen Rolle in diesem Gesellschaftsspiel erboten hatten, einander ablösen sollten, wurde jetzt durchs Los entschieden und zugleich die Abrede getroffen, daß man sich künftig, sofern nichts anders dazwischen käme, alle Abende eine Stunde vor Tische in der großen Rosenlaube oder im Gartensaale ungezwungen zusammenfinden wollte: wo es dann jedesmal auf die gegenwärtige Stimmung der Anwesenden ankommen sollte, ob man sich auf diese oder eine andere Art unterhalten wolle. Denn bloß, weil die Stunde dazu geschlagen, und gleichsam zur Frohne, Mährchen anhören zu müssen, schien etwas, das weder sich selbst noch Andern zuzumuthen sey.

So weit geht in der Handschrift, — welche dem Herausgeber, sehr zierlich auf Velinpapier geschrieben und von etlichen Zeilen mit der Unterschrift Rosalinde begleitet, zugeschickt und zu beliebigem Gebrauch überlassen worden — der Vorbericht. Die Handschrift selbst führt den Titel

Das Herameron von Rosenhain
und besteht aus sechs Erzählungen (oder Mährchen, wenn man lieber will), womit die Gesellschaft auf dem Schlosse zu Rosenhain an eben so viel schönen Sommerabenden von sechs Personen, deren wahre Namen hinter romantische versteckt sind, unterhalten wurde.

Wofern sie nicht einen sehr behenden Geschwindschreiber bei der Hand hatten, so ist zu vermuthen, daß jedes sein Mährchen selbst zu Papier gebracht und den andern Mitgliedern der Gesellschaft Abschrift davon zu nehmen erlaubt habe. Indessen gedachte man anfangs wohl schwerlich, aus den anspruchlosen Zeitkürzungen eines kleinen Kreises einander gefallender und daher leicht befriedigter Verwandten und Freunde eine Unterhaltung für die Welt zu machen. Aber, was in ähnlichen Fällen schon öfters geschah, begegnete auch hier; und, wie es immer damit zugegangen seyn mag, gewiß ist wohl, daß die Handschrift dem Herausgeber nicht zugeschickt wurde, um sie unter sieben Siegeln in seinen Schreibtisch einzukerkern.

Der Abend war so anmuthig, der Himmel so heiter, die Luft so mild und balsamisch, und der Anblick des Gartens im Zauberlicht des wachsenden Mondes aus den Fenstern des Speisesaals so einladend, daß die Gesellschaft sich zu einem gemeinschaftlichen Lustwandel entschloß. Man vertheilte sich zu zweien und zu dreien, entfernte sich unvermerkt von einander, begegnete sich eben so unversehens wieder, verlor sich von neuem und fand sich endlich, ohne Abrede, wieder vollzählich in der Rosenlaube, die damals eben in voller Blüthe stand, beisammen.

In kurzem gab die lauschende Stille, die über der Gesellschaft zu schweben schien, das Zeichen, daß man sich zum Hören gestimmt fühle, und Rosalinde wurde mit einer so schmeichelnden Ungeduld ihres Versprechens erinnert, daß sie sich der Erfüllung um so weniger entziehen konnte, da sie bereits zwei oder drei Tage darauf vorbereitet war. Sie fing also — nachdem sie der jungfräulichen Göttin der Schamhaftigkeit durch die in solchen Fällen gewöhnlichen Entschuldigungen, Bitten um Nachsicht und dergleichen, das schuldige Opfer gebracht — ihre Erzählung folgender Maßen an.

Narcissus und Narcissa.

Es war an einem Abend, der vielleicht so schön war als der heutige, als die Perise Mahadufa, aus der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeister, sich auf einer aus den süßesten Düften des Frühlings zusammen geronnenen, leichtschwebenden Wolke nieder ließ, um einige Augenblicke von einem langen Flug auszuruhen und die Sorgen, die ihr Gemüth verdüsterten, im Anblick der prächtig untergehenden Sonne aufzulösen.

Verzeihung, sagte Nadine mit einer Verneigung gegen die ganze Gesellschaft, daß ich die Erzählung gleich anfangs unterbrechen muß, um mir einen kleinen Unterricht auszubitten, was eine Perise ist, und was ich mir bei der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeister zu denken habe?

Kommen Sie mir zu Hülfe, lieber Wunibald, sagte Rosalinde, sich gegen den jungen P.., ihren Verwandten und erklärten Liebhaber, wendend; ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich auf diese Frage nicht vorbereitet bin, und ich fürchte sehr —

Fürchten Sie nichts, fiel ihr Wunibald ins Wort; meine Kenntniß der innern Verfassung der Geisterwelt ist zwar

auch nicht weit her, denn ich habe sie größtentheils nicht tiefer als aus tausend und einer Nacht geschöpft; aber Nadine wird sich auch genügen lassen, wenn ich ihr mit zwei Worten Alles sage, was ich selbst davon weiß: nämlich, daß unter den Peris oder guten Genien ein Geschlechtsunterschied Statt findet, und daß sie größtentheils Schutzgeister der Menschen und, jenachdem sie entweder ganzen Völkern und Ländern oder regierenden Königen und Fürsten oder andern durch große persönliche Vorzüge und eine höhere Bestimmung über die gemeinen Menschenkinder emporragenden Personen zu Beschützern gegeben sind, in eben so viele besondre Ordnungen abgetheilt werden. Diese Peris heißen auch Dschinnen, und das Reich, wo sie zu Hause sind und von einem unumschränkten Monarchen ihres Geisterstammes beherrscht werden, wird Dschinnistan genannt. Daß sie übrigens mit den Elementgeistern des Grafen Gabalis, den Sylphen, Gnomen, Ondinen und Salamandern, nicht zu verwechseln sind, will ich nur im Vorbeigehen bemerkt haben.

Rosalinde nickte Wunibalden ihren Dank mit einem etwas schalkhaften Lächeln zu und fuhr fort: Wenn Herr von P. nicht durch die alberne Art, wie ich meine Erzählung anfing, Gelegenheit bekommen hätte, sich um uns Alle durch Mittheilung seiner Kenntnisse in diesem wichtigen Theil der Geisterlehre verdient zu machen, so könnt' ich mir selbst gram deßwegen seyn, daß ich — was doch so leicht gewesen wäre — den Anlaß zu dieser Unterbrechung nicht vermieden habe. Denn wozu hatte ich denn nöthig, die Perisen und die dritte

Ordnung ins Spiel zu mengen? Brauchte ich doch nur zu sagen: der Schutzgeist Mahadufa habe sich auf die Wolke niedergelassen, so war Jedermann zufrieden. Das sind wir auch jetzt, sagte Frau von P., wenn Sie so gut seyn wollen fortzufahren, ehe Jemand in Versuchung geräth, Sie durch eine neue Frage zu unterbrechen.

Wenn die Rede von Geistern ist, sagte der Philosoph M., muß man nicht fragen, sondern hören und glauben. Durch Fragen kommt man zwar, wie das Sprichwort sagt, nach Rom; aber das gilt nur von diesem groben planetarischen Erdklumpen; in der Geisterwelt kommt man durch Fragen um kein Haarbreit vorwärts. Also wieder auf Ihre duftreiche Abendwolke, zur Schutzgeistin Mahadufa, wenn ich bitten darf, mein Fräulein! — Und ich, sagte der alte Herr von P., verspreche Ihnen für uns Alle, Sie sollen nicht wieder unterbrochen werden.

Mahadufa hatte kaum einige Minuten von der Wolke Besitz genommen, als Zelolo, ein männlicher Genius aus derselben Ordnung, sie im Vorüberfliegen gewahr wurde. Wiewohl sie sich lange nicht gesehen hatten, erkannte er doch Mahadufen auf den ersten Blick und steuerte sogleich auf die Wolke zu, in der Absicht, die alte Bekanntschaft wieder aufzufrischen. Nach den ersten Begrüßungen fragte Mahadufa, wohin sein Weg ginge? — Wohin mein Amt mich ruft, war seine Antwort; ich habe das Unglück, der Schutzgeist eines jungen Menschen zu seyn.

„Du gibst der Sache ihren rechten Namen, Zelolo; ich weiß auch ein Wort davon zu sprechen.“

„Zwischen dir und mir gesagt, Mahadufa, ich glaube nicht, daß es in allen Planeten und Kometen, Sonnenwirbeln und Milchstraßen des unermeßlichen Weltalls ein schnöderes Handwerk gibt, als das unsrige. Ich begreife nicht, was der Geisterkönig für ein Vergnügen daran finden kann, uns unter dem vornehmen Titel von Beschützern zu bloßen Zuschauern und Zeugen der unergründlichen Thorheit und des ewigen Selbstwiderspruchs dieser närrischen Adamskinder zu machen. Ja, wenn uns noch erlaubt wäre, als mithandelnde Personen im Spiel aufzutreten; wenn wir ihnen in unsrer eigenen Gestalt erscheinen oder eine menschliche annehmen dürften, um ihnen zu rathen, wo sie sich nicht zu helfen wissen, sie zu warnen, wenn sie etwas Dummes, und zurückzuhalten, wenn sie etwas Schlechtes begehen wollen! Aber dürfen wir das? Ist uns doch beinahe alle geistige Einwirkung auf ihr Gemüth untersagt; wenn wir ihnen ja noch einen Gedanken eingeistern dürfen, so ist es unter dem Beding, ihm eine so völlige Aehnlichkeit mit ihren eigenen zu geben, daß sie ihn aus sich selbst gedacht zu haben glauben sollen. Was ist die Folge dieses weisen Gesetzes? So oft ich meinem Zögling einen wirklich klugen Gedanken einhauche, bin ich sicher, daß er ihn als einen thörichten Einfall, der ihm so von ungefähr angeflogen komme, verlachen wird. Ehmals gaben uns wenigstens ihre Träume einen großen und freien Spielraum; aber auch diese Befugniß ist uns neuerlich durch so viele Anhängsel und Einschränkungen erschwert und beschnitten worden, daß entweder wir nichts Gescheidtes aus ihren eigenen Träumen zu machen wissen,

oder sie aus denen, die wir ihnen zuschicken, nicht klug werden können.

Nur allzu wahr, sagte Mahadufa: Unser Dienst, der so ehrenvoll scheint, ist im Grund eine bloße Art, zur Frohne müßig zu gehen. Wie oft hab' ich mich's schon reuen lassen, daß wir aus einem unzeitigen Uebermaß von Mitleiden und Großmuth das alte Reich der Feen zerstören halfen, die uns ehemals durch ihre unverdrossene Geschäftigkeit, Böses, und ihre unverständige Art, Gutes zu thun, so viel zu schaffen machten, daß wir über keine Langeweile zu klagen hatten.

„Diese Hülfsquelle ist nun einmal abgegraben," versetzte Zelolo. „Das schale Vergnügen über unsere sich klug dünkenden Narren und Kindsköpfe zu lächeln, oder das Bißchen Schadenfreude, sie für ihr ewiges starrsinniges Sträuben und Anstreben gegen alle Eingebungen der Vernunft durch die Folgen ihrer eigenen weisen Maßnehmungen gestraft zu sehen, ist am Ende Alles, was uns Schutzgeistern dafür wird, daß wir das herrliche Amt übernommen haben, Mohren zu bleichen und Wasser mit einem Siebe in ein Faß ohne Boden zu schöpfen."

„Und sogar dieses schale Vergnügen," fuhr Mahadufa fort, „kann uns nur dann werden, wenn wir keinen Antheil an unsern Zöglingen nehmen, was bei mir wenigstens der Fall nicht ist; denn ich liebe den meinigen, und diese Liebe macht mich so unglücklich, als Geister unsrer Art zu seyn fähig sind."

Zelolo. „Darf man fragen, wer dein Zögling ist?"

Mahadufa. „Sie ist das einzige Kind eines der vornehmsten und reichsten Häuser in der Hauptstadt des Landes, über dessen

westlicher Gränze wir jetzt schweben; ein Mädchen, an welches die Natur ihre reichsten Gaben verschwendet hat, das schönste, reizendste, talentvollste, das je von der Sonne beschienen wurde; geboren mit den herrlichsten Anlagen zu allen Tugenden und zu Allem, was ein Weib liebenswürdig machen kann."

Zelolo. „Und mit allen diesen Vorzügen macht sie dich unglücklich, sagst du?"

Mahadusa. „Weil sie selbst das unseligste Geschöpf ist, das ich kenne."

Zelolo. „Wie geht das zu?"

Mahadusa. „Stelle dir vor, Zelolo, daß die Unglückliche, die Allen Liebe einflößt, nichts liebt und, wie ich besorge, nichts mehr lieben kann als sich selbst. Ich pflege sie deßwegen nur meine Narcissa zu nennen, wiewohl ihr wahrer Name Heliane ist."

Zelolo. „Ich würde vielleicht unglaublich finden, was du mir sagst, wenn dein Fall nicht von Wort zu Wort auch der meinige wäre. Der junge Dagobert, dessen Schutzgeist von seiner Geburt an zu seyn ich das Unglück habe, ohne verhindern zu können, daß Aufwärterinnen und Aufwärter, Zofen, Schranzen, Schmeichler und Sklaven aller Gattung dem Vater, der Mutter und der ganzen Sippschaft das Werk der Natur in ihm, von seinem ersten Athemzug an, hemmen und zerstören halfen, dieser unglückliche Jüngling, der einzige Sohn eines der reichsten Großen des Landes, wo ich herkomme, ist Alles, was du von deiner Narcissa sagst. Wenn je ein Menschenkind mit der Anlage, ein edler und guter Mann zu werden, in die Welt trat, so ist er es; aber der arme Mensch

kann, gleich dem Narcissus der Fabel, nichts lieben als sich selbst, und ich nenne ihn daher, wenn zwischen mir und meinen Freunden die Rede von unsern Schützlingen ist, nur meinen Narcissus."

Mahadusa (nachdenkend). „Eine sonderbare Uebereinstimmung!"

Zelolo. „Du trauest mir zu, daß ich nichts von dem Wenigen, was uns zu thun erlaubt ist, unversucht an ihm gelassen habe; aber gegen alle die Mächte, die sich wider seinen Verstand und sein Herz zusammen verschworen hatten, war keine Rettung. Wenn den scharfsinnigsten Köpfen aus dem ganzen Erdenrund ein ungeheurer Preis ausgesetzt worden wäre, einen Plan zu entwerfen, wie man es angehen müsse, um aus meinem jungen Fürstensohn den Erdkönig aller Gecken zu bilden, dieser edle Zweck hätte nicht vollständiger erreicht werden können, als durch die Erziehung, die er im Palast seines Vaters und in der großen Welt erhielt, in welche seine Geburt und seine glänzenden Naturgaben ihm sehr früh den freiesten Zutritt und die schmeichelhafteste Aufnahme verschafften. Von seiner Kindheit an beeiferte sich Jedes, ihm liebzukosen und aufzuwarten; seine unverständigsten und unbilligsten Wünsche mußten erfüllt, seine unartigsten Launen gefürchtet, seine wunderlichsten Grillen auf der Stelle befriedigt werden. Alles, was er sagte, wurde bewundert, Alles, was er that, war recht. Nun, da die Früchte einer solchen Aussaat in üppigster Fülle stehen, wehklagen sie, daß ihm nichts gefällt, als er selbst, daß er nichts liebt noch achtet, als sich selbst, von nichts spricht, als von sich selbst, keinen Finger rührt, als

für sich selbst, kurz, sich nicht anders benimmt, als ob er das einzige Wesen in der Welt und alles Uebrige bloße Werkzeuge seines Vergnügens und Spielwerk für seine Launen wäre."

Mahadufa. „Ich glaube die Geschichte meiner armen Narcissa zu hören. Diese Aehnlichkeit ist sehr sonderbar!"

Zelolo. „Das Schlimmste für uns ist indessen, daß die Zeit immer näher rückt, wo wir dem König Rechenschaft von unsern Pfleglingen geben müssen; und du wirst sehen, Mahadufa, daß die Schuld, warum nichts Besseres aus ihnen geworden ist, zuletzt doch auf uns sitzen bleiben wird."

Mahadufa. „Sey ohne Sorge, Zelolo! Ich hoffe ein Mittel gefunden zu haben, das Alles wieder gut machen soll."

Zelolo. „Kannst du Wunder thun? Oder, wenn du es könntest, darfst du es?"

Mahadufa. „Es soll ganz natürlich zugehen. — Rathe doch ein wenig! — Es ist das einfachste Mittel von der Welt."

Zelolo. „Ah! Nun versteh' ich dich! — Sie sollen zusammengebracht werden, sollen sich sehen, und der Erfolg, hoffst du —"

Mahadufa. „Der Erfolg kann nicht fehlen."

Zelolo. „Aber bedenke, gute Mahadufa, daß ich meinen Narcissus bereits mit Allem, was auf dreihundert Meilen im Umkreis das Schönste und Liebenswürdigste ist, umgeben habe, ohne mehr damit zu gewinnen, als daß er noch verliebter in sich selbst geworden ist, als jemals."

Mahadufa. „Das Nämliche ist mir mit Narcissa begegnet. Aber das schreckt mich nicht, seitdem ich weiß, daß es einen Narcissus in der Welt gibt. Sie müssen zusammengebracht werden, Zelolo! Sie sind für einander geschaffen; zwei

Hälften, die ganz in einander passen und sich unversehens so zusammenschrauben werden, daß du deine Freude daran sehen sollst. Niemand als Narcissus kann meine Narcissa, Keine als Narcissa kann deinen Narcissus heilen."

Zelolo (sich vor die Stirne schlagend). „Du hast Recht, Mahadufa. Laß dich umarmen für den glücklichen Einfall! Du hast Recht! Wie konnt' ich so dumpf seyn, das nicht auf den ersten Blick zu sehen? Aber bei euch Andern ist der erste Blick immer der entscheidende. Laß uns nun keine Zeit verlieren. Mache du deine Anstalten auf deiner Seite; und bevor der Mond sein Gesicht zweimal verändert hat, soll mein Narcissus, flimmernd und strahlend wie eine Sonne, an eurem Hofe aufgegangen seyn."

Nach dieser Abrede trennten sich die Schutzgeister wieder, vergnügt über ihr unverhofftes Zusammentreffen und ungeduldig, ihr Vorhaben aufs schleunigste ins Werk zu richten.

Hier unterbricht der Verfasser der Handschrift die Erzählung auf einige Augenblicke.

Wir hätten sehr gewünscht (sagt er), aber es stand nicht in unserm Vermögen, dieses Gespräch der beiden Schutzgeister für die Leser so unterhaltend zu machen, als es für Rosalindens Zuhörer durch die Anmuth und Lebhaftigkeit ihres mündlichen Vortrags war; zumal da sie vermittelst einer seltnen Biegsamkeit der Stimme jeder redenden Person einen besondern, von ihrer eigenen verschiedenen Ton zu geben wußte und sie dadurch so fest und richtig bezeichnete, daß

sie, um die Personen anzugeben, keinen Namen zu nennen brauchte. Da dieser Mangel weder den Augen, noch den Ohren unsrer Leser zu ersetzen ist, so wollen wir uns auch keinen Kummer deßwegen machen und laden sie ein, mit uns in die Rosenlaube zurückzukehren und, so gut als ihre eigene Einbildungskraft sie darin unterstützen will, der schönen Erzählerin zuzuhören, die, von der Zufriedenheit ihrer Zuhörer nicht wenig aufgemuntert, in der Geschichte der beiden Selbstliebhaber folgendermaßen fortfuhr.

In den meisten Geschichten kommt nicht wenig darauf an, daß der Ort und die Zeit, wo und wann sie sich zugetragen, genau angegeben werde. Dieß ist nun zwar bei der, worin ich jetzt befangen bin, keineswegs der Fall; indessen, da es uns nun einmal unmöglich ist, Personen und Begebenheiten an keinem Ort und in keiner Zeit zu denken, so wünschte ich (um der Ungelegenheit, die deutsche Stadt, wo, und die eigentliche Zeit, wann sich meine Geschichte zutrug, nennen zu müssen, ein für alle Mal zu entgehen), daß wir als etwas Ausgemachtes annähmen, sie habe sich vor ziemlich langen Jahren zu Trapezunt, am Kaiserhof eines von den Abkömmlingen des weltberühmten Amadis aus Gallien oder des schönen Galaor, seines Bruders, zugetragen; und wenn wir solcher Gestalt unsre so gern zur Unzeit geschäftige Einbildungskraft über diesen Punkt eingeschläfert hätten, wünschte ich, daß wir uns weiter nicht darum bekümmerten, sondern uns begnügten, meinen Helden und meine Heldin als bloße

Bürger der Geisterwelt oder geistige Weltbürger anzusehen, mit welchen Alles, was ich von ihnen zu erzählen habe, der Hauptsache nach wenigstens, sich eben so wohl an jedem andern Ort und zu jeder andern Zeit zugetragen haben könnte. Dieses vorausbedungen und zugestanden (denn Alle hatten der Erzählerin ihre Einwilligung lächelnd zugenickt), fahre ich nun mit froherem Muthe und freiern Armen in meiner Erzählung fort.

Sobald Mahadufa nach Trapezunt zurückgekommen, war ihre erste Sorge, mit guter Art Anstalt zu treffen, daß Narcissa-Heliane von dem Daseyn und dem Charakter des schönen Narcissus-Dagobert so viel Kundschaft erhielt, als nöthig war, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie mußte (glaubte Mahadufa) Alles, was ihr von seiner entschiedenen Unfähigkeit, in eine andere als seine eigene Person verliebt zu seyn, zu Ohren käme, nothwendig als eine Herausforderung ansehen, die Unwiderstehlichkeit ihrer Reizungen an diesem Widerspenstigen zu bewähren, und die Ungeduld nach seiner Ankunft (wovon man in Trapezunt bereits als von einer nahe bevorstehenden Sache sprach) würde, dachte sie, die erste aller der Gemüthsregungen und Leidenschaften seyn, welche ihr noch ungebändigtes Herz bearbeiten und für die Liebe empfänglich machen würden. Aber die Perise, wiewohl selbst eine Art von Weib, kannte die Töchter Evens noch nicht genug, um alle Gestalten zu kennen, welche ihre Eitelkeit anzunehmen fähig ist.

Narcissa, welche ganz und gar keinen Begriff davon hatte, wie irgend ein Sterblicher bei ihrem Anblick ungerührt bleiben,

geschweige ihrem Willen, ihn zu besiegen, wofern sie diesen Willen hätte, widerstehen könnte, blieb bei Allem, was man ihr von dem stolzen Narcissus sagte, so gleichgültig, als sie bei dem schalsten und unglaublichsten Ammenmährchen hätte bleiben können, und zeigte nicht die leiseste Spur weder einiger Neugier, seine Bekanntschaft zu machen, noch eines Zweifels, was erfolgen werde, wofern er die ihrige suchen sollte.

Narcissus hingegen hatte durch Zelolo's geheime Veranstaltung nicht so bald Nachricht von Helianen erhalten, als er sich unverzüglich anschickte, eine Reise von mehreren hundert Meilen zu unternehmen, in keiner andern Absicht, als die hoffährtige Schöne für ihren Uebermuth zu züchtigen und von der Unmöglichkeit, ihm zu widerstehen, durch die Erfahrung zu überzeugen. Seine Ungeduld, sich selbst diese Befriedigung zu geben, wurde durch ein Bildniß der schönen Heliane, welches Zelolo ihm in die Hand spielte, so sehr erhöht, daß, wer ihn nicht näher kannte, nichts Anderes hätte vermuthen können, als dieses Bild habe bewirkt, was man bisher für etwas Unmögliches gehalten, und er eile, von der feurigsten Liebe beflügelt, sein Herz zu den Füßen seiner Ueberwinderin zu legen.

Narcissus erschien unter seinem gewohnten Namen Dagobert am Hofe von Trapezunt mit einem Glanz, der seinen Mitbewerbern auf einmal den Muth benahm, sich mit ihm in einen Wettkampf einzulassen. Der zuversichtliche Stolz, womit er sich der allgemeinen Bewunderung, als eines ihm gebührenden Zolles, bemächtigte, wurde gleichwohl durch die Artigkeit seines Betragens und die Anmuth, die Alles, was

er that und sprach, begleitete, so schön gemildert, daß man kaum daran denken konnte, ihm Ansprüche streitig zu machen, an welche so viele blendende Vorzüge ihm ein entschiedenes Recht zu geben schienen; und da er über all dieses noch einen fürstlichen Aufwand machte und der freigebigste aller Menschen war, erhielt er allgemeinen Beifall am Hofe von Trapezunt. Die Männer selbst fanden es lächerlich, ihn beneiden zu wollen, und die Frauen — soll ich's sagen? — die Frauen — genug, es war keine Dame in Trapezunt, die Kaiserin Nicea selbst nicht ausgenommen, die nicht entweder ziemlich öffentliche Anstalten gegen die Freiheit seines Herzens machte oder sich nicht wenigstens, in vollem Vertrauen auf die Probhaltigkeit ihrer eignen Tugend, um das Vergnügen, von ihm unterschieden zu werden, beeiferte.

Narcissa allein machte die Ausnahme; Narcissa war die einzige, die sich so betrug, als ob sie weder Augen für seine Vollkommenheiten, noch das mindeste Verlangen hätte, von ihm bemerkt, geschweige ausgezeichnet zu werden. Nicht, als wäre sie von seinem ersten Anblick nicht eben so stark betroffen worden, als er von dem ihrigen; aber beide waren es weniger darüber, was sie sahen, als was sie erwartet hatten und nicht fanden. Narcissus zweifelte so wenig daran, daß der erste Eindruck, den er auf Narcissa zu machen gewiß war, entscheidend seyn werde, daß er sich ihr mit einer Miene darstellte, welche ihr in der kraftvollen Geistersprache der Augen mit aller nur möglichen Stärke sagte: Fühlst du die Gegenwart deines Ueberwinders? Gibst du nicht jeden Gedanken auf, ihm einen vergeblichen Widerstand zu thun? —

Aber Narcissa, die seinen Blick nur zu gut verstand, blitzte ihm die Antwort in eben derselben Sprache so behend entgegen, daß sie seiner Frage selbst zuvorzueilen schien: Wie? Mir erkühnst du dich, mit solchen Anmaßungen in die Augen zu sehen? du verwirrst dich nicht? dein Blick stürzt nicht vor dem meinigen zu Boden? Eitles Geschöpf! wie freu' ich mich, daß es in meiner Macht ist, dich zu demüthigen!

So kurz auch die Dauer dieses ersten Augengesprächs war, so schien es doch entscheidend zu seyn und auf beide einerlei Wirkung zu thun. Ohne einander auszuweichen und (was sich von selbst versteht) ohne sich jemals von der Linie der feinsten Anständigkeit, auf ihrer Seite, und der ritterlichen Galanterie, auf der seinigen, nur ein Haar breit zu entfernen, benahmen sich beide so gleichgültig, so absichtslos, so frostigkalt gegen einander, daß sie sich in der Rechenschaft, so jedes sich selber darüber gab, beinahe nothwendig irren mußten. Narcissa, der allgemeinen Huldigung aller Herzen so gewohnt als des Athemholens, glaubte den Prinzen, der ihren Reizen so offenbar Trotz bot, viel zu tief zu verachten, um sich durch seine Gleichgültigkeit beleidigt zu finden, und verdoppelte gleichwohl, ohne sich recht bewußt zu seyn, in welcher Absicht, Alles, was die Kunst vermochte, den Zauber ihrer Reize unwiderstehlich zu machen. Narcissus hingegen, der ihre Kälte für eine Wirkung ihrer schwer beleidigten Eitelkeit, im Grund aber für bloße Verstellung hielt, zweifelte nicht, daß er nur einige Tage standhaft auszuhalten brauche, um sie ein gutes Theil geschmeidiger zu finden. Aber darin hatte er falsch gerechnet: Narcissa wurde,

so däuchte ihm, mit jedem Tage liebenswürdiger und — kälter; er selbst hingegen bildete sich zuweilen ein, er fühle eine Art von Ahnung in sich, daß sie ihm gefährlicher werden könnte, als sein Stolz sich gestehen wollte. Ob diese Ahnung vielleicht ein Werk Zelolo's war, kann ich nicht sagen; genug, sie erschreckte ihn, und er glaubte nicht genug Vorsichtsanstalten dagegen machen zu können. Er warf sich in einen Strudel von Zerstreuungen aller Gattung, vernachlässigte Narcissen bis an die Gränze der Unhöflichkeit, schien sich, in Hoffnung ihre Eitelkeit zu kränken, bald um diese, bald um jene Dame zu bewerben, die einigen Anspruch an eine solche Auszeichnung machen konnte, kurz, versuchte Alles, was ein Liebhaber seiner selbst in einem solchen Fall versuchen kann, um seinem Stolze den Triumph zu verschaffen, den ihm der Stolz einer nicht weniger in sich selbst verliebten Schönen vorenthielt. Aber Narcissa, es sey nun, weil sie wirklich nichts für ihn fühlte oder ihn nicht eher genug gedemüthigt zu haben glaubte, als bis er sich ihr auf Gnad und Ungnade gefangen geben müßte, beharrte bei ihrem wirklichen oder angenommenen Kaltsinn mit einer so freien und ruhigen Unbefangenheit, daß Narcissus, durch den schlechten Erfolg seiner Maßnehmungen in eine ihm ganz ungewohnte Verlegenheit gesetzt, mehr als einmal in Versuchung gerieth, den großen Zauberer Arkelaus um Beistand anzurufen, wenn er nur gewußt hätte, wo er anzutreffen wäre.

Das Wahre indessen — was er aber freilich (aus einer Ursache, die in unsern Tagen schwerlich Statt fände) ohne

Hülfe des besagten Zauberers unmöglich wissen konnte — war, daß die schöne Narcissa, bei aller ihrer Kälte und anscheinenden Unaufmerksamkeit, sich mehr, als sie selbst gewahr zu werden schien, mit ihm beschäftigte. Hermeline, die vertrauteste ihrer Dienerinnen, hätte ihm viel davon erzählen können, wenn sie nicht zugleich die treueste, verschwiegenste und unbestechlichste aller Zofen im ganzen trapezuntischen Kaiserreich gewesen wäre. Hermeline war in der That die einzige Person in der Welt, mit welcher Heliane von dem Prinzen Dagobert sprach; aber mit ihr sprach sie auch von nichts Anderem. Hermeline hörte zwar kein Wort aus dem Mund ihrer Gebieterin, woraus sie berechtigt gewesen wäre, zu schließen, daß er ihr mehr als der gleichgültigste aller Menschen sey: aber sie sprach doch von ihm, sie lachte, scherzte und spottete über ihn, erkundigte sich nach Allem, was er that und nicht that, und Hermeline erhielt sogar den Auftrag, seinen vertrautesten, aber nicht so unbestechlichen Kammerdiener durch ihre Nichte, die seine Geliebte war, über die geringsten Umstände seines täglichen und nächtlichen Lebens auszuholen. Aus welchem Allem Hermeline, ohne sich das Mindeste gegen ihre Dame merken zu lassen, den Schluß zog: daß sie im Grunde doch wohl einigen Antheil an dem Prinzen Dagobert nehmen könnte.

So standen die Sachen zwischen Narcissus und Narcissa, als die Schutzgeister Zelolo und Mahadufa, welche diese Zeit her Alles seinen eigenen Gang gehen ließen und, nach ihrer Gewohnheit, bloße Zuschauer dabei abgegeben hatten, sich wieder zusammenfanden, um einander ihre Beobachtungen

mitzutheilen und gemeinschaftlich zu überlegen, was etwa zu thun seyn möchte.

Dein Mittel, Mahadusa, sagte Zelolo, wovon wir uns beide so viel versprochen hatten, scheint nicht anschlagen zu wollen.

Wie so? fragte die Perise.

„Die Sache zeugt von sich selbst. Unsre beiden Narcissen sind noch so weit aus einander und so verliebt in sich selbst, als jemals."

Das sollt' ich nicht meinen; oder wie steht es mit deinem Prinzen?

„Ich muß bekennen, er scheint wohl allmählich ein wenig mürbe zu werden. Er hat Augenblicke, wo er ganz nahe daran ist, sich selbst zu gestehen, daß es ihm nicht möglich seyn werde, die unsichtbare Kette, an die sie ihn gelegt hat, zu zerreißen, wie übel sich auch sein Stolz gegen ein solches Geständniß geberdet. Aber dieses Geständniß ihr zu thun, solange sie ihn so schnöde behandelt, wie bisher? — Nimmermehr! Eher thut er den Sprung vom leukadischen Felsen, eh' er sich so tief erniedriget."

Auch hat er dieß nicht nöthig, Zelolo. Alles müßte mich täuschen, oder die Liebe hat ihr Netz um beide Widerspenstige geworfen, und Narcissa ist so gut darin gefangen, als er.

„Was hast du für Ursachen, dieß zu glauben?"

Sehr bedeutende. Sie beschäftigt sich alle Tage mehr in ihren Gedanken mit ihm; ja, es ist schon so weit gekommen, daß er der einzige Gegenstand ist, der ihre Phantasie beherrscht, und auf den sich Alles bezieht, was sie denkt und

thut. Für ihn umgibt sie sich mit allem Glanz und Schimmer, den die Kunst der Natur leihen kann; seinetwegen wünscht sie sich noch schöner, wenn's möglich wäre, machen zu können, als sie ist; seinetwegen erscheint sie überall, wo sie ihn zu finden hofft —

„Um ihn durch die kälteste Verachtung zum Wahnsinn zu treiben!"

Wenn dieß auch wäre, so bedenke die Absicht, warum sie es thut. Welchen andern Zweck kann sie dabei haben, als sein Herz mit Gewalt zur Uebergabe zu zwingen, da es sich in Güte nicht ergeben will? Fängt sie nicht schon an, sobald sie sich wieder allein sieht, ihre Laune an Allem auszulassen, was sie unter die Hände bekommt? Muß sie sich nicht sogar in Gesellschaft die äußerste Gewalt anthun, um ihren Unmuth über sein Betragen gegen sie zu verbergen, wiewohl es so höflich ist, als eine gleichgültige Person nur immer verlangen kann? Ich schwöre dir, Zelolo, sie hat Augenblicke, wo sie sich in eine Tigerin verwandeln möchte, um mit Zähnen und Klauen über ihn herzufallen.

Wenn dieß, sagte Zelolo lachend, ein Zeichen seyn soll, daß sie ihn zu lieben anfängt, so gesteh' ich, daß ich von der Liebe dieser Evenstöchter keinen Begriff habe.

Das möchte wohl wirklich der Fall bei dir seyn, Zelolo. Indessen behaupte ich auch nicht, daß sie ihn bereits liebe. Alles, was ich für den Anfang wünschte, war bloß, daß Narcissus ihr nicht gleichgültig seyn möchte. Von dem Augenblick an, da sie ihm zu zürnen anfing, ihn zu hassen, zu verabscheuen glaubte, war ich ruhig, und was ich

bedaure, ist nur, daß diese Leidenschaften noch zu vorüberrauschend sind.

„Ich besorge sehr, Narcissus wird sich an einer Liebe, die dem Haß so ähnlich sieht, nicht genügen lassen."

Dieß ist seine und deine Sache, Zelolo; seht zu, wie ihr es weiter bei ihr bringen könnt!

„Ernsthaft zu reden, Mahadufa, ich kenne keine Liebe, als die sich auf gegenseitige Hochschätzung gründet, und keine andere kann unsre Schützlinge von der Krankheit, nichts als sich selbst zu lieben, heilen. Alles, was in beider Gemüthe, seitdem sie sich gesehen haben, vorging, ist weiter nichts, als die bittere Frucht dieser kranken Selbstliebe: wie könnte sie die glückliche Veränderung bewirken helfen, die wir beabsichtigen?"

Die Leidenschaften der Menschen, versetzte die Perise, scheinen mit ihrer Seele das zu seyn, was die Fieber ihrem Körper. Die Natur sucht sich, durch diese stürmischen Bewegungen, eines zufälligen, aber beschwerlichen Uebels zu entledigen, und es gelingt ihr meistens, wo nicht allemal, wenn Seele oder Körper noch jung, kräftig und in ihren wesentlichen Lebenswerkzeugen noch unverdorben sind. Da dieß der Fall bei unsern Schützlingen ist, so habe ich gute Hoffnung, daß sie auf diesem Wege genesen werden. Sie konnten sich nicht sehen, ohne einander zu gefallen und sich gegenseitig anzuziehen. Aber die Forderungen der überspannten Selbstgefälligkeit fingen den elektrischen Funken auf, getäuschte Erwartungen, gekränkter Stolz, Ungeduld über ungewohnten Widerstand mußten endlich in diese quälenden

Leidenschaften ausbrechen, welche, da sie ein bloßes Mißverständniß zur Nahrung haben, von keiner längern Dauer seyn können, als das Mißverständniß selbst.

Du meinst also, sagte Zelolo, Alles müßte gut werden, wenn Narcissa und Narcissus wüßten, daß sie, allem widrigen Anschein zu Trotz, eine starke Neigung haben, einander zu lieben? Aber wie sollen sie sich davon überzeugen, solange die unsinnigen Forderungen der Eigenliebe sogar die bloße Annäherung zwischen ihnen unmöglich machen?

Ich begreife sehr wohl, erwiederte Mahadufa, wie dieß möglich ist; aber ich gestehe, es wird Zeit erfordern, wofern ihnen nicht äußere Umstände zu Hülfe kommen.

Sollten wir nichts thun können, sagte Zelolo, um unvermerkt solche Umstände zu veranlassen, ohne daß wir darum ihrer Freiheit zu nahe treten müßten, was uns, wie du weißt, durch ein unverbrüchliches Gesetz verboten ist?

Mir schwebt so etwas vor, Zelolo, und es soll dir mitgetheilt werden, sobald ich selbst darüber im Klaren bin.

Hiemit trennten sich die beiden Geister abermal, und ich kehre wieder zu meinen Selbstliebhabern zurück.

Narcissa war, ihren zu hoch gespannten Stolz (den sie freilich für bloßes Zartgefühl hielt) abgerechnet, ein edles, gutartiges und in jeder Betrachtung höchst liebenswürdiges Wesen. Die Fehler ihrer Erziehung hatten die schönen Anlagen der Natur in ihr wohl aufhalten und entstellen, aber nicht zerstören können, und selbst die Beschaffenheit ihrer Eigenliebe bewies, daß sie der edelsten Art von Liebe fähig sey. Denn sie hatte sich von der ersten Jugend an mit Eifer

um alle die Eigenschaften und Vorzüge beworben, wodurch man wirklich liebenswürdig wird. Der Wunsch, liebenswürdig zu seyn, schließt den Wunsch, geliebt zu werden in sich; und ich wenigstens (sagte die Erzählerin dieser Geschichte) begreife nicht, wie man geliebt zu werden wünschen könne, ohne der Gegenliebe fähig zu seyn. Eine unmäßige Eigenliebe, die Frucht einer unverständigen Erziehung, mit einem gerechten, aber zu hoch getriebenen Stolz verbunden, hatten ihr, bis zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Dagobert, den allerdings scheinbaren Ruf, daß sie nichts als sich selbst lieben könne, zugezogen; aber worauf hätte Mahadufa die Hoffnung, sie von dieser Krankheit durch Liebe heilen zu können, gründen wollen, wenn es nicht auf die Gewißheit war, daß der Keim einer edlern Liebe in ihrem Busen liege? Diesen Keim hatte Dagobert zuerst belebt; und wie viele feindselige Mächte sich auch gegen die schwachen Lebensanfänge ihrer Liebe verschworen hatten, sie lebte fort; sie nahm unmerklich zu und wurde, in der That, durch die Leidenschaften selbst, die ihr den Tod zu dräuen schienen, nur immer mehr entwickelt, genährt und gestärkt. Diese Leidenschaften waren nämlich nicht so gar tigerartig, als Mahadufa (die sich, nach der Genien Weise, zuweilen stärker ausdrückte, als nöthig war) uns vielleicht glauben machte. Narcissa war im Gegentheil von sanfter und fröhlicher Sinnesart, und wenn ja (was ihr selten begegnete) ein zornartiger Stoff in ihrem Gemüth aufbrausete, so ließ sie immer die erste Bewegung an irgend einem zwar unschuldigen, aber wenigstens gefühllosen Dinge aus, und sogleich legte sich der Sturm,

und das unbedeutende Opfer söhnte sie wieder mit der ganzen Welt aus. So viele Ursache sie auch zu haben glaubte, auf Dagoberten ungehalten zu seyn, so ist doch mehr als wahrscheinlich, daß dieser Unmuth, wenn er auch zuweilen in ein schnell vorüberrauschendes Ungewitter ausbrach, doch, unter gewissen Voraussetzungen, immer bereit war, sich in Liebe zu verwandeln. In der That überraschte sie sich nicht selten in einer sanft schwermüthigen, sich selbst vergessenden Träumerei, wo ihre Seele mit stillem Wohlgefallen an seinem Bilde hing; und wenn es (wie die Perise sagte) Augenblicke gab, wo sie ihn hätte zerreißen mögen, so gab es deren noch mehr, wo sie, wäre er gekommen und hätte sich ihr zu Füßen geworfen und mit zwei großen Tropfen in seinen schönen Augen um Verzeihung zu ihr aufgeblickt, sich fähig gefühlt hätte, ihm ihre Hand zum Unterpfand der Versöhnung hinzureichen. Die Stunden, worin sie sich in dieser Stimmung befand, kamen immer öfter, so daß ihre Phantasie endlich Ernst aus der Sache machte und ihr in einem lebhaften und wohlzusammenhängenden Morgentraum jenen geheimen Wunsch ihres Herzens als etwas wirklich Geschehenes darstellte. Ob die Schutzgeister bei diesem an sich wenig bedeutenden, aber ihren Absichten sehr beförderlichen Ereigniß geschäftig gewesen oder nicht, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; doch könnte das erstere um so eher vermuthet werden, weil Narcissus, von ähnlichen Träumen angereizt, sich mehr als einmal so mächtig versucht fühlte, sie wahr zu machen, daß es wirklich geschehen wäre, wenn sein Stolz, hinter die Furcht, ihr einen gar zu großen Triumph über sich zu

verschaffen, versteckt, ihn nicht noch mächtiger zurückgehalten hätte.

Um diese Zeit ereignete sich etwas, wovon zu erwarten war, daß das bisher so zweideutige und schwankende Verhältniß unsrer beiden Liebenden (wenn ich sie anders so nennen kann) aufs Reine dadurch gebracht werden könnte.

Der Kaiser von Trapezunt hatte zur Verherrlichung eines Besuchs, womit er von seinem Großoheim, dem Kaiser Esplandian von Constantinopel, beehrt wurde, ritterliche Kampfspiele ausgeschrieben, wozu alle namhafte Ritter in der Christenheit und im Heidenlande eingeladen wurden. Trapezunt war noch nie so lebhaft und glänzend gewesen, als während der Feste, die bei dieser Gelegenheit gegeben wurden; der Hof und die Stadt wimmelten von mannhaften Rittern und schönen Damen; aber ein Paar, das Dagoberten und Helianen den Vorzug hätte streitig machen können, ward nicht gefunden. Jeder Höfling gestand, so laut man wollte, daß, nächst den beiden Kaiserinnen und ihren Töchtern, Enkelinnen und Basen, — jeder Ritter, daß, nächst der Dame seines Herzens, Heliane über alle andere wie der Vollmond über die Sterne hervorglänze; die Damen hingegen — gestanden zwar auch, aber jede nur sich selbst, daß Dagobert ohne Ausnahme der schönste, mannhafteste und liebenswürdigste aller Ritter sey. Was Helianen betrifft, so hatte sie alle Ursache, mit dem allgemeinen und unzweideutigen Beifall vorlieb zu nehmen, den die Frauen ihr dadurch ertheilten, daß sie — gar nichts von ihr sagten.

Da eine Beschreibung der besagten Feste und Spiele aus irgend einem der fünfzig dicken Bände des Amadis aus Gallien und seiner Sippschaft zu borgen und meine gefälligen Zuhörer damit zu belangweiligen, etwas ganz Unverantwortliches wäre, so begnüge ich mich zu sagen: daß für die verschiedenen Gattungen ritterlicher Spiele, wobei mehr als hundert Ritter auf dem Plan erschienen, auch verschiedene Preise ausgesetzt waren; daß Narcissa von den Kaiserinnen ernannt worden war, den Dank, den der Sieger im Lanzenstechen davon tragen sollte, auszutheilen, und daß sie, bei einer so feierlichen Gelegenheit, nichts vergessen hatte, was den natürlichen Glanz ihrer majestätischen Schönheit bis zum Verblenden erhöhen konnte.

Dagobert, welcher ihr (im Vorbeigehen gesagt) seit einigen Tagen mit einer ihm ungewöhnlichen zarten Ehrerbietung begegnete, die ihr nicht unbemerkt bleiben konnte, erschien vor den Schranken in einer Rüstung von weißem Schmelz mit Gold eingelegt; auf seinem hellgeglätteten silbernen Schilde waren in goldnen Buchstaben die Worte „für die Ungenannte“ zu lesen, und ein Herold forderte in seinem Namen alle diejenigen heraus, welche nicht bekennen wollten, daß diese ungenannte Beherrscherin seines Herzens die Schönste aller Schönen sey. Dreißig junge Ritter, von welchen jeder unter den gegenwärtigen Frauen oder Jungfrauen eine Gebieterin hatte, deren erklärter Dienstmann er zu seyn stolz war, fanden sich durch diesen Aufruf herausgefordert, und Dagobert-Narcissus hatte also keine andre Wahl, als entweder dreißig wackere Ritter einen nach dem andern aus

dem Sattel zu heben oder als ein windiger Prahler von mehr als hundert tausend Zuschauern mit Schimpf und Spott aus der Rennbahn hinausgelacht zu werden. Das Wagestück wär' eines Paladins von Karl dem Großen würdig gewesen; und wiewohl er die Wünsche aller Zuschauer, welche gewöhnlich den Verwegensten begünstigen, auf seiner Seite hatte, so waren doch Wenige, die sich auf ihn zu wetten getrauten, und das Herzklopfen der Frauen und Jungfrauen nahm mit jeder neuen Lanze, die er brach, überhand. Indessen, sey es nun, daß seine eigene Stärke und Gewandtheit Alles that, oder daß unsichtbare Arme die seinigen stärkten, genug, er hatte bereits neun und zwanzig Gegenkämpfer zur Erde geworfen, und es war nur noch einer, aber seinem Ansehen nach der furchtbarste von allen, übrig, der ihm den Preis für neun und zwanzig Siege durch einen einzigen zu entreißen drohte.

Narcissa, wiewohl durch die Ungewißheit, ob sie selbst oder eine Andere die Ungenannte sey, nicht wenig beleidigt, konnte sich doch nicht erwehren, einen wärmern Antheil, als sie sich selbst gern gestehen wollte, an demjenigen zu nehmen, der das Feld gegen Alle, die es mit ihm aufnahmen, so ritterlich bisher behauptet hatte; und man wollte beobachtet haben, daß eine glühende Röthe sich plötzlich über ihr Gesicht und ihren Busen ergoß, als der schöne Dagobert auch den Dreißigsten, unsanfter als alle Vorige, zu Boden legte und nun allein mit emporgehobener Lanze in den Schranken stand, sich umsehend, ob noch Jemand Lust habe, ihm die wohl erworbene Krone streitig zu machen.

Aber wie groß war seine Bestürzung und Helianens Erstaunen, als ein gewaltiger Ritter in einer ganz goldnen, über und über von Edelsteinen blitzenden Rüstung in die Schranken ritt und ihn aufforderte, entweder die ungenannte Dame seines Herzens zu nennen oder zu gestehen, daß sie mit der schönen Heliane in keine Vergleichung kommen könne.

Jedermann wurde gewahr, daß der Prinz durch diese Aufforderung in Verlegenheit gerieth und eine gute Weile unentschlossen stand, die Augen bald auf das Prachtgerüste heftend, wo Narcissa, als Austheilerin des Danks, zu den Füßen der beiden Kaiserinnen saß; bald einen grimmvollen Blick auf den unbekannten Ritter schießend, der mit großer Gelassenheit erwartete, wozu sich der weiße Ritter entschließen würde. Soll ich mir, dachte Narcissus, von einem Nebenbuhler, wie es scheint, den Namen meiner Ungenannten abtrotzen lassen? Kann ich es mit Ehre? Oder ist es vielleicht Heliane selbst, die mir diesen Beschwerlichen über den Hals geschickt hat? Erkläre ich mich, wenn ich mit ihm kämpfe, nicht öffentlich gegen sie, und ist nicht die Belohnung meines Sieges über die dreißig verloren, ich mag überwinden oder überwunden werden?

Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch seinen Kopf; aber er hatte keine Zeit, sich lange zu bedenken. Ich nehme, sprach er, so laut, daß es alle Welt hören konnte, zu dem Unbekannten, ich nehme deine Ausforderung unter der Bedingung an, daß ich, wenn ich dich aus dem Sattel werfe, den Namen meiner Ungenannten ihr selbst nennen will;

streckst du aber mich zu Boden, so soll ihn weder ein Sterblicher noch ein Gott aus meinem Busen reißen.

Nach dieser Erklärung, die der Fremde sich gefallen ließ, nahmen beide ihren Stand und sprengten mit eingelegten Lanzen gegen einander. Die Lanzen brachen, aber die Ritter blieben fest im Sattel, und nachdem sie sich frische Lanzen geben lassen, rennten sie zum zweiten Mal. Die Lanzen zersplitterten abermals, und Dagobert erhielt sich mit der höchsten Anstrengung noch kaum im Steigbügel: aber beim dritten Ritt raffte er Alles, was ihm von Kraft noch übrig war, zusammen und hob seinen Gegner so gewaltig aus dem Sattel, daß er über zwanzig Schritte weit hinausflog und dem Ansehen nach einen sehr gefährlichen Fall gethan haben mußte. Dagobert sprang von seinem Roß, um dem Gefallenen zu Hülfe zu eilen; aber dieser hatte sich schon wieder, so leicht als ob ihm nichts geschehen wäre, in den Sattel eines andern für ihn bereit stehenden Pferdes geschwungen, ritt in vollem Sprung aus den Schranken und ließ sich nicht wieder sehen.

Ein jauchzendes Siegesgeschrei des unzähligen Volks, das sich Kopf an Kopf um die Schranken her drängte, begleitete nun den von seinem Abenteuer noch verwirrten Sieger zu den Füßen der schönen, nicht weniger betroffnen Narcissa-Heliane, die, in einer seltsamen Schwebe zwischen ihrem Stolz und ihrem Herzen, nicht Zeit hatte, zum Entschluß zu kommen, ob sie ihm Kaltsinn oder Theilnahme in ihren Augen zeigen sollte. Vermuthlich würde das Herz die Oberhand behalten haben, wenn sie nicht in dem Blicke, womit

der Prinz, indem er sich vor ihr aufs rechte Knie niederließ, ihre Augen bis auf den Grund zu durchforschen schien, den Triumph eines seiner Sache schon gewissen Siegers zu sehen geglaubt hätte. Darf ich mir schmeicheln, sagte er, daß die schöne Heliane keinen Augenblick zweifelte, wer die Ungenannte sey, die allein mich in ein und dreißig Kämpfen zum Sieger machen konnte?

Empfanget, edler Ritter, antwortete Narcissa, indem sie ihm den Dank (eine aus goldnen Lorbeerblättern zierlich gewundne und mit Perlenschnüren durchflochtene Krone) aufsetzte, mit meinem Glückwunsch den Preis Eurer Tapferkeit und trauet mir so viel Bescheidenheit zu, ein Geheimniß, wofür Ihr so viel wagtet, weder errathen noch erforschen zu wollen.

Sie sagte dieß mit einem Blick und einem Lächeln, die ihren Worten mehr als die Hälfte von ihrer Bitterkeit benehmen sollten: aber auf den stolzen Narcissus wirkte beides das Gegentheil; der sanfte Blick und das holde Lächeln schienen ihm die Verachtung noch durch Hohn zu schärfen. Er raffte sich hastig auf, warf einen Blick, der bloß zürnen sollte, aber seinen Schmerz nicht verhehlen konnte, auf Narcissen und entfernte sich von ihr mit einer tiefen Verbeugung, wie einer, der nicht wieder zu kommen gesonnen ist.

Daß übrigens von dem goldnen Ritter, den Niemand kennen wollte, und von seinem eben so plötzlichen Erscheinen als Verschwinden bei Hof und in der Stadt etliche Tage lang viel gesprochen, vermuthet und gestritten wurde, ist leicht zu erachten. Da man aber immer weniger von der Sache begriff, je mehr man sie auf alle Seiten kehrte, so

blieb die allgemeine Meinung endlich bei der Voraussetzung stehen, es sey ein von Helianen angestellter Handel gewesen, um dem Prinzen eine Erklärung abzunöthigen, zu welcher er aus Ursachen, die er selbst am besten wissen müsse, sich nicht entschließen zu können scheine.

Sobald unsre Selbstliebhaber sich wieder allein sahen, fand sich, daß sie mit ihrem geliebten Selbst noch weniger zufrieden waren, als eines mit dem andern. Dagobert machte sich Vorwürfe, daß er, anstatt Helianen öffentlich für seine Dame zu erklären, es darauf habe ankommen lassen, ob sie sich in der Ungenannten erkennen werde; und wie sehr er sich auch durch ihre unbezwingbare Gleichgültigkeit beleidigt fühlte, so waren doch die Augenblicke die häufigsten, worin er sie entschuldigte, ja sogar rechtfertigte, und gegen sich selbst behauptete, sie habe sich ohne Verletzung alles Zartgefühls nicht anders benehmen können. Narcissa hingegen zürnte über sich selbst, daß sie seine Erklärung bei Empfang des Preises in einem Ton beantwortet hatte, der, wofern er sie wirklich liebte, sein Herz empfindlich kränken und, falls die Liebe seinen Stolz noch nicht völlig überwältigt hatte, für eine förmliche Abweisung aufgenommen werden mußte. Beide glaubten also einander eine Art von Genugthuung schuldig zu seyn; nur war die Schwierigkeit, wie dieß geschehen könne, ohne vielleicht einen Schritt zu viel zu thun und das, was jedes sich selbst schuldig zu seyn glaubte, auf ein ungewisses Spiel zu setzen.

Diese Bedenklichkeiten eines übertriebenen Zartgefühls gaben ihrem gegenseitigen Betragen eine Miene von zwangvoller

Unschlüssigkeit zwischen Annäherung und Zurückhaltung. Sie beobachteten einander mit einer Art von mißtrauischer Theilnahme, welcher kein Blick, keine noch so leise vorübergehende Veränderung der Gesichtszüge entwischte, die aber immer geneigt war, etwas Zweideutiges zu sehen, und immer zweifelhaft, von welcher Seite sie es nehmen sollte. Das Peinliche eines solchen Verhältnisses brachte sie nicht selten in einem Anfall von Ungeduld zum Entschluß, es gänzlich abzubrechen; aber bei jedem Versuch überzeugten sie sich stärker von der Unmöglichkeit der Ausführung. Siegen oder Sterben schien jetzt Beider Wahlspruch zu seyn, und wer kann sagen, wie lange diese seltsame Art, die Liebe wie einen Zweikampf auf Leben und Tod zu behandeln, noch hätte dauern, und welche Folgen sie wenigstens für die zärter gebaute Heliane hätte haben können, wenn ihr Verhältniß nicht durch eine zufällige Begebenheit eine andere Wendung bekommen hätte.

Nicht lange nachdem in Trapezunt Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang zu gehen begonnen hatte, traf ein Fremder daselbst ein, der in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er kam, seinem Vorgeben nach, aus einem so weit entfernten Lande, daß dessen Name schwerlich jemals zu Trapezunt gehört worden war; und weil sein eigener etwas schwer auszusprechen sey, sagte er, so habe er ihn ins Griechische übersetzt und nenne sich dermalen Sophranor, so wie seine ihn begleitende Schwester Euphrasia. Da sie sich einige Zeit zu Trapezunt aufzuhalten und auf einem ziemlich großen Fuß zu leben gesonnen waren, so

miethete Sophranor einen der schönsten Paläste der Stadt, nahm zu dem Gefolge, so er mitgebracht, noch eine Menge Hausbediente aller Arten an und richtete sich in Allem so ein, als ob er immer da zu bleiben gedächte.

Beide, Sophranor und seine Schwester, hatten in Gestalt und Anstand etwas zugleich Anziehendes und Ehrfurcht Gebietendes; und da sie ein prächtiges Haus machten und (was in ihrem Falle das Wesentlichste ist) Alles baar und ohne zu handeln in gutem blanken Golde bezahlten, so wurde ohne weiteres Nachforschen angenommen, daß sie unfehlbar Personen von großer Bedeutung seyn müßten; was sie denn auch um so mehr wurden, da sie sich mit einem Geheimniß umgaben, welches immer die Hoffnung irgend einer wichtigen Entdeckung oder Entwicklung übrig ließ. Alle Abende versammelte sich bei Euphrasien eine Gesellschaft, die aus Allem, was der Hof und die Stadt Ausgezeichnetes hatte, bestand und in verschiedenen Sälen und Zimmern aufs Angenehmste unterhalten wurde.

Euphrasia schien eine Person von dreißig Jahren zu seyn; keine eigentliche Schönheit; aber in ihrem Wuchs und Anstand war etwas, daß an Majestät gränzte, und in ihrer Gesichtsbildung und ihrem Auge so viel Geist, Anmuth und Ausdruck, daß nur Wenige, die auf den Apfel des Paris hätten Anspruch machen können, innern Werth genug besaßen, um neben ihr bemerkt zu werden. Es fiel sehr bald in die Augen, daß es nur auf sie angekommen wäre, sich aller Männerherzen in Trapezunt zu bemächtigen und alle Weiber zur Verzweiflung zu bringen; aber man überzeugte sich auch eben

so bald, daß sie nichts weniger im Sinne habe, als die Rolle einer Ruhestörerin zu spielen. Sie schien vielmehr einen unsichtbaren Zauberkreis um sich her gezogen zu haben, an dessen Rande die Männer alle, gern oder ungern, stehen bleiben mußten; und, während sie allen, die den Zutritt in ihre Abendversammlungen hatten, mit gleicher Achtung und Artigkeit begegnete, war keiner, der sich der geringsten Auszeichnung rühmen konnte, welche nicht auf unbestrittene Vorzüge des Geistes und des sittlichen Charakters gegründet gewesen wäre.

Durch dieses Benehmen erwarb sich Euphrasia — was so selten ist — zu gleicher Zeit mit der Zuneigung und dem Vertrauen ihres eigenen Geschlechts die Hochachtung des andern und erhielt dadurch die stillschweigende Erlaubniß, so liebenswürdig zu seyn, als sie wollte, ohne durch Vorzüge, deren sie sich nicht bewußt schien, die Eifersucht des einen Geschlechts zu reizen oder vergebliche Hoffnungen in dem andern zu erregen.

Weil die Abendgesellschaften in Sophranors Hause von Niemand, der zur großen Welt in Trapezunt gehörte oder sich dazu rechnete, unbesucht blieben, so fanden sich auch Narcissus und Narcissa dabei ein, und in ziemlich kurzer Zeit schien jener an Sophranorn und diese an Euphrasien so viel Anziehendes zu finden, daß sie jeden Tag für verloren schätzten, von welchem sie nicht einen großen Theil in ihrem Umgang zugebracht hatten. Sophranor, dem Ansehen nach wenig älter, als seine Schwester, heitern und lebhaften Geistes, wiewohl mit einem Ansatz von stiller Melancholie, der vielleicht

Ursache war, warum er in den Cirkeln seiner Schwester meistens nur erschien, um wieder zu verschwinden, Sophranor besaß tausend Vorzüge, wodurch sein Umgang einem fürstlichen Jüngling wie Dagobert eben so nützlich als angenehm seyn mußte. Er redete beinahe alle Sprachen, war in allen Wissenschaften bewandert, mit Allem, was Kunst heißt, bekannt, hatte Alles gesehen, was auf dem ganzen Erdboden sehenswürdig ist, und auf seinen Reisen einen so großen Schatz von seltnen Natur- und Kunsterzeugnissen gesammelt, daß beinahe sein ganzer Palast damit angefüllt war. Die Wißbegierde des von Natur edeln Jünglings fand also hier so reiche Nahrung, und so manche Morgen- und Abendstunden wurden zwischen ihm, Sophranorn und einigen andern einheimischen oder fremden Männern von nicht gemeinem Verdienst mit lehrreichen Unterhaltungen zugebracht, daß Narcissus, indem er so Vieles, was ihm fehlte, und so Viele, die ihn an innerm Werth übertrafen, kennen lernte, unvermerkt einen großen Theil des sich zu laut ankündenden und übermäßigen Gefühls seiner Vorzüge verlor oder, um Alles mit einem Worte zu sagen, täglich immer weniger Narcissus wurde.

Bei der schönen Narcissa, für welche Euphrasiens hohe und eben darum so anspruchlose Liebenswürdigkeit eine ganz neue Erscheinung war, wirkte der immer vertrautere Umgang mit einer so seltnen Frau eben dieselbe glückliche Veränderung noch schneller. Ihr war, als ob sich ein ganz neuer Sinn für das wahre Schöne und Gute in ihrer Seele aufthue, ein Sinn, der bisher geschlummert hatte oder von Wahnbegriffen,

Eitelkeit und einer Alles bloß auf das unechte Selbst beziehenden Vorstellungsart übertäubt worden war. So wie ihre Anhänglichkeit an Euphrasia zunahm, nahm ihr bisheriges Wohlgefallen an ihr selbst ab; anstatt sich immer in ihrem eigenen Bilde zu bespiegeln, verglich sie sich mit ihrer so viel vollkommneren Freundin; und, statt stolz darauf zu seyn oder nur an sich selbst gewahr zu werden, daß sie ihr täglich ähnlicher wurde, sah sie mit jedem Tage heller, wie viel ihr noch fehle, um der guten Meinung, welche Euphrasia von ihr zu hegen schien, würdig zu seyn. Kurz, sie nahm es immer genauer mit sich selbst und erröthete, wenn sie sich bei irgend einer Anmaßung, einem erkünstelten Gefühlsausdruck, oder was sie etwa sonst des bloßen Scheinens wegen gesagt oder gethan hatte, ertappte, beinahe eben so sehr, als wenn sie von tausend fremden Augen bei einer schlechten Handlung überrascht worden wäre. Euphrasia wußte, ohne den geringsten Zwang, und ohne sich jemals die Miene einer Lehrerin oder Aufseherin zu geben, jeden Anlaß zu benutzen, wo sie auf den Verstand oder das Gemüth ihrer jungen Freundin wohlthätig wirken konnte, nicht, indem sie ihre eigenen Begriffe und Gesinnungen gleichsam in sie hinein schob, sondern indem sie bloß mit leichter Hand und unvermerkt Alles wegräumte, was Helianen bisher verhindert hatte, auf die Stimme ihres eigenen Herzens zu lauschen und seinen reinsten Trieben und Gefühlen zu gehorchen.

Während Heliane und Dagobert, von ihren neuen Freunden täglich mehr bezaubert, sich solchergestalt in ihrem Umgang und durch ihr Beispiel von den Fehlern einer verkehrten

Erziehung reinigten, hätte Jedermann, nach den äußerlichen Anscheinungen zu urtheilen, glauben müssen, das seltsame Verhältniß, worein sie seit dem Abenteuer des Lanzenstechens gerathen waren, habe sich endlich in eine entschiedene Gleichgültigkeit aufgelöst. Sie sahen einander zwar alle Tage, wiewohl nie anders, als in großer oder wenigstens in Euphrasiens Gesellschaft, schienen aber da so unbefangen und hatten einander so wenig Besonderes zu sagen, daß man deutlich zu sehen glaubte, sie würden sich nicht mehr zu sagen haben, wenn sie sich bloß selbander sähen. Allein das Wahre an der Sache war, daß der lebenskräftige, obschon noch unentfaltete Keim der Liebe, seitdem er von Stolz und Selbstsucht nicht mehr angefochten wurde, sich so tief in ihr Inneres eingesenkt hatte, daß er von ihnen selbst nicht mehr gespürt wurde, aber, während er seine zarten Wurzeln im Verborgenen um alle Fasern ihres Herzens schlang, in kurzem nur desto kräftiger und fröhlicher aufschoß, um zu einer der schönsten Blumen zu werden, die jemals in den Gärten der Grazien blühten.

Helfen Sie mir nur getrost lachen, sagte Rosalinde, indem sie sich selbst lachend unterbrach, über diesen plötzlichen Anfall von Schönrednerei, eine arme unschuldige Metapher zu einer vollständigen zierlichen Allegorie aufzublasen — Es soll mir nicht wieder begegnen! Ich falle sogleich, wie sich's gebührt, in meinen natürlichen Ton zurück und sage in guter Prose: Es war wohl nicht anders möglich, als daß der tägliche Umgang mit Sophranorn und Euphrasien die auf beständigem Anschauen beruhende Ueberzeugung in Dagoberten und Helianen

hervorbringen mußte, daß wahre Liebenswürdigkeit, auf wahres Verdienst gegründet, ihrer Natur nach bescheiden und anspruchlos ist; und wie hätte diese innige Ueberzeugung durch eine natürliche Folge nicht auch sie immer bescheidner in ihrer Meinung von sich selbst, immer gemäßigter in ihren Forderungen an Andere und, sobald sie dieses waren, auch geschickter und geneigter machen sollen, Jedes die Vorzüge des Andern zu sehen, zu schätzen und ohne mißtrauisches, eifersüchtiges Abmessen und Abwägen, ob man nicht einen Schritt zu viel thue, oder ob das Andere nicht mehr von uns empfange, als wir von ihm, sich bloß dem reinen Eindruck, den das Liebenswürdige auf unsere Seele macht, zu überlassen.

Das Alles entwickelte sich jetzt so leicht und natürlich aus einander, daß sie, anstatt über die Veränderung ihrer ehemaligen Sinnesart betroffen zu seyn, sich vielmehr wunderten, wie es möglich gewesen, alle die liebenswürdigen Eigenschaften, welche sie jetzt täglich an einander entdeckten, so lange zu übersehen oder zu verkennen. Sie sahen sich jetzt öfters allein und näherten sich einander immer mit dem Zutrauen, welches die Gewißheit zu gefallen voraussetzt, ohne sie anzukündigen. Ihre Gespräche waren zwangfrei, lebhaft und geistreich; an Stoff konnte es so gebildeten Personen, als beide waren, in einem Hause wie Sophranors, nie gebrechen; aber, wovon auch die Rede seyn mochte, Dagobert wußte ihm eine begeisternde Seite abzugewinnen, und nie wurden wohl, ohne das Wort Liebe jemals zu nennen, mehr in alle mögliche Gestalten und Einkleidungen vermummte Liebeserklärungen gethan und ohne Verlegenheit oder Ziererei mit einem

feinern Zartgefühl beantwortet, als diejenigen, wovon Zelolo und Mahadufa täglich, wenn sie wollten, in den Gärten Sophranors Zeugen seyn konnten.

Inzwischen war die Vertraulichkeit zwischen Sophranor, seiner Schwester und unsern Liebenden auf einen so hohen Grad gestiegen, daß jene sich nicht länger entbrechen konnten, aus dem Geheimniß, worein sie ihren Stand und die Ursache ihres Aufenthalts in Trapezunt allen Andern verbargen, für ihre jungen Freunde herauszutreten.

Ein reizender Sommermorgen hatte sie einzeln in die Gärten herabgelockt und alle vier bei einem kleinen, mit Rosen- und Myrtenbüschen umgebenen Tempel, Amorn und Psychen gewidmet, zusammentreffen lassen, wo sie sich auf einer Moosbank dem lieblichsten aller griechischen Dichterbilder gegenüber niederließen. Alle vier waren von der Schönheit des Morgens, der Anmuth des Orts und dem Vergnügen, sich ohne Abrede gerade hier, wo Alles Liebe und Ruhe athmete, zusammengefunden zu haben, in eine sonderbare Stimmung versetzt. Eine gute Weile waren ihre mit Wohlgefallen auf einander ruhenden Blicke die einzigen Ableiter ihrer Empfindungen; sie fühlten zu viel, um Worte zu machen, und doch war es, als ob auf allen Lippen ein Geheimniß schwebte, das sich nicht länger verbergen lassen wollte und jeden Mund, gleich einer vollen, vom innern Drang aufberstenden Nelkenknospe, mit Gewalt zu sprengen schien.

Sophranor konnte keinen günstigern Augenblick wählen. Es ist Zeit, meine liebenswürdigen jungen Freunde, sagte er, daß wir euch entdecken, wer wir sind, und was uns

bewogen hat, uns so lange an diesem fremden Orte aufzuhalten.

Wir sind aus der heiligen Stadt Balkh im Khorasan gebürtig und als Parsen oder Gebern (wie uns die rohen und unduldsamen Anhänger Mohameds nennen) in der uralten Religion erzogen, welche das Feuer, die Quelle des Lichts und der Wärme, als das reinste Sinnbild des ewigen und unergründlichen Urwesens, verehrt. Unsre Seele, als einen Funken jener allbelebenden, aber nur dem reinsten Geistesauge sichtbaren allgemeinen Sonne des unermeßlichen Weltalls, von allen Befleckungen thierischer Begierden und stürmischer Leidenschaften rein zu erhalten, ist der Inbegriff aller Pflichten, zu welchen wir von Kindheit an, mehr durch Angewöhnung als mühsamen Unterricht, angehalten werden. Jede Leidenschaft wird in einem jungen Parsen gleich im ersten Aufbrausen erstickt, und er lernt kaum eher aufrecht gehen und vernehmliche Worte aussprechen, als seine Naturtriebe mäßigen, seinen Gelüsten Gewalt anthun, seinen Zorn bändigen und seinen liebsten Wünschen Stillschweigen gebieten.

In diesem Geiste wurden auch wir erzogen, und ich schmeichle weder meiner Schwester noch mir selbst, hoffe ich, zu viel, wenn ich hinzusetze, wir machten unsern Erziehern die Arbeit nicht schwer. Die angeborne innige Sympathie, die uns vereiniget, zeigte sich schon in der ersten Frühe des Lebens. Kaum konnten wir unsre kleinen Arme ausstrecken, so streckten wir sie gegen einander aus, kaum die ersten Sylben stammeln, so stammelten wir einander unsere Liebe zu. Diese hielt nun mit dem Wachsthum des Körpers

gleichen Schritt; sobald wir gehen und reden konnten, waren wir unzertrennlich und kannten keinen Genuß, woran das Andere nicht seinen Antheil hatte. Schon als ein Knabe von drei oder vier Jahren war ich für einen Schmerz, den meine Kantsadeh (dieß ist der parsische Name meiner Schwester) ausstehen mußte, viel empfindlicher, als für meine eigenen, und wußte von keinem größern Vergnügen, als etwas für sie zu leiden oder irgend eine Arbeit für sie zu verrichten; aber Beides wurde mir nur selten zu Theil, weil Kantsadeh eben dieselben Gesinnungen für mich hatte und immer nur darauf dachte, mir etwas zu lieb zu thun, oder etwas Unangenehmes von mir zu entfernen.

Unser Vater sah leicht vorher, wohin das Alles führen würde, und sah es mit Vergnügen; denn die Ehe zwischen Bruder und Schwester ist bei uns nicht nur erlaubt, sondern wird als die reinste und heiligste aller ehelichen Verbindungen angesehen. Als wir uns aber den Jahren näherten, wo der Naturtrieb, den die Liebe zwar reinigt und adelt, der aber von den Meisten sehr irrig mit ihr verwechselt wird, sich stärker zu äußern beginnt, hielt unser Vater, welcher in den tiefsten Geheimnissen der Magie des großen Zerdusht eingeweiht war, für nöthig, die Sterne über unsere künftigen Schicksale zu befragen. Er stellte also unser Horoskop und erhielt die Antwort: daß unsre Liebe von einem feindseligen Geiste bedrohet werde, und eine engere Verbindung unfehlbar großes Unglück über uns bringen würde. Er säumte sich nicht, uns diesen strengen Schluß des Schicksals anzukünden, und erhielt, vermöge der hohen Ehrfurcht, die wir

für ihn fühlten, von so lenksamen Kindern, als wir waren, ohne große Mühe eine mit den heiligsten Schwüren bekräftigte Zusage, daß wir in jungfräulicher Reinigkeit und Zurückhaltung beisammen leben und auf jede nähere Vereinigung auf immer Verzicht thun wollten, wofern er nicht vielleicht in seinen erhabenen Wissenschaften ein Mittel, das angedrohte Unglück von uns abzuwenden, entdecken würde. Ich gestehe, daß ich mir nicht verwehren kann, zu denken, die Sterne könnten unsers guten Vaters gespottet und gerade das Unglück und kein anderes gemeint haben, das er durch das Mittel über uns brachte, wodurch er uns den Streichen des Schicksals zu entziehen hoffte. Sein guter Wille gegen uns und sein Glaube an die Mysterien der Magie waren indessen so groß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis er endlich herausbrachte: der Dämon, der unsre Liebe verfolge, werde alle seine Gewalt über uns verlieren, sobald wir noch zwei Liebende, die, anstatt (wie gewöhnlich) im Andern nur sich selbst zu lieben, sich selbst nur im Andern liebten, gefunden haben würden. Diese Bedingung schien uns, einer zweifachen Schwierigkeit wegen, wenig oder keine Hoffnung zu lassen: denn, wofern auch auf dem ganzen Erdenrund noch ein Paar so rein liebende Sterbliche athmeten, was für ein Mittel hatten wir, es zu entdecken?

Unser Vater, von seiner Liebe zu uns angespornt, verwandte sieben ganzer Jahre auf die Erfindung eines solchen Mittels und brachte endlich durch den hartnäckigsten Fleiß einen talismanischen Spiegel zu Stande, der die wunderbare

Tugend besitzt, reine Liebe von verkappter Eigenliebe durch ein untrügliches Zeichen zu unterscheiden.

Und dieses Zeichen? — unterbrach ihn Dagobert mit einer Unruhe, welche deutlich genug verrieth, wie nahe seine Frage ihn selbst angehe.

Wenn du Lust hast, es durch dich selbst zu erfahren, erwiederte Sophranor lächelnd, so gehen wir unverzüglich in den Saal, der mit den Schilderungen aller wahren und getreuen Liebhaber, die uns Fabel und Geschichte kennen lehrt, geziert ist, und du hast nichts weiter zu thun, als in eben denselben Spiegel hinein zu schauen, worin du dich, wie ich wohl den Spiegel selbst wetten wollte, gewiß schon mehr als einmal besehen hast. Dagobert und Heliane errötheten beide bei diesen Worten bis an die Fingerspitzen, und Sophranor, ohne daß er es wahrzunehmen schien, fuhr in seiner Erzählung fort.

Solange Jemand in der Person, die er zu lieben vermeint oder vorgibt, nur sich selbst liebt, könnt' er sein ganzes Leben durch in diesen Spiegel hinein schauen, er würde nie etwas Anderes, sehen als sich selbst: aber, sobald das, was er für sie fühlt, reine Liebe ist, sieht ihm, statt seiner eigenen Gestalt, das Bild der geliebten Person entgegen. Dieser magische Spiegel war das letzte Werk unsers Vaters, und als er sich kurz darauf seinem Ende nahe fühlte, befahl er uns: sobald wir ihm die letzte Pflicht erstattet hätten, Khorasan zu verlassen und so lange von einer großen Stadt zur andern zu reisen, bis wir endlich diejenigen gefunden haben würden, denen die Macht verliehen sey, den Bann,

der auf unsrer Liebe liege, aufzulösen. Es sind nun bereits zehn Jahre, seitdem wir, diesem Befehl zufolge, in der Welt umher schweifen, ohne gefunden zu haben, was wir, in der That mit wenig Hoffnung, suchten; bis uns endlich ein Traumgesicht in der berühmten Kaiserstadt Trapezunt das Ende unserer Wanderungen und die seligste Umwandlung unsers Schicksals versprach. Wir gehorchten, wie ihr sehet, diesem Traum, und es wird sich nun bald zeigen müssen, ob er uns getäuscht oder die Wahrheit gesagt hat.

Dagobert und Heliane fanden diese Geschichte wunderbar genug, aber doch nicht wunderbarer, als die Personen dieser außerordentlichen Geschwister. Beide fühlten ein ungeduldiges Verlangen, den talismanischen Spiegel, in welchen keines von ihnen seit mehr als zehn Tagen gesehen hatte, nun, da ihnen seine Wundertugend entdeckt worden war, genauer in Augenschein zu nehmen: aber ein Rest von falscher Scham (wenn wir es nicht lieber mit ihnen Zartgefühl nennen wollen) hielt sie zurück, dieses Verlangen laut werden zu lassen.

Indessen kehrte die kleine Gesellschaft, Euphrasia an Dagoberts, Heliane an Sophranors Arm, unvermerkt in den Palast zurück, und eben so unvermerkt befanden sich alle vier in dem Saal der wahren Liebenden.

Dagobert und Heliane besahen mit großer, wiewohl etwas zerstreuter Aufmerksamkeit die schon oft betrachteten Gemälde und baten Sophranorn bald um diese, bald um jene Erklärung, ohne daß sie den Muth hatten, einander anzusehen, geschweige einen verstohlnen Blick in den Spiegel zu thun; und Sophranor wiederholte mit der größten Gefälligkeit, was über die

Gegenstände dieser Gemälde, über die Kunst der Ausführung und über die Künstler selbst zu sagen war.

Aber welcher Sterbliche kann seinem Schicksal entgehen? Wie lange sie auch mit immer stärker klopfendem Herzen den entscheidenden Augenblick aufzuhalten suchten, endlich mußt' er doch kommen; und er kam. Unfreiwillig, wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, fanden sie sich endlich beide vor dem Zauberspiegel, blickten beide zugleich hinein, und indem Dagobert mit schaudernden Entzücken Helianen, und Heliane Dagoberten in der Stelle ihres eigenen Bildes erblickten, sanken sie einander in die Arme, und erst nach einer ziemlichen Weile, da sie die Augen wieder aufschlugen, sahen sie anstatt Sophranors und Euphrasiens zwei Lichtgestalten durch die hohe Decke des Saals hinwegschwinden; — und ich, meine lieben Freunde (setzte Rosalinde hinzu), bitte demüthig, mit meinem Mährchen vorlieb zu nehmen; denn es hat, vielleicht zu ihrem allerseitigen Vergnügen, hier auf einmal ein Ende.

Rosalinde hatte zu geneigte Zuhörer, um nicht im voraus auf die Höflichkeiten rechnen zu können, die ihr nach Endigung ihres Mährchens von allen Seiten gesagt wurden. Sie schien von der Aufrichtigkeit dieser Lobsprüche nicht überzeugt genug, um sich viel darauf zu gute zu thun, und konnte sich, da es ihr in der That nicht an Eitelkeit fehlte, nicht enthalten, mit gehöriger Feinheit zu verstehen zu geben, sie habe, um ihren Nachfolgern das Verdienst, sie zu übertreffen, desto leichter zu machen, ungefähr eben dieselbe Vorsicht gebraucht, wie jener Schnellfüßige in einem bekannten Feenmährchen, der, wenn er auf die Jagd ging, eine Art von Hemmkette um seine beiden Füße legte, um dem Hasen nicht wider seinen Willen zuvor zu laufen.

Wie dem aber auch seyn mochte, die Gesellschaft fand diese Art, sich zu einem guten derben Schlaf vorzubereiten, angenehm genug, um an einem der nächsten Abende den jungen Wunibald von P*** freundlich zu erinnern, daß ihn das Los zu Rosalindens nächstem Nachfolger ernannt habe. Herr Wunibald erklärte sich sogleich bereit und willig. Ich könnte mir, sagte er, sich ein Ansehen von komischer Wichtigkeit gebend, ungestraft das Verdienst beilegen, der Erfinder des sinn- und wunderreichen Mährchens zu seyn, womit ich die Gesellschaft zu bedienen gedenke; denn ich bin gewiß, daß

es noch in keiner Sprache gedruckt erschienen ist: aber ich bin zu stolz, mich mit fremden Federn zu brüsten, und bekenne also von freien Stücken, daß ich es aus einer ziemlich starken Sammlung so betitelter milesischer Mährchen genommen habe, welche durch einen Zufall, der hier nichts zur Sache thut, in meine Hände gekommen ist, und deren Urheber, vermuthlich weil sein Name seine Mährchen nicht besser gemacht hätte, sich zu nennen nicht beliebt hat. Nach dem berühmten Mährchen von Amor und Psyche (dem einzigen milesischen Mährchen, das von den Alten bis zu uns gekommen ist) erwarten Sie von dem meinigen schon voraus, daß es von der wunderbarsten Gattung sey. Das ist es auch, und der Erfinder, wer er auch sey, hat daher wohl gethan, Thessalien zur Scene desselben zu machen. — Mein Sohn, sagte Frau von P., du läufst Gefahr, unsre Erwartung höher zu spannen, als dir vielleicht lieb seyn dürfte, wenn du uns mit einer längern Vorrede aufhältst.

Ich gehorche, versetzte Herr Wunibald, und begann, wie folgt.

Daphnidion.

Ein milesisches Mährchen.

Ein thessalischer Jüngling, dessen Familie ihr Geschlechts-register bis in die Zeiten, wo der goldlockige Apollo die Heerden des Königs Admet hütete, hinauf führte, und einen Kebssohn dieses Gottes zum Stammvater zu haben stolz war — durchschlenderte in der vornehmen Geschäftslosigkeit eines bloß zum Verzehren gebornen Göttersohns, mit einem Blaserohr in der Hand, einen zu den großen Besitzthümern seines Vaters gehörigen Wald am Fuße des Berges Oeta, um zum Zeitvertreib kleinen Vögeln Verdruß zu machen: als er in einiger Entfernung eine schlanke leichtbekleidete weibliche Gestalt durch das Gesträuch rennen sah, die ihn beim ersten Anblick ungewiß ließ, ob er sie für eine Sterbliche oder für eine der Nymphen halten sollte, welche, nach den Dichtersagen und dem Volksglauben seiner Zeit, Berge, Wälder, Quellen und Grotten zu bewohnen pflegten und nicht leicht sichtbar wurden und flohen, wenn sie nicht die Absicht hatten, gesehen und gehascht zu werden.

Seit seinem göttlichen Urahnherrn Apollo hatte sich in seiner Familie die böse Gewohnheit, allen hübschen Mädchen, die vor ihnen flohen, nachzusetzen, von Vater auf Sohn fortgeerbt, und Phöbidas (so hieß der jüngste Sprößling dieses edeln Stammes) schlug nicht aus der Art. Die fliehende Nymphe, dem Ansehen nach ein Mädchen von sechzehn Jahren, hatte sich, indem sie Erdbeeren suchte, unvermerkt aus ihrem gewöhnlichen Bezirk in einen fremden verirrt und war endlich aus Ermüdung im Gebüsch eingeschlummert, als sie vom raschelnden Aufflug eines von Phöbidas getroffenen Vogels wieder aufgeweckt wurde. Erschrocken sah sie sich um, und wie sie einen Jüngling, den sie seiner Schönheit wegen für einen der ewig jugendlichen Götter, Mercur, Apollo oder Bacchus, ansehen mochte, kaum zehn Schritte weit von sich entfernt erblickte, raffte sie sich auf und rannte so schüchtern und schnellfüßig, als ein aufgeschrecktes Reh, durch Büsche und Hecken davon.

Phöbidas, der ihr an Behendigkeit wenig nachgab, rief ihr vergebens eben so freundliche Worte nach, als Ovid seinen Stammvater der fliehenden Daphne zurufen läßt:

Bleib', ich bitte dich, bleib', o Nymphe! nicht feindliches Sinnes
Folg' ich dir nach —

Sie horchte eben so wenig auf seine Locktöne und sah sich eben so wenig um, als die keusche Tochter des Peneus; und unbekümmert, daß ein Theil ihres leichten Gewandes an den Gebüschen, durch welche sie sich drängen mußte, hangen blieb, und daß ihre Gefahr durch diesen Umstand nothwendig mit

jedem Schritte größer werden mußte, lief sie so lange, bis sie endlich eine hohe, mit Epheu und leichtem Gesträuch umwebte Felsengrotte erreichte, in welche sie sich hineinstürzte, da kaum noch zwanzig Schritte fehlten, daß sie von ihrem keuchenden Verfolger erhascht worden wäre.

Phöbidas, der nun sicher zu seyn glaubte, daß sie ihm nicht entgehen könne, hielt, um wieder zu Athem zu kommen, einige Augenblicke still und ging dann gelassenen Schrittes auf die Höhle zu, die er beim Eintritt viel geräumiger fand, als er sich vorgestellt hatte. Aber von seiner Nymphe war keine Spur zu sehen. An ihrer Statt fand er im Eingang eine runzlige Alte, die aus Deukalions und Pyrrhens Zeiten übrig geblieben zu seyn schien, bei ihrem Spinnrocken sitzen und, ohne zu ihm aufzusehen, so behend und zierlich fortspinnen, daß die junge Nymphe selbst es ihr kaum hätte zuvorthun können. Alte Mutter, schrie sie der ungeduldige Jüngling etwas hastig an, wo ist das junge Mädchen, das ich so eben in diese Höhle hineinrennen sah?

Was für ein junges Mädchen, sagte die Alte, immer, ohne aufzuschauen, fortspinnend.

„Ich sage dir ja, schrie Phöbidas, das Mädchen oder die Nymphe, die diesen Augenblick bei dir vorüber rannte.“ —

Was kümmert das dich? versetzte die Alte, indem sie aus ihren hohlen Augen einen Blick von böser Vorbedeutung auf ihn schoß.

„Ich muß sie sehen, ich muß mit ihr sprechen, sage ich dir.“ —

Ich sehe die Nothwendigkeit nicht, junger Mensch.

„Ich will sie aber sehen, schrie Phöbidas, mit dem Fuß auf den Boden stampfend.“

Nur gelassen, sagte die Spinnerin; du magst es wollen, aber ich will nicht.

„Das wollen wir doch sehen! Weißt du wohl, wer ich bin?“

Die Alte sah ihn mit einem verächtlich spöttischen Blick an und spann fort.

„Daß ich der Sohn des Fürsten bin, dessen Eigenthum diese ganze Landschaft ist?“

Desto schlimmer für ihn und dich und die ganze Landschaft! denn du scheinst mir ein ungezogenes Bürschchen zu seyn. Aber ich will versuchen, ob noch was Besseres aus dir zu ziehen ist.

Diese Rede der Alten und das Ganze ihres Benehmens brachte den Jüngling ein wenig zur Besinnung. Es könnte doch wohl mehr, dacht' er, hinter dieser alten Gräe seyn, als ihr Ansehen ankündigt; ich muß einen sanftern Ton anstimmen. Verzeihe, wenn ich dich verkannt haben sollte, sagte er etwas höflicher, und sey meinem Verlangen nicht länger entgegen. Ich muß die junge Nymphe sehen, die hieher geflohen ist, oder ich sterbe zu deinen Füßen.

Weißt du auch, erwiederte die Alte, was es auf sich hat, junge Nymphen wider ihren Willen zu sehen? Hast du nie gehört, daß es nichts Geringers als den Verstand oder, in deinem Fall, wenigstens die Augen kostet? Wenn sie dich hätte sehen wollen, so wäre sie nicht so hastig vor dir geflohen, daß sie die Hälfte ihres Gewandes an den Hecken

gelassen hat und die andere Hälfte nur noch in Fetzen nachschleppte.

„Das pflegt nicht immer zu folgen, gute Mutter. Aber, was auch bei der Sache zu wagen seyn mag, auf meine Gefahr! Sey nicht unerbittlich! Laß mich sie nur sehen und sprechen, wenn es auch nicht anders als in deiner Gegenwart geschehen könnte."

Du bist ein ungestümer Mensch, erwiederte die Spinnerin. Was geht das Mädchen mich an? Wenn sie hereingekommen ist, so wird sie noch da seyn; die Grotte ist groß, suche sie meinetwegen.

Phöbidas ward jetzt auf einmal in der Vertiefung der Grotte die Oeffnung eines schmalen Gangs gewahr. Er zwängte sich hinein, die Höhle wurde immer weiter und höher und theilte sich in eine Menge schwach erleuchteter Kammern, die keinen andern Ausgang hatten, als den, woher er gekommen war. Er durchsuchte sie alle nach der Reihe, aber vergebens; er sah und fühlte nichts als leere Wände.

Er rief, so laut er konnte: Höre mich, holde Nymphe! Zeige dich mir nur einen Augenblick! — Umsonst! Nichts als seine eignen Worte hallten ihm vervielfältigt von den öden Felsenwänden entgegen. Immer fing er wieder von neuem an zu suchen, verirrte sich zuletzt in dem helldunkeln Labyrinth und fand nur mit großer Mühe den schmalen Gang wieder, durch den er gekommen war.

Er wollte nun seinen ganzen Unmuth über die alte Spinnerin ausgießen, welche, wie er glaubte, seiner gespottet hätte: aber, siehe da! die Alte war verschwunden, und eine

schöne Frau von majestätischem Ansehen saß an ihrer Statt am Rocken und spann mit einer Grazie, die den kältesten aller Stoiker bezaubert hätte.

Was suchst du hier, junger Mensch, fragte sie den bestürzten Phöbidas in einem sanften Ton, aber mit einem Scharfblick in seine Augen, der wie ein Blitz durch sein ganzes Wesen fuhr. Ein glühendes Roth entbrannte plötzlich auf seinen Wangen; er wußte nicht, was er antworten sollte, und verstummte.

Ein gutes Zeichen, sagte die Dame, den Kopf seitwärts drehend, er kann noch erröthen.

Besser, wenn er über nichts zu erröthen hätte, antwortete eine unsichtbare Stimme, die nur einer der Musen angehören konnte und durch ihren lieblichen Silberton den immer mehr erstaunenden Jüngling beinahe noch mehr entzückte, als die Gestalt der fliehenden Nymphe gethan hätte, wiewohl der Sinn ihrer Worte nicht von der besten Vorbedeutung war. Aber, zu sehr bestürzt über Alles, was er in dieser wunderbaren Grotte sah und hörte, konnt' er noch immer keine Worte auf seiner Zunge finden und blieb, wie in den Boden eingewurzelt, stumm und unbeweglich stehen.

Wofern du, wie es scheint, hier nichts zu suchen hast, sagte die schöne Spinnerin, würdest du nicht übel thun, dich zurückzuziehen.

Dieses Wort, in einem mildern Ton gesprochen, als sein Inhalt und der Blick, der es begleitete, versprach, gab ihm auf einmal die Sprache wieder.

Wenn du, wie mich Alles glauben heißt, eine Göttin bist, sagte er, so sey gütig und verzeihe mir. Ich bin meiner

selbst nicht mächtig. Diesen Morgen, da ich im Wald umherirrte, erblick' ich eine junge Nymphe, die, sobald sie mich gewahr wird, die Flucht ergreift. Es war mir unmöglich, ihr nicht nachzusetzen. Sie läuft schneller, als der Wind, und ich verfolge sie durch Busch und Wald, über Berg und Thal, bis zu dieser Grotte, in welche sie sich hineinstürzt. Auch hieher folgt' ich ihr, aber sie war verschwunden, und —

„— du fandest an ihrer Stelle eine alte Spinnerin an diesem Rocken sitzen, die dich nicht allzu freundlich anließ?"

Phöbidas, in der Ungewißheit, ob die schöne Dame, die er vor sich sah, und die Alte nicht eben dieselbe Person sey, verstummte abermals. Du bist ein wunderlicher Mensch, sagte die Dame. Gestehe mir aufrichtig, wer bist du?

„Der Sohn des thessalischen Fürsten, dem diese Landschaft angehört."

Die Alte hatte Recht, versetzte die Dame; wenn dem so ist, desto schlimmer für dich! — Aber wo glaubst du zu seyn?

„Wo anders als im Gebiete meines Vaters, welches sich vom Fuß des Oeta über die ganze Gegend um Elateia erstreckt?"

Deine Nymphe hat dich weiter geführt, als du glaubst. Diese Grotte ist ein Theil des Parnassus, und du bist im Gebiete — des delphischen Gottes und seiner Schwester.

„Ist's möglich?" rief Phöbidas bestürzt.

Einer thörichten Leidenschaft ist Alles möglich, sagte die Dame. Du bist, wie du siehest, in meinem Gebiet; aber das würdest du auch im Gebiete deines Vaters seyn. Deine Leidenschaft hat dich in meine Gewalt gegeben.

„Ich unterwerfe mich ihr willig; nur bitte ich, bediene dich ihrer mit Milde.“

Was wünschest du von mir, Phöbidas?

„Du weißt es und vermagst hier Alles. Ich beschwöre dich bei der Göttin, die dich geboren hat, laß mich das liebliche Mädchen wiedersehen, das mich mit unwiderstehlicher Gewalt bis hieher gezogen hat.“

Es gibt keine unwiderstehliche Gewalt, junger Mensch. Bloß deine Schwäche macht dich zu unserm Sklaven. Gebiete dir selbst, so bist du frei!

„Ich will nicht frei seyn, rief der Jüngling. Eben so leicht könnt' ich mir gebieten, den Parnaß auf den Oeta zu setzen, als die Holde nicht zu lieben, die du mir entrissen hast.“

Zu lieben, sagte die Dame ironisch lächelnd; du liebst also meine Daphnidion?

„Sonst wußt' ich nicht, was Liebe ist. Noch gestern glaubt' ich alle Mädchen zu lieben, die mir gefielen; es war lauter Spiel und Kinderei. Was ich jetzt fühle, ist ganz was Anderes; es gilt Leben oder Tod.“

Diese Sprache führen alle deines gleichen. Ich glaube an keine so plötzlich von bloßem Ansehen aufgebrausete Liebe; und du, lächerlicher Mensch, hast deine Geliebte sogar nur von hinten gesehen.

„Gleichviel, rief Phöbidas; was ich sah, hat ein unauslöschliches Bild in meiner Seele zurückgelassen, das nie aufhören wird sie auszufüllen, bis ich sie selbst wiedersehe. Ich werde wahnsinnig darüber werden. Was kannst du für eine Freude haben, mich elend zu machen?“

Beinahe, sagte die Dame, könntest du mich verführen, Mitleiden mit dir zu haben.

Die Frage ist noch, ob er es verdient? sagte die unsichtbare Stimme.

Das soll sich bald zeigen, erwiederte die Dame. Du verlangst deine Nymphe zu sehen und zu sprechen; du sollst sie sogar berühren, um gewiß zu seyn, daß es keine Luftgestalt ist. Aber, merke wohl, mehr als einen Sinn zu befriedigen, ist dir nicht erlaubt. Es kommt auf dich an, ob du sie sehen willst, ohne mit ihr zu reden, oder mit ihr reden, ohne sie zu sehen, oder sie berühren, ohne sie weder zu sehen, noch zu hören. Wähle!

Phöbidas, nicht gewohnt, lange zu überlegen, was er wollte, und vom Bilde der fliehenden Daphnidion erhitzt, dachte bei sich selbst: ich habe sie bereits gesehen und gehört; denn vermuthlich war die Stimme der Unsichtbaren die ihrige; aber berührt hab' ich sie noch nicht, und lief ich ihr denn aus einer andern Absicht, solange bis mir der Athem ausblieb, nach, als um sie zu erhaschen? — Ich wähle das Letztere, sprach der Unbesonnene.

Das hat dir dein böser Dämon gerathen, denn es ist das Gefährlichste, sagte die Dame mit einem beinahe unsichtbaren Lächeln; ich rathe dir nicht dazu; aber du bist frei, nach deinem eigenen Belieben zu wählen.

So bleibt's bei meiner ersten Wahl, rief Phöbidas; und kaum war das letzte Wort über seine Lippen gekommen, so verbreitete sich ein lieblich dämmerndes Rosenlicht durch die Grotte, worin alles Sichtbare, sogar seine eigene Gestalt

sich aufzulösen und zu zerfließen schien; er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er glaubte, die Sprache verloren zu haben; aber, indem er die rechte Hand ausstreckte, berührte er eine kleine niedliche, lieblichwarme Hand, weicher als Schwanenflaum und sanfter als die Blätter der Sammetblume. Ein zuckender Schauer blitzte durch alle seine Nerven; er drückte seinen brennenden Mund auf die liebliche Hand, die sich nicht zurückzog. Glücklich, wenn er, wie von einem zärter fühlenden Liebhaber zu erwarten war, sich an dieser Seligkeit genügen ließ! Vielleicht würde er, zur Belohnung seiner Bescheidenheit, sie auch noch zu sehen bekommen haben. Aber die thessalischen Jünglinge jener Zeit waren nicht bescheiden genug, um so genügsam zu seyn. Allmählich immer kühner und lüsterner schlug er endlich seinen linken Arm um ihre Hüfte, und — mit einem furchtbaren Donnerschlag schwand die schöne Nymphe, wie Luft, aus seiner Umarmung dahin; er taumelte wie ein Trunkner vorwärts, seine Arme ins Leere ausstreckend; der Tag erleuchtete die Grotte wieder, und die dürre Alte saß wieder an ihrem Rocken und spann.

Tragt ihn an seinen Ort, sagte sie, ohne ihn anzusehen, zu zwei langöhrigen Knaben mit ungeheuren Rabenflügeln, die ihr zur Seite standen; und sie ergriffen den armen, sich vergebens sträubenden Phöbidas, und in wenig Augenblicken befand er sich wieder an demselben Platz, wo er die reizende Nymphe zuerst gesehen hatte. Verblüfft und betäubt von einem so seltsamen Abenteuer, blieb er eine gute Weile ohne Besinnung auf der Erde liegen, wo ihn die Knaben mit den langen Ohren hingelegt hatten, und als er wieder zu sich

selber kam, würde er Alles, was ihm begegnet war, für einen Traum gehalten haben, wäre das Bild der fliehenden Nymphe und die Erinnerung an den Augenblick, wo er sie in seinem Arm gefühlt hatte, nicht so lebendig in ihm gewesen, daß er eher an seinem eignen Daseyn, als an der Wahrheit dessen, was er gefühlt und gesehen, hätte zweifeln können.

Das Verlangen, die schöne Daphnidion, allen magischen Spinnerinnen zu Trotz, in seine Gewalt zu bekommen, wurde nun in kurzer Zeit so heftig, daß er bereit war, die Befriedigung desselben um jeden Preis zu erkaufen. Er bestimmte sich also, nach mehr als einem Einfall, den er als unausführlich wieder verwerfen mußte, zuletzt als ein echter Thessalier, seine Zuflucht zur Zauberkunst zu nehmen, welche (wie Jedermann weiß) von uralten Zeiten her in dieser griechischen Provinz einheimisch war. Haben sie sich nicht, dacht' er, zauberischer Gaukeleien gegen mich bedient? Warum sollt' ich Bedenken tragen, sie mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen?

Auf einer der Spitzen des Berges Oeta wohnte damals ein Mann, der im ganzen Lande für einen großen Meister in den geheimen Wissenschaften der Magier gehalten wurde. Zu diesem öffnete er sich den Zutritt durch ein ansehnliches Geschenk, entdeckte ihm sein Anliegen und bat ihn, daß er ihm durch seine Kunst zum Besitz der widerspenstigen kleinen Daphne verhelfen möchte, bevor sie ihm etwa, wie ihre Vorfahrerin seinem Urahnherrn, den Streich spiele, sich in einen Lorbeerbaum oder in irgend einen andern Baum oder Strauch verwandeln zu lassen.

Hippalektor (so nannte man den Schwarzkünstler) rühmte sich, vielleicht ohne Grund, im Besitz des berühmten magischen Bilderbuchs zu seyn, welches viele Jahrhunderte später in der Geschichte der schönen Aline, und ihres Widders eine so wichtige Rolle spielt. Aber, bevor man etwas gegen die kleine Daphne und ihre Beschützerinnen unternehmen konnte, mußte man wissen, wer sie wären, und Hippalektor gestand, daß er wenigstens drei Tage nöthig habe, um den Schleier zu zerreißen, den die Spinnerin, welche er unter ihren beiden Gestalten nur für eine Person hielt, um sich her gewebt habe.

Phöbidas mußte sich also auf den vierten Tag vertrösten lassen und inzwischen selbst auf Mittel bedacht seyn, die peinliche Ungeduld, die ihn zu so ungebührlichen Maßregeln trieb, einzuschläfern.

Während Hippalektor in seinem Bilderbuch oder (was wenigstens eben so wahrscheinlich ist) in der Nachbarschaft des Orts, wo die Gegenstände seiner Wißbegierde wohnten, nach Aufschlüssen forschte, war Dämonassa (so hieß die weise und mächtige Beschützerin der jungen Daphnidion) nicht weniger beschäftigt, diese ihre, wie ihr eigenes Kind geliebte, Nichte vor den Nachstellungen des leichtsinnigen und sich Alles erlaubenden jungen Centauren zu sichern. Einige talismanische Ringe, die sie von ihrem Vater geerbt, und dieser von einem persischen Weisen, welchem er zufälliger Weise das Leben gerettet hatte, zum Geschenk empfangen, gaben ihr über das gemeine Zaubervolk in Thessalien eine entschiedene Obermacht: aber die Natur selbst hatte sie mit zwei angebornen Talismanen versehen, die in den meisten Fällen den Gebrauch der

künstlichen unnöthig machen. Diese waren ein Scharfblick, dem nichts entging, was zu sehen, und eine Besonnenheit, die immer auf der Stelle das Beste fand, was zu thun war.

Dämonassa zweifelte nicht, daß Phöbidas, gewohnt, der Befriedigung seiner Gelüste und Launen Alles aufzuopfern, den kürzesten Weg einschlagen und die Zauberkünste seines Nachbars Hippalektor zu Hülfe nehmen werde, um ihre Daphnidion in seine Gewalt zu bekommen. Hätte sie darauf rechnen können, daß er sich keiner andern Mittel, als der gewöhnlichen Verführungskünste, gegen sie bedienen würde, so wäre sie ihrentwegen ganz ruhig gewesen; denn Daphnidion war ein verständiges Mädchen und dessen, was das Weib sich selbst schuldig ist, sich sehr lebhaft bewußt, von ihr selbst erzogen und überdieß seit einiger Zeit von einem liebenswürdigen jungen Manne, dessen Gut an das ihrige gränzte, zur Ehe begehrt, dem sie wenigstens nicht abhold schien, wiewohl sie noch immer eine größere Neigung zeigte, sich nach dem Beispiel ihrer Beschützerin dem Dienst der jungfräulichen Göttin Artemis zu widmen. Eine solche Person hat von gewöhnlichen Nachstellungen nichts zu besorgen; aber hier war es nöthig, sie gegen hinterlistige und gewaltsame Unternehmungen sicher zu stellen.

Daphnidion hatte in dem Augenblick, da sie sich vor dem nachsetzenden Phöbidas in die Grotte flüchtete, einen Ring von Dämonassen empfangen, welcher, an der rechten Hand getragen, nichts weiter als ein unscheinbares goldnes Reifchen war, aber unsichtbar machte, sobald er an den Goldfinger der

linken Hand gesteckt wurde. Jetzt beschenkte Dämonassa sie noch mit einem andern, der die Tugend hatte, jedes Zaubergebilde, sobald es mit dem darein gefaßten Stein berührt wurde, in seine natürliche Gewalt zurück zu zwingen. Mit diesen beiden Ringen konnte die schöne Daphnidion allen Zauberern und Hexen in ganz Thessalien Trotz bieten; und so überließ sie sich dann auch ihren gewöhnlichen Geschäften und Ergötzungen mit der ruhigsten Unbefangenheit.

Inzwischen hatte Hippalektor sich in den Stand gesetzt, seinem edeln Schützling bei ihrer nächsten Zusammenkunft hinreichende Nachrichten von seiner Unbekannten zu ertheilen. Dämonassa (die schöne Spinnerin in der parnassischen Grotte) war der letzte Sprößling eines edeln Geschlechts, welches von sehr alten Zeiten her nahe bei Delphi am Fuße des Parnassus begütert war. Sie hatte einen Theil ihres beträchtlichen Erbgutes der jungfräulichen Zwillingsschwester des delphischen Gottes geheiligt und bewohnte an der Spitze einiger der Göttin geweihten Jungfrauen die zu ihrem Tempel gehörigen Gebäude. Das benachbarte Landvolk verehrte sie als eine heilige und von der Göttin hochbegünstigte Person, die durch Dianens unmittelbaren Beistand Alles vermöge; und in der That, sagte Hippalektor, muß sie im Besitz großer Geheimnisse seyn, da sie sich, ohne zu unserm Orden zu gehören, allen Genossen der magischen Kunst furchtbar gemacht hat. Jeder Versuch, mit Gewalt etwas gegen sie auszurichten, würde vergeblich seyn.

Das gibt schlechte Aussichten, sagte Phöbidas. Aber in welchem Verhältniß steht meine Daphnidion mit dieser

furchtbaren Dianenpriesterin? Sollte vielleicht der delphische Gott, oder einer seiner Priester in seinem Namen —?

Es fehlt nicht an Beispielen, eine solche Vermuthung zu rechtfertigen, erwiederte Hippalektor; aber Daphnidion ist wirklich die Tochter einer schon lange verstorbenen Schwester Dämonassens und zur Erbin der andern Hälfte ihres Vermögens von ihr bestimmt, wofern sie sich entschließt, die Gattin eines gewissen Terpsion zu werden, dessen Güter an die ihrigen stoßen, und der in der That für einen Landmann liebenswürdig genug ist.

Ich für meine Person finde ihn sehr hassenswürdig, sagte Phöbidas; könnten wir ihm nicht durch ein kleines heroisches Mittelchen die Lust zum Heirathen vergehen machen?

Auch Terpsion steht unter Dämonassens und ihrer Göttin Schutz, versetzte der Schwarzkünstler, und ich wollte dir nicht rathen, dich an ihm zu vergreifen. Mit List werden wir weiter kommen.

Wenn wir nicht selbst überlistet werden, sagte Phöbidas; die heilige Priesterin ist eine verschmitzte Person, das kannst du mir auf mein Wort glauben.

„Höre mich nur an und thue dann, was du willst. Ich habe ausfindig gemacht, daß die ganze Sicherheit des Mädchens auf einem Ringe beruht, der alle Zauberei an ihr unkräftig macht. Sie trägt ihn am kleinen Finger der rechten Hand, und sie ist dein, sobald du ein Mittel findest, dich des Rings zu bemächtigen.“

Es wird schwer halten, ihr so nahe zu kommen, sagte Phöbidas; wenn du nicht glücklicher im Erfinden bist, als ich —

„So höre nur! das Mittel ist bereits gefunden. Morgen Abends wird Dämonassens Geburtsfest von allen dazu eingeladenen jungen Dirnen der Gegend mit Tänzen und Spielen gefeiert werden. Ich gebe dir, wenn du es zufrieden bist, die Gestalt eines hübschen delphischen Mädchens und begleite dich in Gestalt ihrer Mutter. Es wird dann deine Sache seyn, dich so artig gegen Daphnidion zu benehmen, daß sie dir gut wird und dich in den Reihentänzen, einmal wenigstens, zu ihrer Mittänzerin wählt. Daß ein Mädchen ein anderes in einer Anwandlung von Zärtlichkeit umarmt, ist nichts so Ungewöhnliches, daß Daphnidion, wenn sie in einem schicklichen Augenblick einen solchen Beweis ihrer Liebenswürdigkeit von dir erhält, sich dadurch befremdet finden könnte. Im Gegentheil, sie wird deine Umarmung erwiedern, und ich müßte dir wenig Gewandtheit zutrauen, wenn du dich bei dieser Gelegenheit des Rings, den sie am kleinen Finger der rechten Hand trägt, nicht solltest bemächtigen können. Von dem Augenblick' an da dieß geschieht, ist sie in deiner Gewalt, und so wie du die drei magischen Worte Axia tuxil naxum aussprichst, wirst du mit ihr emporgehoben und in einer verbergenden Wolke pfeilschnell durch die Lüfte in meine Wohnung auf die Spitze des Oeta getragen werden."

Kann man sich darauf verlassen, alter Eisbart, daß Alles so erfolgen wird? fragte Phöbidas mit einer angenommenen unglaubigen Miene.

„Wenn du Alles, was ich gesagt habe, genau beobachtest, nichts durch deine eigene Schuld verderbst und vornehmlich die drei mächtigen Worte Axia tuxil naxum nicht vergissest, so steh' ich mit meinem Leben für den Erfolg."

Phöbidas wiederholte diese drei Zauberworte so oft, daß er eher seinen eigenen Namen hätte vergessen können, und, wiewohl er den Freigeist hatte spielen wollen, fiel ihm doch nicht ein, sich zu verwundern, daß er drei Zauberworte, welche, ein einziges Mal ausgesprochen, ein solches Wunder wirken sollten, mehr als hundert Mal hinter einander hersagen konnte, ohne daß nur ein welkes Rosenblatt davon in die Höhe stieg. Sein Glaube an Axia tuxil naxum nahm mit jedem Male, daß er diese Worte wiederholte, zu, und er konnte den Abend, da sie die reizende Daphnidion in seine Arme zaubern sollten, kaum erwarten.

Während dieser frevelhafte Anschlag gegen die liebenswürdige Daphnidion geschmiedet wurde, machte Dämonassa die Ueberlegung, daß ein so verwegener und sittenloser Fürstensohn wie Phöbidas, von einem Rathgeber wie Hippalektor unterstützt, leicht auf den Einfall gerathen könnte, die Gelegenheit ihres Festes auf die eine oder andere Art zu seinen Absichten zu benutzen; und, wiewohl sie sich die Mühe nicht nehmen wollte, die Art und Weise zu errathen, so däuchte ihr doch das Sicherste, die Anschläge des Feindes durch eine Maßnehmung zu vereiteln, die auf alle mögliche Fälle gleich gut passe. Sie redete also, kurz zuvor ehe die Jungfrauen sich zum Tanz versammelten, mit ihrer Nichte ab, daß sie ihre Nymphengestalt und ihren zauberlösenden Ring auf einige

Stunden gegen das rothbackige Vollmondsgesicht, die muskeligen Arme und Beine und den reichbegabten Busen einer jungen Bauerdirne, Mykale genannt, der Tochter eines ihrer Freigelassenen, vertauschen sollte, so daß Phöbidas auf alle Fälle Mykale für Daphnidion halten, sie selbst aber in Gestalt der Mykale unter mehr als fünfzig Landmädchen keiner Aufmerksamkeit werth achten würde.

Nach diesen auf beiden Seiten getroffenen Anstalten erwartete die schöne Daphnidion ruhig, Phöbidas mit ungeduldig klopfendem Herzen, die Stunde des Festes. Sie kam, und der junge Thessalier erschien mit seiner untergeschobenen Mutter als eine schöne junge Delphierin, zierlich zum Tanz geschmückt und seine Rolle, wie er sich schmeichelte, so gut spielend, daß alle Anwesende, Tänzerinnen und Zuschauende, dadurch getäuscht werden müßten. In der That war auch Niemand, der den mindesten Zweifel hegte, daß er nicht Timandra, Menalippens Tochter sey, welche den meisten Anwesenden nicht unbekannt war, da man sie vor kurzem an einem großen Feste zu Delphi im Chor der Jungfrauen, die den Päan sangen, glänzen gesehen hatte. Nur Dämonassa entdeckte den Betrug beim ersten Blick in die leichtfertigen Augen des vorgeblichen Mädchens und wurde, je länger sie dieselbe beobachtete, durch tausend kaum merkliche Kleinigkeiten, die den verkappten Centaur verriethen, in ihrer Vermuthung bestärkt.

Phöbidas, ob er sich schon gegen die vermeinte Daphnidion sehr ehrerbietig und anständig zu betragen glaubte, konnte sich doch nicht so gut zurückhalten, daß eine Andere als Mykale

nicht ein wenig Argwohn hätte schöpfen mögen: aber die gute Dirne that sich so viel auf die Person, die sie vorstellte, zu gut und fühlte sich durch die ungewohnten Schmeicheleien und Liebkosungen, die ihr von der unechten Timandra gesagt und gemacht wurden, so glücklich, daß sie den von Dämonassa empfangenen Unterricht, wie sie sich zu verhalten habe, unvermerkt vergaß und in Daphnidions Gestalt so ziemlich ihre eigene Person zu spielen anfing.

Der verkappte Phöbidas, anstatt etwas Auffallendes in ihrem Betragen zu finden, war eitel genug, Alles, was einen wahren und zartfühlenden Liebhaber befremdet hätte, zu seinem Vortheil zu deuten. Die Natur, meinte er, spreche hier, und die Sympathie entwickle, durch eine geheime Ahnung der Gegenwart eines Liebhabers, Gefühle in ihr, die ihr vermuthlich zu neu seyen, als daß sie sich ihnen nicht ohne alles Mißtrauen überlassen sollte. Diese Gedanken und die durch den Tanz sich immer mehr belebenden und erhöhenden Reize der schönen Nymphe wirkten endlich so stark auf ihn, daß er den ersten Augenblick, wo es mit einiger Schicklichkeit geschehen konnte, ergriff und, indem er die vermeinte Daphnidion liebkosend umarmte, ihr zugleich, wiewohl mit zitternder Hand, den gefährlichen Ring vom Finger zu ziehen suchte.

Ob die ehrliche Mykale wirklich, ohne es zu wollen und zu wissen, etwas Sympathetisches in diesem Augenblick fühlte, oder ob sie nur Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern wollte, genug, sie gab der verkappten Timandra ihre Liebkosung mit der treuherzigsten Wärme zurück: aber, sobald sie merkte, daß

es bloß auf den Ring, dessen Bewahrung ihr sehr ernstlich eingeschärft worden war, abgesehen sey, und daß Timandra sich dessen mit Gewalt bemächtigen wolle, verwandelte sich ihre getäuschte Zärtlichkeit plötzlich in Ingrimm, und sie setzte sich so tapfer zur Wehr, daß der talismanische Stein seine Wirkung zugleich an beiden that und, bevor Phöbidas sein Axia tuxil naxum anbringen konnte, zu größtem Erstaunen der ganzen zahlreichen Versammlung, in der schönen Timandra einen kräftigen Jüngling und in der vermeinten Daphnidion die hochgebrüstete Mykale darstellte, in einem unbegreiflichen Zweikampf begriffen, der beinahe in ebendemselben Augenblick anfing und aufhörte und den eben so bestürzt als beschämt zurückprallenden Thessalier einem allgemeinen Gelächter Preis gab.

Aber dieses verwandelte sich, nur zu bald für ihn, in laute Ausbrüche des stärksten Unwillens; und während tausend zugleich erschallende Stimmen die Bestrafung eines so unerhörten Frevels forderten, fielen mehr als zwanzig derbe Bauermädchen über den unglücklichen, bald um Gnade bittenden, bald mit Faust und Ferse sich wehrenden Sünder her und würden ihn wahrscheinlich das klägliche Schicksal des Orpheus und Pentheus haben erfahren lassen, wenn Hippalektor (den alle seine Zauberkünste in diesem furchtbaren Augenblick im Stiche ließen) sich der Priesterin nicht zu Füßen geworfen und um Gnade für seinen Schützling und sich selbst gebeten hätte. Dämonassa war zu menschlich, um dem Gedemüthigten nicht zu verzeihen. Sie gebot, von dem Jüngling abzulassen; glücklicher Weise für ihn noch früh genug,

daß er, einige Schrammen, Beulen und blaue Mäler und ein paar Hände voll ausgerissener Haare abgerechnet, mit allen seinen Gliedmaßen davon kam, von welchen einige der edelsten in großer Gefahr gewesen waren.

Dämonassa ließ den jungen Thessalier und seinen Rathgeber die in dieser Geschichte offen genug zu Tage liegende Moral selbst daraus ziehen und begnügte sich, beiden die Betretung ihres Dianen geheiligten Bodens und jeden fernern Versuch auf ihre kleine Daphne scharf genug zu untersagen, um ihnen die Lust dazu auf immer vergehen zu machen.

Aber, wiewohl Phöbidas durch die schmachvolle Vereitlung seines Anschlags und die Todesangst, die er unter den Nägeln von zwanzig grimmigen Dorfnymphen ausgestanden, für seine Leichtfertigkeit hart genug gezüchtiget schien, so konnte oder wollte die Priesterin doch der öffentlichen Stimme nicht entgegen seyn, welche verlangte, daß das Andenken dieser Begebenheit erhalten und zu einem warnenden Beispiel für die künftigen Zeiten aufgestellt werden sollte. Sie verordnete also oder ließ es (was mir wahrscheinlicher ist) bloß geschehen, daß, so oft der Jahrstag derselben wiederkehrte, alle Mädchen der Gegend auf einem großen Rasenplatz am Eingang des Hains, den sie Dianen geheiligt hatte, sich unter den Augen ihrer Mütter zu fröhlichen Spielen und Tänzen versammelten und, wenn der letzte große Rundtanz geendigt war, einen aus Lumpen zusammengeflickten und mit gehacktem Stroh ausgestopften Popanz, der Phöbidas genannt, unter großem Jubel so lange mit Hasenpappeln peitschten, bis er ihnen in lauter einzelnen Fasern um die Köpfe flog. Diese

Gewohnheit soll mehrere Jahrhunderte durch in Uebung geblieben seyn; und wenn einer von den vielen gelehrten und forschlustigen Wandersmännern, welche seit einiger Zeit Griechenland nach allen möglichen Richtungen bereisen und durchforschen, falls er in diese Gegend kommt, Nachfrage thun will, so wird sich vielleicht finden, daß sie sich bis auf diesen Tag erhalten hat.

Ob übrigens der wirkliche Phöbidas sich die auf eigene Kosten erworbene Erfahrung und die jährliche Züchtigung seines leblosen Stellvertreters zur Besserung habe dienen lassen, ist nicht bekannt, dürfte aber aus mehreren Ursachen, deren Anführung den Scharfsinn meiner Zuhörer beleidigen wü de, mit gutem Fug bezweifelt werden.

Die Erzählung, womit die Gesellschaft zu Rosenhain am dritten Abend unterhalten werden sollte, war durchs Los dem Fräulein Amanda von B***, einer entfernten Verwandtin des Hauses, zugetheilt worden.

Alle Glieder des freundschaftlichen Kreises zeigten ihr so unverhohlen, wie viel Vergnügen man sich von diesem Abend verspreche, daß auch eine viel weniger bescheidene junge Person, als Amanda, ein wenig verschüchtert hätte werden mögen. Ich bedarf Aufmunterung, sagte sie, und Sie machen mich durch Erwartungen zittern, die ich zu erfüllen nicht hoffen kann. Bedenken Sie, wie sehr ich schon dadurch im Nachtheil bin, daß ich auf Herrn von P. folge. Der Abstich wird — schwerlich zu meinem Vortheil seyn, fiel ihr dieser ins Wort — aber auf jeden Fall ist es um keinen Wettstreit, sondern um eine bloße Unterhaltung zu thun, die auf beiden Seiten gleich anspruchlos ist. Wir geben, was wir haben, und unsre Zuhörer, in billiger Erwartung, daß wir unser Bestes thun, sind bereit, mit dem, was wir geben, vorlieb zu nehmen.

Auf diese Bedingung, sagte Fräulein Amanda lächelnd, kann ich es um so getroster wagen, Ihnen sogar ein Feenmährchen zum Besten zu geben.

Die Entzauberung.

Rosalie von Eschenbach, ein liebenswürdiges junges Mädchen, welches seine Eltern schon in der Kindheit verloren hatte, war unter den Augen einer bejahrten und begüterten Vatersschwester, zu deren Erbin sie bestimmt war, mit allen Vortheilen und Nachtheilen einer ländlichen Erziehung, fern von der Hauptstadt auf einer alten Ritterburg in einer wildanmuthigen romantischen Gegend erzogen worden. Von ihren frühesten Jahren an war Lesen ihr angenehmster Zeitvertreib; das gute Kind hatte aber nichts zu lesen als Ritterbücher und Feenmährchen, wovon die alte Tante selbst eine große Liebhaberin war, und deren sie eine ziemliche Menge besaß, welche, nebst einigen Andachtsbüchern und einer mit silbernen Buckeln beschlagenen großen Kupferbibel, die ganze Bibliothek des Schlosses ausmachte. Im Lesen und Schreiben hatte das Fräulein von dem Pfarrer des Orts, in der Musik von dem Cantor eines benachbarten Städtchens, in weiblichen Arbeiten von einer ziemlich geschickten Hausjungfer und im Tanzen von einem gewesenen Kammerdiener ihres Vaters, einem alten Hausrathsstück des Schlosses, Unterricht bekommen. Von der Ausbildung, so sie auf diese Weise erhielt, war eben kein hoher Grad von Vollkommenheit zu

erwarten: aber die Natur hatte das Beste bei ihr gethan, und da Fähigkeit und innerer Trieb sie in Allem weit über ihre Lehrmeister hinaus führte, so fand sich's, daß sie, den Mängeln ihrer Erziehung zu Trotz, mit einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung, einem nymphenmäßigen Wuchs, einer festen blühenden Gesundheit und einer sanften, gutlaunigen und gefälligen Gemüthsart, in ihrem sechzehnten Jahr das reizendste und liebenswürdigste Fräulein auf zwanzig Meilen in die Runde war.

Alles dieß, mit dem nicht unbedeutenden Zusatz der gewissen Anwartschaft auf ein ansehnliches Vermögen, machte Rosalien zum Gegenstand der Bewerbung aller heirathslustigen Jünglinge, Hagestolzen und Wittwer ihres Standes weit umher. Aber unter den Wenigen, welche von irgend einer Seite Mittel gefunden hatten, einige Auszeichnung von ihr zu erhalten, war doch nur ein Einziger, der sich schmeicheln konnte, mit einer Achtung von ihr begünstiget zu werden, die den Keim einer geheimen, vielleicht ihr selbst noch verborgenen Neigung zu verrathen schien.

Dieser Glückliche war Alberich, eine Art von irrendem Ritter von der fröhlichen Gestalt, dem die besondern Gnaden, worin er bei den Schönen stand, und die Vortheile, so er daraus zu ziehen wußte, einen glänzenden Namen in der Hauptstadt des Landes gemacht hatten. Er war mehrere Jahre lang im Besitz des Rufs gewesen, daß seinen Reizungen und seiner Gewandtheit in den Künsten der Verführung nicht zu widerstehen sey. Dieser Ruf wird (wie ich höre) oft so wohlfeil erkauft, daß seine Besitzer wenig Ursache haben,

stolz auf ihn zu seyn. Ob dieß auch bei Alberichen der Fall war, ist mir unbekannt; genug, nach einigen Jahren hatte der Aufwand, den er zu Behauptung desselben machte, von seinem sehr mäßigen Erbgut so viel aufgezehrt, daß er sich genöthigt sah, aus dem Kreise, worin er bisher geschimmert hatte, herauszutreten und sich in die Provinz, wo Rosalie wohnte, zurückzuziehen, in der Absicht, um irgend eine reiche Erbin zu werben, die ihn in den Stand setzen könnte, mit neuem Glanz in der Hauptstadt zu erscheinen und seine gewohnte Lebensart fortzusetzen.

Unter denen, die er zu dieser Absicht tauglich fand, schien ihm Rosalie von Eschenbach durch ihre Unerfahrenheit, Unschuld und wenige Weltkenntniß diejenige zu seyn, deren Eroberung die wenigste Mühe kosten würde; und da sie zugleich die reichste und schönste war, so hatte er durch bedeutende Empfehlungen aus der Hauptstadt sich um so leichter Zutritt bei der alten Tante verschafft, da er aus einer wohlbeurkundeten, obgleich etwas entfernten Verwandtschaft seines Hauses mit dem ihrigen sich eine ganz besondere Ehre machte und der unbegränzten Gefälligkeit, die er für ihre Eigenheiten und Grillen zeigte, durch seine persönlichen Vorzüge einen desto höhern Werth in ihren Augen zu geben wußte. Denn Ritter Alberich, ungeachtet dessen, was einige Hauptstädte Europens von seiner Blüthe abgestreift, war noch immer der schönste Mann, den sie je gesehen hatte, und, wären nicht vierzig wohlgezählte Jahre zwischen ihnen gestanden, sie würde sich nicht lange bedacht haben, ihn für sich selbst zu behalten.

So leicht war nun freilich die junge, zartfühlende und ihres eignen Werths sich nicht ganz unbewußte Rosalie nicht zu gewinnen. Indessen hatte doch die blendende Außenseite des Ritters ihre Augen — die geschmeidige Leichtigkeit, womit er sich in den unbedeutendsten Dingen nach ihrer Denkart und ihrem Geschmack richtete, ihre Eigenliebe — und die vorgebliche Uebereinstimmung ihrer Gemüther, die er mit der feinsten Schauspielerkunst zu heucheln wußte, ihr Herz zu seinem Vortheil bestochen; und wenn gleich das, was sie für ihn fühlte, noch nicht Liebe war, so schien es doch das namenlose Etwas zu seyn, woraus mit Zeit, Geduld und unablässiger Sorgfalt, es fein warm zu halten, zuletzt unversehens Liebe hervorgekrochen kommt.

Unter Rosaliens übrigen Verehrern, die nicht bedeutend genug sind, um uns in nähere Bekanntschaft mit ihnen zu setzen, war nur einer, der eine Ausnahme zu verdienen schien. Es war der einzige Sohn eines begüterten Landmanns, welcher den Willen und das Vermögen gehabt hatte, seinem Sohn eine bessere Erziehung zu geben, als Seinesgleichen gewöhnlich erhalten. Hulderich (so nannte man den jungen Mann) besaß zu einem hellen, ruhigen, mehr gründlichen als schimmernden Verstand ein so warmes und gefühlvolles Herz, als je in der Brust des adeligsten aller Ritter der Tafelrunde schlug. Sein Aeußeres war eben so wenig blendend, als das Innere; doch konnte er, sogar neben dem schönen Alberich, für einen wohlgebildeten Mann gelten, und (wessen sich dieser nicht zu rühmen hatte) sein Blut war rein, wie seine Sitten, und sein Körper so gesund und ungeschwächt,

wie seine Seele. In der That hatte er nur einen einzigen Fehler, der ihm aber größern Schaden that, als Alberichen alle seine Laster. Eine Bescheidenheit, die zuweilen an Schüchternheit gränzte, warf auf seine ohnehin nicht schimmernden Verdienste einen Schatten, der sie den Augen derjenigen entzog, die ihn nur eines flüchtigen Anblicks würdigten; und unglücklicher Weise war Rosalie eine dieser Unachtsamen.

Hulderichs Vater hatte zu einem hübschen Gut, das sein Eigenthum war, die Ländereien der alten Dame gepachtet. Dieser Umstand hatte dem Sohn von früher Jugend an häufige Gelegenheit verschafft, in das Schloß zu kommen und Rosalien, solange sie noch unter vierzehn Jahren war, öfters zu sehen und zu sprechen; und so hatte sich das Bild ihrer Liebenswürdigkeit nach und nach tief in sein Gemüth eingesenkt. Ihr munteres, sanftes und holdseliges Wesen, die Güte ihres Herzens und die Anlage zu allen weiblichen Tugenden, die er darin aufkeimen sah, hatte sich des seinigen unvermerkt dergestalt bemächtigt, daß er sie wie seine Seele liebte, und daß ihm nichts so schwer däuchte, daß er es nicht für sie zu unternehmen, nichts so kostbar, daß er's ihr nicht aufzuopfern, nichts so peinvoll, daß er's nicht für sie zu leiden bereit war. Diese Gesinnung für Rosalien verwebte sich so innig mit seinem ganzen Wesen, daß sie noch immer in gleicher Stärke fortdauerte, als Rosaliens Uebergang in das Alter der aufblühenden Jungfrau ihm beinahe alle Gelegenheit entzog, ein paar Worte mit ihr zu wechseln oder sie nur in der Nähe zu sehen. Er fühlte diesen Verlust schmerzlich; aber, da er es schon für Verbrechen

gehalten hätte, sich ihren Besitz nur als etwas Mögliches zu denken, so genügte ihm daran, sie schweigend und von fern zu lieben; und es würde ihm, glaubte er, nichts zu wünschen übrig geblieben seyn, wenn sie ihm nur zuweilen durch einen gütigen Blick hätte zu erkennen geben wollen, daß sie seinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren und sich eine Liebe gefallen lasse, welche, in der That, mehr von der andächtigen Inbrunst eines frommen Einsiedlers zu der Königin des Himmels, als von dem irdischen Feuer einer eigennützigen Leidenschaft für eine Sterbliche in sich hatte. Aber Rosalie schien seit ihrem fünfzehnten Jahre und noch mehr seit ihrer Bekanntschaft mit Alberich nicht die mindeste Kenntniß mehr von dem armen Hulderich zu nehmen. Daß es nicht stolze Verachtung war, dafür bürgt uns die Güte des Herzens, wovon sie täglich bei allen Gelegenheiten die unzweideutigsten Beweise gab; auch war es wirklich weiter nichts, als daß Hulderich gänzlich aus ihrem innern Gesichtskreise verschwunden oder wenigstens in den tiefen Schatten zurückgetreten war, worin tausend andere von ihr unbemerkte Menschen standen, mit denen sie, weil sie weder ihres Mitleidens noch ihrer Wohlthätigkeit nöthig hatten, sich außer allem Verhältniß glaubte.

Alles dieß, meine gnädigen Damen und Herren, mußte ich vorausschicken, bevor ich zu dem Abenteuer fortgehen konnte, welches der eigentliche Stoff meiner Erzählung ist.

Ich sagte gleich anfangs, daß Rosalie, aus Mangel eines Bessern, von Kindheit an nichts als Ritterbücher und Feenmährchen gelesen habe. Aus diesen Quellen hatte sie eine

Art von idealischer Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, die mit dem wirklichen Lauf der Welt und dem Thun und Lassen der wirklichen Menschen einen starken Abstich machte und sehr vieler Berichtigungen und Zusätze bedurfte, wenn sie auch nur für den engen und einförmigen Kreis, worin sie lebte, zureichen sollte, aber auf keine Weise so beschaffen war, daß sie auf einem größern Lebensschauplatz eine anständige Rolle glücklich hätte spielen oder den vielfältigen Gefahren und Unfällen entgehen können, denen sie sich durch so manche täuschende Einbildungen und Erwartungen ausgesetzt befand.

Es war also nicht mehr als billig, daß, bei Entstehung andrer gewöhnlicher Hülfsmittel, die Feen sich des guten Mädchens annahmen und, was sie durch kindliche und kindische Spielwerke der Phantasie an der natürlichen Gesundheit ihres Verstandes eingebüßt hätte, durch andere, auf Wiederherstellung derselben bezweckende Spiele ihrer Zauberkunst zu vergüten suchten.

Bei einem jungen Mädchen, das, so zu sagen, unter lauter Feen und Feerei aufgekommen war, scheint unter den mancherlei wunderlichen Wünschen, welche jungen Mädchen durch den Kopf zu flattern pflegen, keiner natürlicher zu seyn, als der, sich wirklich einmal in dieses Feeland versetzt zu sehen, von dessen Herrlichkeiten sie so viel gehört und gelesen hatte. Rosalie hing diesem phantastischen Gedanken seit einiger Zeit so häufig nach, daß sie ihn zuletzt gar nicht wieder los werden konnte.

Einsmals, da sie bei Aufgang der Sonne, um die Natur im Erwachen zu belauschen und dem Morgenjubel

der Lerchen und Nachtigallen zuzuhören, in den Gebüschen des Schloßgartens umherschlich, gab der Zauber, unter welchen diese lieblichen Naturerscheinungen alle ihre Sinne setzte, jenem Gedanken eine solche Stärke, daß er auf einmal laut wurde und in Worte ausbrach, wovon sie keine Zeugen zu haben glaubte.

Plötzlich sah sie eine hohe Gestalt vor sich stehen, die eher einer Göttin als einer Sterblichen ähnlich sah. Ein begeisterndes Feuer wallte in ihren großen schwarzen Augen, und die üppigste Fülle goldner Haare floß in langen Ringeln um ihren schönen Kopf und den blendenden Liliennacken. Sie war in ein schimmerndes Gewand von tausend durch einander gewebten Farben gekleidet und trug ein dünnes Stäbchen von Ebenholz in der rosenfingrigen Hand. Dein Wunsch sey dir gewährt, sagte sie zu Rosalien und berührte sie mit ihrem Stäbchen.

In demselben Augenblick lag Rosalie wie schlummernd auf einem prächtigen Ruhebette; ein Schwarm von gaukelnden Zephyrn hob es empor und schwebte mit der schönen Last so leicht durch die Lüfte hin, als ob sie nur ein flockiges Abendwölkchen vor sich her hauchten.

Rosalie erwachte in den Zaubergärten der Feenkönigin. Große immergrune Rasenplätze; Blumenstücke, wo Florens schönste Kinder wetteiferten, das Auge mit ihren Bildungen und Farben, und den Geruch mit dem süßen Balsam ihrer vermischten Düfte zu entzücken; Citronenwäldchen und Gebüsche aller Arten blühender und duftender Sträuche, von spiegelhellen, über Goldsand und Perlen flüchtig hinwegrieselnden

Bächen durchschlängelt; liebliche Thäler und Anger, mit silberwolligen Heerden bedeckt und an allmählich emporsteigende Wälder gelehnt; in die Wolken aufstrebende Bäume, die mit der Schöpfung gleiches Alters zu seyn schienen; in tiefer Ferne eine Kette von ungeheuren Felsen, zwischen welchen aus den Wolken herabstürzende Ströme, bald in funkelnde Staubregen aufgelöst, bald in ungeheuren Schaummassen durch die geborstnen Klippen sich drängend, unzählige Wasserfälle bildeten, deren Donner aus der weiten Entfernung in schlafeinladendes Rauschen sich verlor; kurz, Alles, was Natur und Kunst in den Halbcirkel eines weit ausgedehnten Gesichtskreises Prächtiges, Erhabenes, Schönes und Anmuthiges zusammenzaubern können, war hier mit verschwenderischer Ueppigkeit und in einer anscheinenden Unordnung, die im Ganzen zur schönsten Harmonie wurde, vereinigt, um die Seele in einen einzigen reinen, entzückenden Genuß aufzulösen.

Rosalie schwamm in Wonne; ihr war, als erinnere sie sich dunkel, wie eines verschwebten Traums, daß sie schon an einem solchen Ort gewesen sey: aber, daß sie hier verwirklicht sah, was ihr vormals nur in matten, in einander zerrinnenden Luftgestalten erschienen war, das eben war es, was ihr keinen Zwifel ließ, daß sie sich wirklich im Lande der Feen befinde.

In diesem wundervollen Lande geht Alles nach einer andern Regel, als in unsrer Alltagswelt, wo wir armen Erdenkinder, an Raum und Zeit gefesselt, nicht von einem Ort zum andern, ohne den Zwischenraum zurückzulegen, noch

vom Abend zum Morgen kommen können, ohne die ganze Nacht dazwischen durchlebt zu haben, ohne daß auch nur eine einzige Minute daran erlassen wird.

Rosalie erhielt in wenig Augenblicken einen neuen Beweis, daß sie im Feenlande sey; denn auf einmal verschwanden die Zaubergärten, und sie befand sich in einem großen prächtig erleuchteten Saal, der jenem wenig nachgab, den der glückliche Schneidersohn Aladdin, in den arabischen Mährchen, mit Hülfe des Genius der Lampe und seiner Gesellen, zu großer Freude des Sultans, seines Schwiegervaters, in einer einzigen Nacht zu Stande bringt. Dieser Saal war mit einer unendlichen Menge schöner und zierlicher Damen und Herren angefüllt, die in buntschimmerndem Gewimmel, paar= und gruppenweise, durch einander schwärmten, und denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie nichts zu thun hatten, noch wußten, als ewig dem vor ihnen her fliehenden Vergnügen nachzujagen.

Rosalie erkannte sogleich den holden Alberich, der sich mit Unterhaltung einiger Schönen, die ihn umringten, zu beschäftigen schien, aber, sobald er die Dame seines Herzens erblickte, auf sie zueilte und ihr sein Entzücken, sie hier zu finden, in den lebhaftesten Figuren und Wendungen ausdrückte. Rosalie fühlte sich unter einer Art von Zauber, dem sie nicht widerstehen konnte, vielleicht weil es ihr an — Willen zum Widerstehen fehlte. Ihr war, als ob sie nicht ganz dieselbe sey, die sie immer gewesen; sie suchte sich in sich selbst und erstaunte über die neuen Gefühle, die sich in ihr regten und ihr zwar fremd, aber zu angenehm waren,

um sich ihnen nicht sorglos zu überlassen. Noch nie hatte Alberich ihr so liebreizend geschienen, nie die zärtlichen Schmeicheleien, die er ihr sagte, nur halb so viel Eindruck auf sie gemacht, und sie mußte sich Gewalt anthun, um es ihm nicht auf die lebhafteste Art zu erkennen zu geben. Kein Wunder, daß der arme Hulderich (der, mit seiner gewohnten Schüchternheit, um nicht bemerkt zu werden, hinter einem mit Kränzen umwundenen Pfeiler stand und ganz in ihrem Anschauen verloren schien) kaum eines von ungefähr sich zu ihm verirrenden flüchtigen Blicks gewürdiget wurde.

Eine durch den Saal erschallende und zum Tanz einladende Musik stimmte sie plötzlich auf einen andern Ton. Sie ergriff Alberichs Arm und flog mit der Leichtigkeit einer Nymphe, kaum den Boden berührend, durch den Saal mit ihm dahin. Ermüdet sanken sie endlich auf die weichen, hoch aufgeschwellten Polster, womit eine von reichen Tapeten schimmernde Estrade belegt war. Die blendende Beleuchtung des Saals verlor sich in ein allmählich immer matter werdendes Dämmerlicht, und die rauschende Musik in die sanft verschwebenden Töne eines sich selbst immer leiser nachahmenden Echo. Rosalie erschrak, da sie sich plötzlich mit Alberichen allein und von einem seiner Arme umschlungen sah. Vergebens suchte sie sich von ihm los zu winden, als plötzlich eine große majestätische Frau, mit einer kleinen goldnen Krone auf ihrem zusammengeflochtnen Haar und einem schwarzen Stäbchen in der Hand, vor ihnen stand. Folge mir, Rosalie, sagte sie, Alberichen mit ihrem Stabe berührend.

Sogleich schwand er aus Rosaliens Augen, und sie stand auf und folgte der Dame.

Eine große elfenbeinerne Pforte that sich vor ihnen auf. Gehe vorwärts, sagte die Feenkönigin; entsetze dich vor nichts, das dir begegnen wird, und vertraue auf meinen Beistand. Sowie Rosalie über die Schwelle der eilfenbeinernen Pforte geschritten war, fuhr ihr die Fee mit leiser Hand über das Gesicht und verschwand. Eine kaum sichtbare Flamme, die aus der Hand der Fee zu fahren schien, verbreitete auf einen Augenblick eine fliegende Hitze über ihr ganzes Gesicht; aber alle ihre Sinne beruhigten sich, und sie glaubte sich auf einmal selbst wieder gefunden zu haben, wiewohl sie eine kleine Weile in die dickste Finsterniß eingehüllt stand. Sobald diese verschwunden war, sah sie sich wieder auf eben der Stelle des Gartens, wo ihr die Fee mit den goldnen Haaren erschienen war.

Von einer seltsamen Mattigkeit befallen, warf sie sich auf die nächste Bank, als sie Alberichen ganz nahe vor ihr vorbeigehen sah. Er schielte einen flüchtigen Blick auf sie und ging vorüber. Rosalie rief ihn zurück. Was wollen Sie meiner? fragte er —

„Welche Frage? Wer bin ich denn? Seit wann kennen Sie mich nicht mehr, Herr Alberich?" — Alberich erschrak jetzt, da er sie genauer ansah, so heftig, daß er die Sprache nicht gleich wieder finden konnte.

Verzeihen Sie, Fräulein, stammelte er endlich in größter Verwirrung; ich muß bezaubert seyn — Ich höre Ihre Stimme, ich sehe Ihre Gestalt, Ihre Kleidung; aber Ihr

Gesicht ist so wenig Ihr eigenes, daß ich zehnmal bei Ihnen hätte vorbeigehen mögen, ohne Fräulein Rosalie von Eschenbach in Ihnen zu erkennen.

„In der That, Herr Alberich, Sie sind bezaubert — oder etwas noch Schlimmeres. Vor wenigen Minuten sagten Sie mir noch die schmeichelhaftesten, zärtlichsten Sachen von der Welt. — Was ist mit Ihnen vorgegangen? Ich besorge sehr, es steht nicht ganz mit Ihnen, wie es sollte, Herr Alberich!" —

Ich fürchte vielmehr, — sagte dieser, hielt aber plötzlich inne — Beim Himmel, Fräulein, es ist etwas Unbegreifliches in dieser Sache, fuhr er fort, indem er einen kleinen Taschenspiegel hervorzog und ihr hinreichte; aber sehen Sie selbst, und Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Rosalie blickte in den Spiegel und erschrak nicht viel weniger, als Alberich; denn die Spuren, die der elektrische Schlag, so sie von der Fee empfangen, zurückgelassen hatte, waren in der That auffallend. Alle Lilien und Rosen ihres Gesichts waren verschwunden, und statt eines Paars holdseliger Grübchen, die ihrem Lächeln einen unwiderstehlichen Zauber gegeben hatten, waren ihre feinen Gesichtszüge von einer Menge tiefer, Pockengruben ähnlicher Furchen und braunrother Flecken so entstellt, daß ein Liebhaber, wie Alberich, wirklich zu entschuldigen war, wenn er sie auf den ersten Blick für eine Andre ansah. Aber, es sey nun, daß das Wort der Feenkönigin ihr wieder zu Sinne kam, oder daß, durch eine natürliche Täuschung der Eigenliebe, auch die Häßlichste sich selbst immer schöner vorkommt, als allen andern Menschen — genug, Rosalie faßte sich sogleich wieder und

sagte zu Alberich, indem sie ihm seinen Spiegel zurückgab: Wenn Ihr Spiegel mich nicht verleumdet, so ist in der That etwas mit mir vorgegangen, das ich nicht begreife. Aber Sie, Herr Alberich, Sie, der mir vor wenig Augenblicken noch die feurigste Liebe zuschwor, der mich mit den Augen der Liebe sehen sollte, Sie hätten diese Veränderung gar nicht gewahr werden sollen.

Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein, erwiederte Alberich, der sie mit immer größerer Bestürzung anglotzte, weil er sich in dem Gedanken bestätigt sah, daß ihr Kopf bei dieser unerklärbaren Verwandlung gelitten haben müsse; erlauben Sie, daß ich zu einem Arzt eile, der hier, wie es scheint, ganz allein Rath schaffen kann. — Mit diesen Worten entfernte sich der getreue Schäfer, so schnell er konnte, nicht um einen Arzt aufzusuchen, sondern sich in der Stille mit sich selbst zu berathen, was für einen Entschluß er bei diesem seltsamen Unfall zu nehmen habe.

Das Fräulein hatte ihn kaum aus den Augen verloren, so kam Hulderich (den die alte Dame seit kurzem zum Aufseher über ihre Gärten bestellt hatte) mit einem prächtigen Blumenstrauß in der Hand von einer andern Seite heran und schien einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich nähern und Rosalien die Blumen, die er alle Morgen für sie zu pflücken pflegte, selbst überreichen oder (nach bisheriger Gewohnheit) durch ihr Mädchen auf ihren Putztisch legen lassen sollte.

Sobald ihn Rosalie erblickte, erinnerte sie sich der Stellung, worin sie ihn im Palast der Feenkönigin gesehen, und befahl ihm in einem freundlichen Tone, näher herbeizukommen. Ein

milder gütiger Blick schien ihm die Erlaubniß zu geben, ihr seine Blumen selbst zu überreichen, und er that es mit einer so ehrerbietigen und bescheidnen Art, daß sie ihm, in der Stimmung, worin sie war, beinahe Dank dafür wußte. Der Schleier, den sie über ihren Kopf gezogen hatte, ließ von ihrem Gesichte wenig mehr als die Augen sehen, und der einzige Blick, den der bescheidene Jüngling zu ihr zu erheben gewagt hatte, entdeckte ihm nichts an ihr, was ihn hätte befremden können. Aber jetzt schlug das Fräulein den Schleier zurück, sah im scharf ins Gesicht und sagte: Wir sind alte Bekannte, guter Hulderich; betrachte mich wohl und sage mir, wie ich dir vorkomme. — „Sie haben, wie ich sehe, während ich von Eschenbach abwesend war, die Blattern gehabt, gnädiges Fräulein; gottlob! daß es so glücklich abgegangen, und daß Ihre schönen Augen nichts dabei gelitten haben!"

Rede, wie dir's ums Herz ist; du findest mich also nicht so gar häßlich?

Häßlich? (rief Hulderich) das verhüte der Himmel, gnädiges Fräulein! In meinen Augen können Sie nie häßlich werden, das ist unmöglich. — Er wurde feuerroth, wie dieß Wort über seine Lippen gekommen war, weil er fürchtete, etwas gesagt zu haben, das ihm nicht gezieme.

Rosalie dankte ihm für seine Blumen und seinen guten Willen gegen sie und entließ ihn mit einem Lächeln, wobei ihm war, als ob sich der Himmel aufthue, und aus jeder Grube ihres Gesichts ein Engelsköpfchen hervorlächle.

Das Fräulein kehrte ins Schloß zurück, und da es unmöglich war, ihrer Base die leidige Veränderung, die ihr

Gesicht erlitten hatte, zu verhehlen, so hüllte sie sich, um ihr das Unangenehme der Ueberraschung zu ersparen, in ihren Schleier ein und berichtete ihr umständlich, was ihr diesen Morgen mit den beiden wunderbaren Damen begegnet war. Die Alte glaubte zu stark an das Feenwesen, um in der Ueberzeugung, daß es Feen gewesen, nicht hinlänglichen Grund zur Beruhigung zu finden. Sie haben ganz gewiß, trotz dem widrigen Anschein, etwas Gutes mit dir vor, sagte sie; befahl dir die Feenkönigin nicht ausdrücklich, dich vor nichts zu entsetzen und auf ihren Beistand zu vertrauen? Aber, da die gute Rosalie sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit einen verstohlnen Blick in einen großen venetianischen Spiegel zu werfen, der ihr gegenüber hing, so war es ihr nicht wohl möglich, sich, mit allem ihrem Respect vor den Feen, eines kleinen Grolls gegen die Launen dieser Halbgöttinnen zu erwehren, und sie konnte sich selbst nicht überreden, die Pockengruben und Leberflecken, die sie ihr angezaubert hatten, für ein Unterpfand zu nehmen, daß sie viel Gutes mit ihr im Sinne hätten.

Tante und Nichte besprachen sich noch über diese seltsamen Ereignisse, als der ersten ein Brief gebracht wurde, der ihr ankündigte, daß sie durch den plötzlichen Fall eines der ersten Handelshäuser in der Hauptstadt um den größten Theil ihres Vermögens gekommen sey. Die gute Dame klebte noch zu stark am Irdischen, als daß ihr eine solche Nachricht hätte gleichgültig seyn können, und die Reihe war nun an der Nichte, die jammernde Tante zum Vertrauen auf den guten Willen der Feen aufzufordern. Wem geht es schlimmer dabei,

als dir, sagte die Alte; ich habe wenig Ansprüche mehr an die Welt; du allein dauerst mich. Aber ich glaube wirklich, du wärest leichtsinnig genug, wenn die Feen es auf deine Wahl ankommen ließen, deine Pockennarben und Leberflecken mit meinem ganzen Vermögen abzukaufen.

Man mußte nun auf große Einschränkungen denken; denn außer dem Gute Eschenbach, dessen Ertrag nicht sehr beträchtlich war, blieb unsern beiden Damen nichts, als die alte Burg, und was etwa an Silbergeräthe, Kleinodien, vergoldeten Pokalen, alten Schaupfennigen und dergleichen von Großmüttern und Aeltermüttern auf sie vererbt worden war. Mit Allem diesem war Rosalie freilich keine reiche Erbin mehr, und der edle Ritter Alberich, der sehr lebhaften Antheil an diesem neuen Unfall nahm, mußte gestehen, daß es ein hartes Schicksal für die liebenswürdige Rosalie sey, an einem und demselben Tage Schönheit und Vermögen zu verlieren. Er ließ es indessen vor der Hand nicht an schönen Trostgründen fehlen, womit er sich aus einer alten Uebersetzung des Seneca bewaffnet hatte; und, wiewohl er sehr ernstlich auf seinen baldigen Abzug bedacht war, so hatte er doch zu viel Artigkeit und Gefühl des Schicklichen, um das Schloß, wo ihm seit einigen Tagen ein Zimmer eingeräumt worden war, auf der Stelle zu verlassen. Dieser Umstand gab ihm Gelegenheit, seinen Charakter in einem noch blendendern Lichte zu zeigen.

Der Unstern der Damen von Eschenbach hatte seinen höchsten Punkt noch nicht erreicht. In der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, kam, um die Zeit, da Alles im

ersten Schlafe lag, Feuer im Schloß aus. Die Flamme griff schnell um sich, und die winklige altfränkische Bauart dieser Ritterburg machte die Gefahr der Bewohner um so viel größer. Der edle Alberich, des klugen Spruchs eingedenk, „Jeder ist sich selbst der Nächste," war der Erste, der — seine eigene Person in Sicherheit brachte; doch vergaß er nicht, beim Abschied den kopflos durch einander rennenden Bedienten die Rettung ihrer Gebieterinnen bestens zu empfehlen. Für das Fräulein hatte bereits eine große majestätische Frau gesorgt, die gleich anfangs, als das Feuer ausbrach, von Mehreren gesehen worden war, wie sie die widerstrebende Rosalie auf ihren Armen davon trug und sie durch die Versicherung zu beruhigen suchte, daß für die Tante bereits gesorgt sey. Dieß schien indessen keineswegs der Fall zu seyn. Denn, während die Hausbedienten (wie in solchen Fällen gewöhnlich ist) beschäftigt waren, die geringfügigsten Sachen zu retten, hatte das Feuer das Schlafzimmer der alten Dame ergriffen, die, vom Rauch halb erstickt, um Hülfe schrie, ohne daß Jemand den gefährlichen Versuch wagen wollte, sie den immer näher zückenden Flammen zu entreißen.

In dieser äußersten Noth kam plötzlich ein keuchender Jüngling herbeigerannt, der sich mit Armen und Beinen durch das Gedräng Platz machte und, in ein um sich her geschlagenes nasses Tuch gehüllt, sich in den brennenden Flügel des Schlosses stürzte. Es war kein Anderer, als der bescheidene schüchterne Hulderich, der aber bei Gelegenheiten, wo die Meisten Herz und Kopf verlieren, die Besonnenheit und den Muth eines Helden zeigte. Jedermann schrie ihm

zu, daß er verloren sey, und sein alter Vater, der mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, ihm nicht zu folgen, rang die Hände in trostlosem Jammer, — als Hulderich, mit der alten ohnmächtigen Dame im Arm, so unbeschädigt aus dem Feuer zurückkam, daß auch nicht ein Haar an seinem lockigen Haupte versengt war. Im nämlichen Augenblick erlosch das Feuer auf einmal von sich selber, wiewohl zu spät, als daß, außer den Schloßbewohnern, etwas Anderes als die dicken steinernen Mauern und einige angebrannte Balken von der ganzen Burg übrig geblieben wäre.

Die gerettete und gleichfalls völlig unversehrte Dame wurde sogleich in die benachbarte Pachterswohnung getragen, wo Rosalie mit ihren Kammerleuten und Hulderich mit seinem Vater geschäftig waren, sie zu sich selbst zu bringen, zu pflegen und zu trösten, so viel in ihrem Vermögen war. Das letztere gelang ihnen um so leichter, da die alte Dame, gegen alles Erwarten, eine Standhaftigkeit und Ergebung zeigte, die den Anwesenden eben so viel Ehrfurcht als Mitleid einflößte. Sobald sie wieder zu sich selbst kam, war ihre erste Frage, wo ist Alberich? — Vermuthlich bei gutem Wohlseyn, sagte einer der Hausbedienten; sobald er Feuer rufen hörte, warf er sich in seine Kleider, eilte in den Stall, sattelte seinen Gaul eigenhändig und sprengte in vollem Galopp zum Thor hinaus. — Ohne sich um uns zu kümmern? rief die Dame. — Um Verzeihung, sagte ein Anderer; er empfahl uns, als er fortritt, sehr nachdrücklich, uns unsrer Gebieterinnen anzunehmen.

„Und wem bin ich denn meine Rettung schuldig?" —

Hulderich, sagte Rosalie erröthend und mit Thränen im Auge, Hulderich wagte sein Leben für Sie.

Die alte Dame schlug die Augen starr zum Himmel auf und schien auf einige Augenblicke Bewegung und Sprache verloren zu haben; sie faßte sich aber bald wieder, um sich mit sichtbarer Rührung nach ihrem Retter umzusehen, der sich in einer Ecke des Zimmers hinter Andere verborgen hielt und von den Lobsprüchen und Danksagungen, die ihm seine That von allen Seiten zuzog, eher beschämt und gekränkt, als geschmeichelt schien.

Hulderichs Vater entfernte jetzt, außer Rosalien und seinem Sohn, alle Uebrigen aus dem Gemach, warf sich dann der Frau von Eschenbach zu Füßen und bat sie, mit einer Herzlichkeit, welche Rosalien bis zu Thränen rührte, von diesem Augenblick an Alles, was er besitze, als ihr Eigenthum anzusehen. Meine Voraltern und ich selbst, sagte er, haben das Meiste im Dienst Ihrer guten Vorfahren erworben; Ihnen sind wir Alles schuldig, und ich fühle mich glücklich, daß ich jetzt im Stande bin, einen Theil unsrer alten Schuld abzutragen.

Innig gerührt von der Biederherzigkeit des wackern Alten und von so mancherlei unerwarteten Ereignissen gepreßt, beantworteten Frau von Eschenbach und ihre Nichte dieses Anerbieten, wie man von edeln Seelen erwarten kann, die von keiner falschen, zur Unzeit stolzen Scham verhindert werden, die natürliche Gleichheit zu erkennen, die zwischen edelgesinnten Menschen alle Ungleichheit der Geburt und des Standes verschwinden macht, aber unfähig sind, von einem

allzu großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen, und ihre Bedürfnisse nach ihren Umständen zu regeln wissen.

Inzwischen fühlten sich beide Damen von dem, was sie Hulderichen schuldig waren, noch unendlich Mal mehr gerührt und beklemmt, als von dem edeln Benehmen seines Vaters. Seiner Entschlossenheit, seiner Selbstaufopferung hatte die Tante ihr Leben, Rosalie die Erhaltung ihrer zweiten Mutter zu danken. Womit konnten sie ihm eine solche Wohlthat vergelten? Es war unmöglich, aber gleich unmöglich, unter der Bürde einer solchen Verbindlichkeit zu leben. Beide sprachen öfters hierüber mit einander, ohne zu einem Ausweg gelangen zu können.

Hulderich, sagte die Base einst zur Nichte, scheint etwas für dich zu empfinden, das er in seinem innersten Herzen verschlossen trägt.

Fast glaube ich es selbst, liebe Mutter, erwiederte Rosalie.

Wenn er von Geburt wäre — murmelte die Alte in sich hinein, als ob sie sich nicht getraute, ihren Gedanken ganz auszusprechen.

Er ist zu einem Menschen geboren, wie es nicht viele geben mag, sagte Rosalie — Aber — auch ohne den Umstand, worauf Sie zielen, wie könnt' ich ihn belohnen, ich, die Alles verloren hat? Wenn ich noch wäre, was ich war — vielleicht — doch wozu diese Reden? Es ist nicht daran zu denken.

Und dennoch dachte sie oft genug daran und konnte sich selbst nicht verbergen, daß Hulderich ihr alle Tage liebenswürdiger vorkam. Was ich nicht begreife, sagte sie zu sich

selbst, ist, wie ein so verächtlicher Mensch als Alberich mir jemals die Augen verblenden konnte.

Der arme Hulderich dachte noch öfter an das, woran Rosalie nicht denken wollte, wiewohl er sein Möglichstes that, um sich solche Gedanken aus dem Sinn zu schlagen. Denn, seitdem er Tag und Nacht von ihnen angefochten wurde, wagte er es immer weniger, die Augen zu Rosalien aufzuschlagen. Sie kam ihm alle Tage liebreizender vor, und er hätte nicht viel Geld dafür genommen, daß sie eine einzige Pockennarbe weniger gehabt hätte. Sie so, wie sie war, sein nennen zu können, war das höchste Glück, so er sich denken konnte. Aber, sich einzubilden, daß es ihm jemals erreichbar seyn könne, würde ihn nur unglücklicher gemacht haben, und er war es schon so sehr, daß, wie viel Müh' er sich auch gab, heiter und ruhig auszusehen, ihm doch Jedermann ansah, daß ein geheimer Wurm an seinem Herzen nagte.

Es war Zeit, daß die Dame mit dem goldnen Krönchen auf dem Kopfe sich entschloß, einen Knoten, den sie selbst hatte verwickeln helfen, wieder aufzulösen oder — zu zerhauen.

Eines Abends, da Rosalie, die alte Tante, Hulderich und sein Vater, in stummer Theilnehmung an einander, nachsinnend und traurig beisammen saßen, trat sie plötzlich, ihr schwarzes Stäbchen in der Hand, mitten unter sie und sprach: Wenn ich Jedes unter euch mit diesem Stäbchen berühren und dadurch nöthigen wollte, eures Herzens Gedanken laut zu denken, so würde die Last, die euch drückt, flugs zu Boden sinken. Aber, um euch eine kleine Schamröthe zu ersparen, nehme ich die Sache auf mich selbst. Hulderich

liebt Rosalien, wie nur Wenige lieben können, und hat sie um ihre Pflegemutter wohl verdient. Er liebt sie selbst, nicht ihr Vermögen, das sie verloren hat, nicht die Lilien und Rosen ihres Gesichts, welche verschwunden sind. Ich habe ihr beides geraubt; es ist billig, indem ich sie, nach dem verschwiegenen Wunsch ihres Herzens, Hulderichen zur Belohnung gebe, daß ich ihr zugleich wiedergebe, was sie durch mich verlor. Das Handelshaus, dem ihr Vermögen anvertraut war, ist nicht gefallen; das alte Schloß, das ich selbst in den Brand steckte, ist neu und schöner, als es war, wieder aufgebaut; und es soll bloß auf Hulderichen ankommen, wie viel Pockengruben seine Braut zum Andenken ihres Abenteuers behalten soll.

Das Fräulein warf einen bittenden Blick auf Hulderich, und die Fee las in seinen Augen, daß er, Rosalien zu lieb, sich an einer einzigen genügen lassen wollte.

Wir Feen (fuhr die Feenkönigin fort) sind, wie bekannt, sonst keine Freundinnen von Mißheirathen und sorgen immer dafür, daß die Königstöchter, die sich in Hirtenknaben, oder die Prinzen, die sich in Gänsemädchen und Aschebrödeln verlieben, am Ende Ihresgleichen in ihnen finden. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Indessen urkunde ich hiemit zum Trost der guten Tante, daß Hulderich in gerader Linie von Vercingetorix, einem uralten Fürsten der Gallier, abstammt, dessen Abkömmlinge, was bei so vielen hochstämmigen Geschlechtern schon der Fall war, mit der Länge der Zeit in Dunkelheit herabgesunken sind. Die Sorge, einander glücklich zu machen und es selbst dadurch zu seyn, wird nun künftig

euer eigen Werk bleiben. Ich habe gethan, was einer guten Fee zukommt, thut nun das Eurige! — Und das thun auch Sie, meine gnädigen Damen und Herren, und — zischen mein Mährchen ohne Schonung aus, wenn es Ihnen lange Weile gemacht haben sollte.

Die Gesellschaft war zu höflich, die liebenswürdige Erzählerin beim Worte zu nehmen. Im Gegentheil, es wurde ihr viel Schönes sowohl über ihre Art zu erzählen, als über das Mährchen selbst gesagt.

Was das letztere betrifft, sagte Amanda, so muß ich gestehen, daß mein Verdienst dabei sehr gering ist, weil nur das Wenigste und gerade das Alltäglichste darin mir selbst angehört.

So viel mich meine ziemlich starke Belesenheit in diesem Fache belehrt hat, sagte der junge Herr von P., dürfte dieß wohl von den meisten Erzählungen und Mährchen behauptet und im Nothfall leicht nachgewiesen werden können. Aber dießmal läßt mich mein Gedächtniß im Stich. Darf man fragen, wie die Quelle heißt, aus welcher Sie geschöpft haben?

„Ein Traum."

Ein Traum! — der Ihnen selbst geträumt hat? rief Rosalinde.

„Der mir selbst, an einem schönen Morgen, vor nicht langer Zeit geträumt hat. Anfang und Ende hing wohl nicht ganz so alltäglich darin zusammen, wie in meiner Erzählung: aber Alles, was in dieser Feerei ist, schöpfte ich

aus meinem Traume und setzte das Uebrige bloß hinzu, um ihm die Gestalt einer Sache zu geben, die sich auch außerhalb der Feenwelt hätte zutragen können, insofern als etwas Ausgemachtes angenommen wird, daß höhere Mächte sich in die Leitung der menschlichen Angelegenheiten mischen."

Die Feen haben Sie mit einer beneidenswürdigen Gabe beschenkt, liebe Amanda, sagte Rosalinde, wenn solche Träume etwas Gewöhnliches bei Ihnen sind.

„Gewöhnlich nun eben nicht, erwiederte jene, aber doch auch nicht so selten, daß nicht eine ganz artige Sammlung heraus käme, wenn ich aus jedem, der sich dazu schickte, ein eigenes Mährchen machen wollte."

Eben dieß (sagte Herr M. der Philosoph) beweiset den natürlichen Beruf, den Fräulein Amanda zum Mährchendichten hat. Das Mährchen ist eine Begebenheit aus dem Reich der Phantasie, der Traumwelt, dem Feenland, mit Menschen und Ereignissen aus der wirklichen verwebt und mitten durch Hindernisse und Irrwege aller Art von feindselig entgegen wirkenden oder freundlich befördernden unsichtbaren Mächten zu einem unverhofften Ausgang geleitet. Je mehr ein Mährchen von der Art und dem Gang eines lebhaften, gaukelnden, sich in sich selbst verschlingenden, räthselhaften, aber immer die leise Ahnung eines geheimen Sinnes erweckenden Traumes in sich hat, je seltsamer in ihm Wirkungen und Ursachen, Zwecke und Mittel gegen einander zu rennen scheinen, desto vollkommener ist, in meinen Augen wenigstens, das Mährchen. Vorausgesetzt, sagte Nadine, daß, bei Allem dem, so viel Wahrheit darin sey,

als nöthig ist, wenn die Einbildung getäuscht, das Herz ins Spiel gezogen, und der Verstand sanft eingeschläfert werden soll.

Eine Forderung, versetzte Herr M., die wir zu allen Gattungen von Dichterei mitzubringen berechtigt sind und dem Mährchendichter um so weniger erlassen können, da er auch hierin gewissermaßen den Traum zum Muster zu nehmen hat. Denn wie widersinnisch, unbegreiflich, ja unmöglich die Erscheinungen, die ein Traum darstellt, immerhin seyn mögen, dem Träumenden kommen sie natürlich, begreiflich und glaublich vor. Der Dichter ahmt also, nach seiner Weise, dem Traum nach, indem er nicht nur durch die zuversichtliche unbefangene Treuherzigkeit, womit er die unglaublichsten Dinge als geschehen erzählt, den Verstand des Zuhörers, wie sich Fräulein Nadine sehr glücklich ausdrückte, einschläfert, sondern wirklich das Natürliche mit dem Unnatürlichen so fein und künstlich zu verweben weiß, daß man letzteres gleichsam unter dem Schutz des erstern unangefochten durchschlüpfen läßt. Wie sollte auch das Mährchen diesen Schutz entbehren können, da es seiner Natur nach immer an der Gränze des Ungereimten schwebt?

Die sämmtlichen Glieder der erzählenden Innung dankten dem Philosophen lachend für das Compliment im Namen der ganzen Brüderschaft, und so begab sich die Gesellschaft, unter mancherlei Scherzen und freundlichen Neckereien, mit gewohnter Fröhlichkeit zur Ruhe.

Herr M., dem das Los die Unterhaltung der Gesellschaft am vierten Abend aufgetragen hatte, erklärte sich in einem kleinen Prolog: da er weder ein Geistermährchen, noch ein milesisches Mährchen, noch irgend eine andere Gattung von aufstellbaren Mährchen in seinem Vermögen hätte, so würden die Damen und Herren mit einer kleinen Novelle vorlieb nehmen müssen, die er ehmals in einem alten wenig bekannten spanischen Buche gelesen zu haben vorgab. Bei einer Novelle, sagte er, werde vorausgesetzt, daß sie sich weder im Dschinnistan der Perser, noch im Arkadien der Gräfin Pembroke, noch im Thessalien der Fräulein von Lussan, noch im Païs du Tendre der Verfasserin der Clelia, noch in einem andern idealischen oder utopischen Lande, sondern in unserer wirklichen Welt begeben habe, wo Alles natürlich und begreiflich zugeht, und die Begebenheiten zwar nicht alltäglich sind, aber sich doch, unter denselben Umständen, alle Tage allenthalben zutragen könnten. Es sey also von einer Novelle nicht zu erwarten, daß sie (wenn auch alles Uebrige gleich wäre) den Zuhörern eben denselben Grad von Anmuthung und Vergnügen gewähren könnte, den man aus glücklich gefundenen oder sinnreich erfundenen und lebhaft erzählten

Mährchen zu schöpfen pflege. Von der meinigen (setzte er hinzu) bitte ich Sie sich sehr wenig zu versprechen. Sie und ich werden uns beiderseits desto besser dabei befinden; ich, weil ich mir dann Hoffnung machen kann, Ihre Erwartung vielleicht zu übertreffen; Sie, weil Sie sich nur zu Ihrem Vergnügen getäuscht finden können. Uebrigens muß ich noch sagen, daß meine Novelle sich von allen andern, soviel ich weiß, dadurch unterscheidet, daß sie keinen Titel hat. Ich habe mir alle Mühe gegeben, diesen Mangel aus meinem eignen Kopfe zu ersetzen, konnte aber keinen finden, gegen den ich nicht eine Einwendung hatte, die ihn verwerflich machte. Sie mag also, weil doch jedes Ding einen Namen haben muß (haben doch so viele Undinge einen!), und weil es in diesem Stück das erste in seiner Art ist, mit Ihrer Erlaubniß, die Novelle ohne Titel betitelt werden.

Und hiemit begann Herr M. seine Erzählung folgendermaßen.

Die Novelle ohne Titel.

Die Familie Moscoso von Altariva, eine der ältesten und angesehensten in Galicien, war auf den gewöhnlichen Wegen, worauf große Häuser mit der Zeit in Verfall zu gerathen pflegen, nach und nach so weit herabgekommen, daß die reichen, aber abgenützten Geräthschaften einer alten, den Einsturz drohenden Burg, nebst der Herrlichkeit über ein Paar kleine Weiler, und ein sechs Ellen langer Stammbaum, beinahe Alles waren, was Don Lope Moscoso, Graf von Altariva, der letzte Sprößling des ältern Zweiges der Familie, vom Glanz seiner Vorfahren übrig behalten hatte. Fern vom Hofe und sogar in der Hauptstadt seiner Provinz selten gesehen, lebte er mit seiner Gemahlin Donna Pelaja in einer beinahe einsiedlerischen Abgeschiedenheit von der Welt, einzig mit der Erziehung eines Sohns und einer Tochter beschäftigt, welche, in der nämlichen Stunde geboren, eine so große Aehnlichkeit der Gestalt und Gesichtsbildung mit auf die Welt brachten, daß es, in der Folge, den Eltern selbst nur durch die verschiedene Kleidung des Geschlechts möglich war, sie von einander zu unterscheiden.

Durch einen Glücksfall, der, wiewohl nicht ohne Beispiel, doch in Romanen und Komödien häufiger, als in der wirklichen Welt vorzukommen pflegt, kehrte Don Jago, der einzige Vatersbruder des Don Lope, nach einer vieljährigen Abwesenheit, mit einem in West-Indien erworbenen unermeßlichen Vermögen aus Mexiko zurück, mit dem Vorsatz, dasselbe, da er ohne Leibeserben war, zu Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses anzuwenden. Er kaufte alle nach und nach veräußerten Güter wieder zusammen, baute das Schloß Altariva von Grund aus größer und schöner auf, als es je gewesen war, und, wie er sein Ende herannahen sah, machte er ein Testament, worin er seinen Bruderssohn und nach dessen Tode den jungen Manuel Moscoso, seinen Großneffen, zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß, wofern dieser ohne Leibeserben abginge, dessen Schwester Galora mit einer beträchtlichen Summe abgefunden, die Stammgüter aber und alles Uebrige dem nächsten Seiten-Verwandten zufallen sollten; einem jungen wenig bemittelten Hidalgo, Don Antonio Moscoso genannt, der damals zu Ferrol als Fähnrich in des Königs Dienste stand und sich wenig Hoffnung auf Don Jago's Erbschaft zu machen hatte, da das frische Wachsthum und die blühende Gesundheit des jungen Don Manuel einen so dauerhaften und kräftigen Stammhalter versprach, als Vater und Oheim sich nur wünschen konnten.

Wie unangenehm auch diese Verfügung zu Gunsten des Seiten-Erben dem Don Lope und seiner Gemahlin war, so

mußten sie sich doch darein ergeben; denn Don Jago hatte rechtsgültige Abschriften seines letzten Willens sowohl in der königlichen als erzbischöflichen Canzlei niedergelegt, und Alles war darin so klar, daß der ausgelernteste Rabulist nichts dagegen hätte aufbringen können. Indessen machte, wie gesagt, die starke und gesunde Leibesbeschaffenheit ihres Sohnes sie von dieser Seite so sicher, daß ihnen der Fall, wo das Testament zum Nachtheil ihrer Tochter Platz greifen könnte, gar nicht unter die denkbaren Dinge zu gehören schien.

Allein in den Sternen war es anders geschrieben. Bald nach dem Ableben des Oheims wurden beide Zwillinge zu gleicher Zeit mit den Pocken befallen, einer Krankheit, gegen welche die damalige Heilkunst so wenig vermochte, daß sie der Natur und dem Zufall Alles überlassen mußte. Das Fieber war von der bösartigsten Beschaffenheit. Die Eltern zitterten für beider Kinder Leben; wofern aber ja eines von beiden das Opfer seyn müßte, so vereinigten sich ihre heißesten Wünsche für die Erhaltung ihres Sohnes, und wie lieb ihnen auch die kleine Galora war, so waren sie doch bereit, mit ihrem Leben das seinige zu erkaufen.

Ihre Gelübde wurden nicht erhört. Don Manuel starb, und Galora blieb am Leben.

In den Augenblicken, da die Wage der Entscheidung noch über ihnen schwebte, gab die Verzweiflung der trostlosen Mutter einen Gedanken ein, wie wenigstens dem Vorbehalt des Testaments (einem Uebel, das dem Verlust ihres Sohnes von ihnen gleich geschätzt wurde), ausgewichen werden könnte. Sie eröffnete das Mittel, worauf sie in der Angst ihres

Herzens plötzlich verfallen war, ihrem Gemahl; der Fall war dringend, und sie hatten keine Zeit, weder der Rechtmäßigkeit noch den Folgen eines so außerordentlichen Schrittes nachzudenken. Es war nichts Geringeres, als die junge Galora dem sterbenden Bruder unvermerkt zu unterschieben und (außer den wenigen Personen, welche das Geheimniß nothwendig wissen und gewonnen werden mußten, es ewig in ihrem Busen zu verschließen) aller Welt glauben zu machen, daß Galora gestorben, Don Manuel hingegen ihren Gelübden zu dem heiligen Jago von Compostell wiedergegeben worden sey.

Don Lope nahm diesen Gedanken seiner Gemahlin als eine Eingebung ihres guten Engels auf, und er wurde sogleich mit der größten Besonnenheit und Vorsicht ausgeführt. Don Manuel ward, unter dem Namen Galora, in die Familiengruft gesenkt; Galora hingegen erhielt, unter dem Namen Don Manuel, ihre Gesundheit wieder und wurde, als der künftige Erbe und Stammhalter, so erzogen, wie das Geschlecht, zu welchem sie von nun an gerechnet werden sollte, es erforderte.

Zu ihrem Glück oder Unglück (welchem von beiden, wird der Erfolg entscheiden) hatte die Natur ihr alle Anlagen gegeben, die zu Beglaubigung dieses Betrugs am meisten beitragen konnten. Sie war von einer derben Leibesbeschaffenheit, stark von Knochen und Muskeln und mehr lang als mittlerer Größe. In ihren Augen hatte sie etwas Wildes und Trotziges, in ihren Geberden und Bewegungen etwas Rasches, Heftiges und Grazienloses. Ihre Stimme war tief

und unsanft, und ihr Busen wurde nicht zum Verräther an ihr, als sie das Alter erreichte, wo er bei ihresgleichen sich nicht immer verheimlichen lassen will. Sie liebte alle starke Leibesübungen, ritt und focht mit allen Rittern der drei Orden Spaniens in die Wette und trieb die Jagd mit Leidenschaft. Diese Uebungen machten denn auch den wesentlichsten Theil ihrer Erziehung aus; und da sie wenig Neigung zu Beschäftigungen zeigte, welche einige Anstrengung des Kopfes und eine ruhige Leibesstellung erheischen: so wurde sie von dieser Seite um so mehr vernachlässigt, da man es der Klugheit gemäß fand, den verkappten Don Manuel, so viel möglich, nur mit solchen Personen zu umgeben, deren ungebildeter Verstand und gänzliche Abhängigkeit von ihm sie zu Bemerkungen von einer feinern und daher gefährlichen Art unfähig machte. Uebrigens konnte Galora beinahe für einen schönen Mann gelten; sie hatte, was man eine vornehme Gesichtsbildung nennt, und war bei Gelegenheiten, wo ihr Stolz aufgefodert wurde, edler und großmüthiger Handlungen fähig.

Außer der verkleideten Galora selbst, welche natürlicher Weise in ihrer neuen Art zu seyn sorgfältig unterrichtet werden mußte, wußte Niemand um das Geheimniß, als eine der Donna Pelaja gänzlich ergebene Duenna, die Tochter dieser Frau, und ein alter Kammerdiener von bewährter Treue und Klugheit. Zu mehrerer Sicherheit hatte man so große Vortheile an die Verschwiegenheit dieser drei Personen gebunden, daß sie nicht mehr Tugend dazu nöthig hatten, als ein angesessener und wohlhabender Mann braucht, um kein Straßenräuber zu seyn.

Galora spielte sich nach und nach so gut in ihre Manns=rolle ein, daß sie in ihrem ein und zwanzigsten Jahr ihres wirklichen Geschlechts sich kaum noch mehr bewußt war. Die große Behutsamkeit, an welche sie sich hatte gewöhnen müssen, und die sie freilich keinen Augenblick vergessen durfte, war beinahe das Einzige, was sie erinnerte, daß sie nur eine Maske sey.

Ungefähr um diese Zeit gelangte Galora durch den Tod ihrer Eltern zum Besitz des ganzen Vermögens, welches Don Jago seinem Neffen Manuel hinterlassen hatte; und da dieser Umstand eine Reise nach der Hauptstadt nothwendig machte, und sie überhaupt mit Personen aus höhern Classen, als woraus ihre gewöhnliche Gesellschaft bisher bestanden, in mancherlei Verhältnisse setzte: so mußte sie bald gewahr werden, wie viel ihr fehle, um unter Männern von Stand und Erziehung eine anständige Figur zu machen. Nachdem sie mit ihrem Vertrauten, dem alten Kammerdiener, zu Rathe gegangen, wurde für das Schicklichste gehalten, wenn der junge Graf sich irgend einen unbegüterten Sennor Cavallero, der ein Mann von Erziehung, Lebensart und Weltkenntniß wäre, als eine Art von Mentor oder (weil der junge Herr von nichts, was einem Hofmeister ähnlich sah, wissen wollte) unter dem Titel eines Gesellschafts=Cavaliers zu sich nähme, aus dessen Umgang er nach und nach alle die kleinen, aber unentbehrlichen Kenntnisse schöpfen könnte, deren gänzlicher Mangel an einer Person seines Standes zu auffallend war, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zu seinem Nachtheil rege zu machen; etwas, wovor der verkappte Graf sich mehr als irgend ein Andrer zu hüten hatte.

Zufälliger Weise war um diese Zeit das Regiment, bei welchem der vorhin erwähnte Don Antonio Moscoso angestellt war, abgedankt worden. Dieser sah sich dadurch in eine so gedrängte Lage versetzt, daß er alle seine Freunde aufforderte, ihm zu irgend einem anständigen Unterkommen zu verhelfen; und so geschah es denn durch eine Verkettung kleiner Umstände, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, daß besagter Don Antonio (den wir bereits als den substituirten Erben des alten Oheims kennen) zum Posten eines Gesellschafters des vorgeblichen Don Manuel vorgeschlagen wurde.

Don Antonio besaß alle Eigenschaften, die man zu dieser Stelle erforderte, und noch eine mehr, die in der That zu viel war, aber doch kein hinlänglicher Grund zu seyn schien, sich eines sonst so anständigen Subjects zu berauben; diese war, daß er, ohne Uebertreibung, für den schönsten Mann in ganz Galicien, Asturien und Biscaya gelten konnte. Er wurde also, dieses Fehlers ungeachtet, unter dem Namen Don Alonso Noya im Schlosse von Altariva eingeführt; ein Name, den er angenommen hatte, weil er die Verheimlichung seines Geschlechtsnamens und des Verhältnisses, worin er vermöge desselben mit dem Grafen Don Manuel stand, unter den gegenwärtigen Umständen für etwas Unumgängliches hielt; denn, daß er, dem Testament zufolge, schon wirklicher Herr von Altariva sey, war etwas, wovon er sich eben so wenig träumen ließ, als daß er Ansprüche an das Kaiserthum im Monde habe. Im Gegentheil, da er nicht zweifeln konnte, daß Don Manuel sich vermählen und an ehelichen Leibeserben

keinen Mangel haben würde, schlug er sich alle Gedanken an die Möglichkeit, daß der Fall, den das Testament vorhergesehen, zu seinen Gunsten sich ereignen könnte, gänzlich aus dem Sinn und war bloß darauf bedacht, seinen neuen Patron kennen und behandeln zu lernen und, da er wenig Hoffnung sah, ihm von sonderlichem Nutzen zu seyn, sich ihm — so viel ohne allzu große Aufopferung seiner eigenen Art zu leben möglich war — angenehm zu machen.

Das letztere glückte ihm so gut, daß er kaum einige Wochen unter die Hausgenossen von Altariva gezählt wurde, als die Duenna, die bei dem Grafen in besondern Gnaden stand, bereits gegen den alten Kammerdiener die Bemerkung machte, daß Don Alonso auf dem Wege sey, erklärter Günstling zu werden, und, wofern sie nicht auf ihrer Hut wären, sie unvermerkt auf die Seite drängen würde. In der That schien Don Manuel täglich mehr Gefallen an ihm zu finden; Alonso mußte ihn auf allen seinen Spazierritten, auf der Jagd und überall wie sein Schatten begleiten; nichts wurde ohne seine Beistimmung vorgenommen, Alles ging zuletzt durch seine Hände, kurz, er war des Grafen Auge, Ohr und rechte Hand und verwunderte sich öfters selbst darüber, da er sich eben keine große Mühe gab, sich bei ihm in Gunst zu setzen oder die wenige Uebereinstimmung ihrer Neigungen zu verbergen, welche täglich mehr zum Vorschein kam und zu manchen kleinen Wortwechseln und Verkältungen Anlaß gab, wobei Don Manuel, seiner leicht aufbrausenden Hitze ungeachtet, den Frieden immer zuerst anbieten mußte. Wirklich war es der Graf, der, zu Jedermanns Verwunderung,

seinem Günstling zu gefallen, sich selbst Gewalt zu thun anfing. Er ging seltner auf die Jagd, seitdem Alonso sich hatte merken lassen, daß er an diesem barbarischen Vergnügen (wie er's nannte) keinen Gefallen finde. Er lernte die Guitarre spielen, um die Romanzen begleiten zu können, deren Don Alonso eine große Menge sehr schön zu singen wußte; ja, es ging endlich so weit, daß er alle Tage eine mühselige Stunde dazu verwendete, sich im Lesen zu üben, und es wirklich in kurzer Zeit so weit brachte, daß er in einer großen Folio-Ausgabe des Amadis aus Gallien ziemlich fertig buchstabiren konnte.

Alle diese und tausend andere nicht so stark in die Augen fallende, aber im Grunde noch weniger erklärbare Veränderungen, die sich an Don Manuel zeigten, würden den schönen Alonso vermuthlich in einige Verlegenheit gesetzt haben, wenn sie ihm aufgefallen wären, und würden ihm ohne Zweifel aufgefallen seyn, wenn nicht ein andrer Gegenstand im Schlosse zu Altariva sich unvermerkt seiner Aufmerksamkeit und seines Herzens bemeistert hätte.

Eine Schwestertochter der Gräfin Pelaja war ihr, einige Zeit vor ihrem Tode, von ihrer sterbenden Schwester (der Wittwe des Corregidors eines kleinen Städtchens in Biscaya) vermacht worden, um sie vollends zu erziehen und, da der Mangel an Vermögen ihr keine fröhlichere Aussicht ließ, sie je bälder je lieber in einem Kloster zu versorgen. Donna Rosa (so nannte sich die junge Person, die sich der Freigebigkeit des Glücks so wenig zu rühmen hatte) war dafür von der guten Mutter Natur mit der reizendsten Graziengestalt

und einem Paar so schwarzen feuervollen Augen, so schönen Händen und Armen und einem so lieblichen Busen begabt worden, als man je an einer Biscayerin gesehen hatte. Mit einer solchen Ausstattung fühlt ein junges Mädchen gewöhnlich keinen sehr entschiedenen Beruf zum Nonnenschleier. Donna Pelaja wenigstens war dieser Meinung und konnte sich so lange nicht entschließen, ihre arme Nichte auf immer von sich zu verbannen, bis ihr, vom Tod übereilt, nichts Andres übrig blieb, als sie sterbend der Fürsorge ihres vorgeblichen Sohnes Don Manuel zu empfehlen. Donna Rosa war also, da ihre Reise ins Kloster von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde, bisher immer im Schlosse zu Altariva geblieben, wo ihr als der nächsten Anverwandtin des Grafen mit größter Achtung begegnet wurde; zumal da dieser, vermuthlich um den Vorwurf eines unerklärbaren Kaltsinns gegen das schöne Geschlecht von sich abzulehnen, bis um die Zeit, da Alonso Alles bei ihm zu gelten anfing, sich in eine Art von Verhältniß gegen sie gesetzt hatte, welches sich (wie Jedermann und Donna Rosa selbst zu glauben schien) über kurz oder lang für eine entschiedene Leidenschaft erklären mußte.

Der schöne Alonso, der so Vieles in diesem Hause veränderte, gab auch diesem Verhältniß in kurzem eine ganz andere Gestalt. Don Manuel wurde täglich kälter gegen seine Base, und Donna Rosa zusehens wärmer gegen Don Alonso; wenigstens hätte dieser sich ohne Albernheit schmeicheln können, nicht abgewiesen zu werden, wofern seine Umstände es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, die Leidenschaft,

die sie ihm auf den ersten Anblick eingeflößt, in seinem Innersten zu verschließen.

Die Wahrheit zu sagen, so hatte Donna Rosa, ohne für den Grafen das zu fühlen, was man, im eigentlichen Sinne nes Worts, Liebe nennt, sich sehr klar und lebhaft vorgestellt, daß es ohne Vergleichung angenehmer seyn müßte, Gräfin Altariva zu werden, als in einem melancholischen Nonnenzwinger aus Liebe zu einem himmlischen Bräutigam ihren Leib zu casteien und Psalter zu singen. Solange sie sich daher Hoffnung machte, daß Don Manuel eine Absicht auf sie habe, würde der schöne Ritter Don Galaor selbst nicht schön genug gewesen seyn, sie zu einer Untreue an — ihrem eigenen Vortheil zu verleiten. Aber von dem Augenblick an, da sie an seiner Gleichgültigkeit gegen sie nicht länger zweifeln konnte, fand sie keinen Grund mehr, dem Hang ihres Herzens zu widerstehen, und Alonso hätte blinder als Amor selbst seyn müssen, wenn er nicht in ihren großen Gazellenaugen gelesen hätte, was sie ihm (vermuthlich aus der nämlichen Ursache, die ihn selbst zum Schweigen verurtheilte) auf jede andere Weise sorgfältig zu verbergen suchte.

Indessen schien ihr das Benehmen des Grafen Manuel täglich unbegreiflicher. Sie beobachtete ihn daher immer schärfer, und die Sache wurde ihr um so verdächtiger, da sie zu bemerken glaubte, daß sie selbst von dem Grafen eben so scharf und argwöhnisch beobachtet werde. Eine Nebenbuhlerin wittert die andre, wenn ich so sagen darf, durch eine siebenfache Verkleidung, und Don Manuel verrieth sein Geheimniß unwissender Weise alle Augenblicke. Er heftete bald so

zärtliche, bald so finstre uud feindselige Blicke auf den schönen Alonso! — seine Stimme wurde zuweilen so ungewöhnlich sanft — oft war es, als ob irgend etwas Unnennbares in seinem Busen arbeite — Donna Rosa hatte sogar einsmals ein Paar mit Mühe zurückgehaltene Thränen in seinen trübfunkelnden Augen schwimmen sehen. Ganz gewiß, sagte sie zu sich selbst, hierunter liegt ein seltsames Geheimniß — Don Manuel ist ein — Mädchen! — Und von dem Augenblick an ruhte die schöne Biscayerin nicht, bis sie ihr Gewissen von aller Gefahr, ihm Unrecht zu thun, gänzlich erleichtert hatte.

Welch eine Entdeckung! Aber wo den Schlüssel zu diesem Räthsel hernehmen? — War Alonso in das Geheimniß verwickelt? — Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und glaubte augenscheinlich zu sehen, daß die Leidenschaft des verkappten Don Manuel einseitig, und Alonso nicht weniger darüber betroffen sey, als sie selbst. Was sollte sie auch, wenn sie einverstanden waren, bewogen haben, eine so widersinnische Rolle zusammen zu spielen? Die Unmöglichkeit, sich Licht hierüber zu verschaffen, wurde ihr täglich peinlicher; denn im Schloß war Niemand, dem sie sich hätte vertrauen dürfen. Wie gern hätte sie ihre Entdeckungen dem Alonso mitgetheilt! Aber, wofern ihm (wie Alles sie glauben machte) Don Manuels wahres Geschlecht noch unbekannt war, wär' es nicht unvorsichtig von ihr gewesen, ihm eine Nebenbuhlerin zu entdecken? Wie sehr ihr auch die Eigenliebe dafür gut sagte, daß sie von den stieren Junonsaugen und der Adlernase des unechten Don Manuel nichts zu besorgen habe, so glaubte sie doch immer wieder eine andere Stimme in ihrem Busen

zu hören, die ihr zuflüsterte, daß der Eitelkeit und den Launen der Männer nicht zu trauen sey. Genug, sie wagte es nicht zu reden und wußte doch auch nicht, wie sie ein Geheimniß länger zurückhalten sollte, daß ihr zuweilen die Brust zu zersprengen drohte.

Alonso's Lage zwischen Don Manuel und Donna Rosa war nicht viel weniger peinlich. Was wollte ihm jener? Wie sollte er sich das widersinnische, leidenschaftliche Betragen des Grafen erklären? Aber du, sagte er zu sich selbst, was willst du? Was soll aus deiner Liebe zu Donna Rosa werden? Wenn du auch, wie es scheint, wieder geliebt wirst, was bleibt uns zuletzt, als dir eine Karmeliterkutte und ihr der Schleier?

Indessen war die Lage der armen Galora, die mit Amors giftigstem Pfeil im Busen noch immer den Don Manuel spielen mußte, bei weitem die peinvollste. Heftig in allen ihren Neigungen, gewohnt, immer ihren Willen zu haben, stolz und trotzig bei jedem Widerstand, mußte sie jetzt beidem, ihrem angebornen und ihrem angenommenen Charakter, eine Gewalt anthun lernen, wozu sie, sobald sie sich mit Don Alonso allein sah, keine Kraft in sich fühlte. Wie oft hätte sie sich in eine Löwin verwandeln mögen, um den Menschen in Stücke zu zerreißen, der sie eine in ihren eigenen Augen so schmähliche Rolle zu spielen nöthigte! Oft verwünschte sie die Stunde, da ihre Eltern aus unverständiger Liebe ihr diese unnatürliche Rolle aufgezwungen. Was für einen Ausgang konnten sie davon erwarten?

„Aber steht es denn nicht bloß bei dir, sagte sie sich endlich selbst, diese verhaßten Kleider und mit ihnen diese

ganze unselige Erbschaft von dir zu werfen, um glücklich zu seyn? — Glücklich zu seyn? — Wahnsinnige! Liebt er dich denn? Ist nicht diese Bettlerin zwischen ihm und dir, die alle ihre buhlerischen Künste aufbietet, ihn zu umspinnen und zu verstricken? — Und wenn er mich auch kennte, mich auch liebte, was würden die Folgen der Entdeckung meines Geheimnisses seyn? Unmöglich könnt' es der Welt länger verborgen bleiben, wenn es ihm bekannt wäre. Oder was kann ich von ihm verlangen? von ihm erwarten?"

Diese und ähnliche Gedanken, womit sie sich ohne Ruhe bei Tag und ohne Schlaf bei Nacht herumtrieb, brachten sie bald der Verzweiflung, bald dem Wahnsinn nahe. Bald wollte sie die arme Rosa auf der Stelle ins Kloster schicken, bald Don Alonso aus dem Schlosse jagen, bald beiden und dann sich selbst einen Dolch ins Herz stoßen. Aber, sobald sie einen von diesen wüthenden Gedanken ausführen wollte, fühlte sie sich ohne Muth, und eine klägliche Erschlaffung war gewöhnlich das Ende solcher leidenschaftlicher Selbstgespräche.

Die Noth zwang sie endlich, sich der alten Duenna zu entdecken, welche lange vergebens um sie herum geschlichen war, um sie zum Geständniß dessen zu bringen, was für die Alte schon lange aufgehört hatte ein Geheimniß zu seyn. Natürlicher Weise verschaffte dieß Galoren eine augenblickliche Erleichterung; aber von den Mitteln, welche die Duenna vorschlug, mußte bei genauerer Ueberlegung eines nach dem andern verworfen werden. Nach verschiedenen fruchtlos abgelaufenen Berathungen brachte es die Alte endlich dahin, daß der verkappte Don Manuel sich zu einem Versuch bequemte,

den jene für den letzten Rath erklärte, den sie in ihrem Gehirn aufzutreiben wisse. Galora sollte nämlich Alonso'n das ganze Geheimniß ihrer Unterschiebung an die Stelle ihres verstorbenen Bruders entdecken und ihm dann den Vorschlag einer heimlichen Eheverbindung thun, wobei von beiden Theilen nichts gewagt würde, da das Geheimniß im Busen weniger von ihrem eigenen Vortheil zur Verschwiegenheit genöthigter Personen vergraben liegen und also der Welt ewig verborgen bleiben würde. Sie sollte ihm zugleich mit ihrer Person alle Gewalt, die er nur immer wünschen könnte, über ihr Vermögen einräumen; und, wenn auch nicht die Liebe, so müßte doch ein alle seine Erwartungen so weit übersteigendes Glück ihn nöthigen, ihre Hand mit unbegränzter Dankbarkeit anzunehmen. Die Duenna versprach, diesen Antrag, der ihrer Meinung nach unmöglich abgewiesen werden könnte, in eigener Person an Don Alonso zu bringen, und die Ausführung sollte nicht länger als bis zum folgenden Morgen verschoben werden.

Donna Galora schien sich mit diesem Vorschlag zu beruhigen. Aber kaum sah sie sich allein, so faßte sie plötzlich, wie durch Eingebung ihres guten oder bösen Dämons, die Entschließung, anstatt sich in einer Sache von dieser Natur einer fremden Person anzuvertrauen, Alles noch in dieser nämlichen Nacht durch sich selbst auszuführen.

Sogleich ließ der vermeinte Graf das Kammermädchen der Donna Rosa zu sich rufen, und nachdem er einen feierlichen Schwur der Verschwiegenheit von ihr genommen, befahl er ihr, sobald ihre Gebieterin eingeschlafen seyn würde, ihm

einen vollständigen weißen Anzug aus ihrer Kleiderkammer zu verschaffen. Er habe im Sinn, sagte er, sich einen Spaß mit Don Alonso zu machen und ihn in der Mitternachtsstunde in weiblicher Gestalt, als der Geist einer ehemals von ihm geliebten Dame, zu überraschen. Das Mädchen, von einer Handvoll Gold zu Allem willig gemacht, vollzog den Auftrag aufs pünktlichste, brachte das Befohlne, und vermittelst ihres Dienstes stand Galora, noch vor Mitternacht in dem vollständigen Anzug ihres eignen Geschlechts da. Sie entließ nun das Mädchen, trat vor einen großen Spiegel und betrachtete sich selbst mit einem seltsamen Gemisch von Erstaunen und Grauen; und als ob auf einmal, mit dem Costume ihres Geschlechts, das ganze stolze Gefühl der weiblichen Würde in sie gefahren wäre, ergriff sie, von neuen, ihr selbst fremden Gedanken und Vorsätzen getrieben, einen Leuchter mit brennender Kerze, öffnete ihre Thür und ging mit großen feierlichen Schritten gerade auf das Zimmer Don Alonso's zu.

Indem sie hineintrat, fuhr der bereits eingeschlafene Alonso in seinem Bette auf und erschrak nicht wenig, da er zu einer so ungewöhnlichen Zeit die weiße weibliche Gestalt mit dem Wachslicht in der Hand auf sich zukommen sah. Sein Entsetzen vermehrte sich, als er, wie sie näher herankam, die Züge des Grafen in ihrem Gesicht zu sehen glaubte. Fassen Sie sich, Don Alonso, sagte sie; Ihre Augen täuschen Sie nicht — ich bin Don Manuel — aber Don Manuel ist nicht, was er bisher geschienen: er ist — was ich wirklich bin — ein Weib!

Ein Weib? rief Alonso außer sich vor Bestürzung —

Hören Sie mich ruhig an, Alonso, sagte Galora, indem sie das Licht auf ein Tischchen setzte und sich selbst in einen Lehnstuhl, Alonso gegenüber, niederließ; ich habe Ihnen eine große Entdeckung zu thun und ein großes Unrecht gut zu machen. Ort und Zeit sind unschicklich; aber eine Gewalt, die mir selbst fremd ist, treibt mich unwiderstehlich; ich muß thun, was ich jetzt thun will, und die Sache leidet keinen Aufschub, denn wir sehen uns zum letzten Mal.

Alonso, dessen Erstaunen immer höher stieg, wollte sie hier unterbrechen; aber sie befahl ihm in ihrem gewohnten herrischen Ton, sie anzuhören und zu schweigen. Und nun fing sie an, ihm Alles zu entdecken, was uns bereits bekannt ist, die Erbschaft, das Testament, den Tod ihres einzigen Bruders, und wie die Verzweiflung über den Verlust eines so großen Vermögens ihre Eltern zu der unüberlegten Maßnehmung gezwungen, ihre einzige Tochter Galora dem sterbenden Bruder unterzuschieben, und wie es ihnen gelungen, den Betrug so glücklich vor aller Welt zu verbergen, daß der rechtmäßige Erbe bis auf diese Stunde keinen Argwohn schöpfe. Es kommt mir nicht zu, fuhr sie fort, meine Eltern eines Verbrechens anzuklagen, das sie bloß aus Liebe zu mir begangen haben. Sie wollten mein Glück, als sie mich, aus einem fatalen Irrthum, zu einem unnatürlichen Wesen umschufen. Die Gerechtigkeit des Himmels hat es anders verfügt. Sie, Don Alonso, mußten zu Altariva erscheinen, und — die Natur rächte sich durch Sie auf eine grausame Art an dem thörichten Geschöpf, das ihr Trotz geboten hatte.

Eine unglückliche Leidenschaft überwältigte meine bisher behauptete Unempfindlichkeit. Ich habe lange mit ihr gerungen; aber sie ist eben so unbezwingbar, als hoffnungslos. Das Leben ist mir verhaßt, und die unwürdige Rolle, die ich gespielt habe, unerträglich. Morgendes Tages verbirgt mich ein Kloster auf ewig vor den Augen der Welt. Ich überlasse dem rechtmäßigen Erben, was ihm gebührt, und Sie, Don Alonso, sagte sie mit sinkender Stimme, indem sie einen Ring von hohem Werth vom Finger zog, nehmen Sie dieses Andenken an eine Unglückliche an, die zu tief fühlt, daß sie Ihrer unwürdig ist, als daß sie den geringsten Anspruch an Gegenliebe zu machen fähig wäre.

Hier schwieg Galora, indeß in Don Alonso plötzlich eine Verwandlung vorging, die ihm selbst noch vor wenig Minuten unmöglich geschienen hätte. Wir sind wunderliche Geschöpfe, wir Männer, und ich zweifle sehr, ob einer von uns dafür stehen könnte, daß ihm in einer ähnlichen Lage nicht dasselbe begegnen könnte. Wie viele zugleich auf sein Gemüth und seine Sinnen eindringende Vorstellungen und Gefühle vereinigten sich, ihn gerade auf der schwächsten Seite des Mannes anzufallen! — Die überraschende Umgestaltung des Grafen Don Manuel in eine junge Dame, welche zwar an Schönheit und Anmuth mit Donna Rosa nicht zu vergleichen war, aber, was ihr von dieser Seite fehlte, durch eine seiner Eitelkeit unendlich schmeichelnde Leidenschaft ersetzte, eine Leidenschaft, an deren Wahrheit und Stärke die Größe des Opfers, so sie ihr zu bringen bereit war, keinen Augenblick zweifeln ließ — der wunderbare Zauber, womit

ein Weib, das wir für uns leiden sehen, sich plötzlich in unsern Augen verschönert — der Umstand des Orts und der Zeit, der (ich gesteh' es im Namen aller Männer) uns schon die bloße Nähe eines weiblichen Wesens gefährlich macht — zu Allem diesem noch das ihm so neue Gefühl, daß es in seiner Macht stehe, die stolze Galora durch das Opfer, womit er das ihrige erwiedern wollte, an Großherzigkeit noch zu übertreffen — alle diese Gedanken und Gefühle, die auf einmal mit Blitzes Geschwindigkeit in seiner Seele aufloderten, drangen ihm plötzlich eine rasche Entschließung ab, welche drei Minuten kühler Ueberlegung in der Geburt erstickt haben würden.

Hören Sie, sprach er, als sie zu reden aufgehört hatte, hören Sie nun auch mich, Donna Galora, und bewundern Sie mit mir, auf welchen sonderbaren Wegen das Schicksal unsre Vereinigung zu wirken gewußt hat. Auch ich bin nicht, was ich Ihnen scheine; der Name, unter welchem Sie mich kennen, ist ein angenommener; mein wahrer Name ist Antonio Moscoso — ich bin dieser im Testament Ihres Großoheims Ihrem Bruder substituirte Erbe —

Was hör' ich? Ist's möglich? rief Galora, vor Bestürzung zusammenfahrend und aller ihrer Stärke benöthigt, um sich in ihrem Lehnstuhl aufrecht und bei Besonnenheit zu erhalten.

Daß ich, fuhr er fort, Antonio Moscoso bin, soll Ihnen und Allen, denen daran liegt, sehr leicht bis zur völligsten Ueberzeugung gewiß gemacht werden. Und daß ich es bin, ist mir in diesem Augenblick nur darum lieb, weil es mich in den Stand setzt, Sie durch einen rechtsgültigen Titel im

Besitz der Güter Ihres Oheims zu bestätigen. Wie könnt' ich unempfindlich gegen eine so großmüthige Liebe seyn? Nein, Donna Galora, rief er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte — ich liebe Sie, ich widme Ihnen mein Leben, und es ist in Ihrer Gewalt, mich in diesem Augenblick zum glücklichsten aller —

Halten Sie ein, fiel ihm Donna Galora in die Rede; ich bin durch der Meinigen und meine eigne Schuld unglücklich; aber verächtlich — in meinen eignen Augen, und unfehlbar auch in den Ihrigen, sollen Sie mich nicht sehen! — Ich lasse mir selbst Gerechtigkeit widerfahren, Don Antonio. Sie können mich nicht lieben; ich weiß zu gut, daß ich nicht gemacht bin, mit Donna Rosa um ihr Herz zu kämpfen; ich weiß, daß ich nicht liebenswürdig bin. Die Gewohnheit, von früher Jugend an mein Geschlecht zu verleugnen, hat mir jede seiner Reizungen geraubt. Die Gewalt, die meine Natur dadurch erlitten hat, ist nie wieder gut zu machen. Die unglückliche Fertigkeit, den Mann zu spielen, würde mich nie verlassen. Ich bin für alle zarte weibliche Verhältnisse und Gefühle unwiederbringlich verloren. Ich würde Sie unglücklich machen, Don Antonio, und mich selbst dafür verabscheuen, daß es nicht in meinem Vermögen stände, anders zu werden. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal!

Nein, edelmüthige Galora, erwiederte Don Antonio, der indessen wieder zur Besinnung gekommen war und, durch stille Vergleichung der unweiblichen Galora mit der zauberischen Rosa mächtig abgekühlt, es jener in seinem Herzen Dank wußte, daß sie ihn ausschlug — Nein, Donna Galora, Sie

sollen wenigstens eine Erbschaft mit mir theilen, woran die Natur und die Gesetze Ihnen ein näheres Recht gegeben haben, als mir — Sie sollen — meine Schwester seyn, wollte er hinzusetzen, aber die ungestüme Galora ließ ihn nicht zum Worte kommen. Nichts von Ihrer Großmuth, rief sie mit einer Heftigkeit, die zu allem Ueberfluß noch einen Strom kalten Wassers auf Antonio's schon verloderte Flamme goß; da ich die Ihrige nicht seyn kann, will ich auch von Ihrem Vermögen nichts. Die Summe, die das Testament mir versichert, ist für meine Bedürfnisse mehr als hinreichend. Leben Sie wohl, Don Alonso — oder Antonio! Wenn wir uns je wieder sehen, so wird es im Sprachzimmer der Karmeliterinnen zu San Jago de Compostella seyn.

Hiemit stand sie auf, kehrte, ohne noch einen Blick auf Don Antonio zu werfen, in ihr Zimmer zurück, rief der erstaunten Duenna, sagte ihr, was sie gethan hatte, befahl ihr, mit dem frühesten Morgen einen Reisewagen bereit zu halten, und fuhr mit ihr und ihrer Tochter nach dem selbst erwählten Ort ihrer künftigen Bestimmung ab — mit Hinterlassung eines Blatts für Donna Rosa, worin sie ihr und den sämmtlichen Bewohnern von Altariva in wenig Worten so viel Licht über diese seltsame Katastrophe gab, als für den ersten Augenblick nöthig war.

Nachdem in der Folge Alles seine rechtsbeständige Aufklärung erhalten hatte, nahm Don Antonio Besitz von der Erbschaft; und da weder die Augen, noch das Herz, noch die Eitelkeit der schönen Rosa die geringste Einwendung gegen seine Liebe zu machen hatten, so endigte sich diese Novelle

ohne Zweifel, wie sich alle Komödien und beinahe alle Novellen endigen; die wenigen abgerechnet, die ein tragisches Ende nehmen — was, wie Sie sehen, auch hier gar leicht der Fall hätte seyn können, wenn ich hartherzig genug gewesen wäre, Sie insgesammt, zur Belohnung Ihrer Geduld, mit der Anwartschaft auf gräßliche Träume zu Bette zu schicken.

Ich für meinen Theil erkenne mich Ihnen sehr dafür verpflichtet, daß Sie es nicht gethan haben, sagte Amande. Ich gestehe, daß ich lieber gar nichts hören und lesen mag, als solche peinvolle, herzzerreißende und schlafstörende Martergeschichten, wie z. B. die tragischen Novellen von Herrn d'Arnaud de Baculard und seines gleichen, wie beredt, empfindsam und herzbrechend sie auch immer geschrieben seyn mögen. Ich liebe einen ruhigen Schlaf und leichte Träume, und wenn ein Dichter mir ja Thränen ablocken will, so sollen es süße, nicht blutige Thränen seyn.

Ich halte es mit Ihnen, liebe Amande, sagte Nadine; auch sehe ich nicht, wie Herr M. seiner Novelle, ohne ihr Gewalt anzuthun, einen tragischen Ausgang hätte geben können.

Fordern Sie mich nicht heraus, gnädiges Fräulein, sagte Herr M., oder ich spiele Ihnen irgend eine Intrigue hinein, wodurch ich Donna Rosa nöthige, dem schönen Alonso einen geheimen nächtlichen Besuch zu machen, — etwa um ihm zu entdecken, daß ein Anschlag geschmiedet ist, sie morgen früh mit Gewalt ins Kloster abzuführen, welchen Falls es denn ganz natürlich ist, daß sie (in der Voraussetzung, daß das Glück ihres Lebens ihm nicht ganz gleichgültig sey) ihn, der zu Altariva Alles vermag, um seinen Schutz anruft. So

wie die Sachen zwischen Alonso und Rosa stehen, kann er dann weniger nicht thun, als ihr zu Füßen zu fallen und ihr eine so feurige Liebeserklärung zu thun, als von einem verliebten Spanier, der seine Flamme schon so lange in seinem Busen verschlossen herumgetragen hatte, zu erwarten ist. Zum Unglück stürmt in diesem Augenblick Donna Galora, mit der Kerze in der einen und einem scharfgeschliffenen Dolch in der andern Hand herein, in der Absicht, ihren Unempfindlichen zur Liebe zu bewegen oder sich vor seinen Augen zu ermorden. Don Alonso zu Rosens Füßen treibt sie zur Raserei; sie springt mit funkelnden Augen auf das arme Mädchen zu und stößt ihr den Dolch in die Brust. Alonso, außer sich vor Entsetzen, Wuth und Verzweiflung, will ihr den Dolch aus der Hand reißen; sie ringen mit einander; Alonso wird tödtlich verwundet und stürzt, sein Leben in Strömen siedenden Blutes ausflutend, über Rosens Leichnam her. Galora kniet neben ihm nieder, hält eine Rede in terze rime oder in Assonanzen auf U, wobei ihr selbst die Haare zu Berge stehen, ersticht sich und vollendet, indem sie auf Don Alonso hinsinkt, eine der schönsten tragischen Gruppen, die man je mit Augen gesehen hat. Alles das, mit recht grellen Farben und derben Pinselstrichen gehörig ausgemalt und, wie es heut zu Tag die Mode ist, auf die höchste Spitze des Schrecklichen und Unsinnigen getrieben, — meinen Sie nicht, daß meine Novelle neben den allergräßlichsten sich mit Ehren sehen lassen dürfte?

Die Damen hielten sich lachend Augen und Ohren zu, um von dem grausamen Spectakel nichts zu sehen noch zu hören.

Aber der junge von P. wollte Herrn M. so leicht nicht durchwischen lassen. Scherz bei Seite, sagte er, ich denke nicht, daß es so ganz allein auf die Willkür eines Novellenmachers ankomme, ob er der Geschichte einen glücklichen oder unglücklichen, erwünschten oder jammervollen Ausgang geben will. Die Anlage zum einen oder andern muß doch wohl bereits im Stück selbst liegen, und, mit Horaz zu reden, der Weinkrug, den der Töpfer drehen wollte, muß, wenn das Rad ausgelaufen ist, keinem Milchtopf ähnlich sehen. Es könnte also allerdings noch die Frage seyn, ob es nicht desto besser gewesen wäre, wenn die Novelle des Herrn M. ein tragisches Ende genommen hätte?

Wie so? fragte Nadine.

Ich, zum Exempel, versetzte Herr von P., finde nicht, daß Galora ihrem stolzen, selbstsüchtigen und heftigen Charakter sehr gemäß handelt, wenn sie die theuer erkauften Früchte so mancher zwangvoller Jahre und einer so mühsamen Verleugnung dessen, wozu die Natur sie gemacht hatte, auf einmal aufgibt und wie ein liebesieches Mädchen in ein Kloster geht, um den Mann, den sie liebt, ohne Kampf einer Nebenbuhlerin zu überlassen, die in ihrer Gewalt ist, und die sie sich alle Augenblicke vom Halse schaffen kann. Ein so zahmes mattherziges Benehmen ist nicht in der Sinnesart eines solchen Mannweibes, wie uns Galora beschrieben wurde. Sie mußte sich nicht (wie man uns sagte) daran begnügen, den dreifachen Mord in Gedanken zu begehen; sie mußte es wirklich aufs Aeußerste ankommen lassen. Auch wollte ich wetten, wenn wir die Wahrheit sagen wollten, wir würden

Alle gestehen müssen, daß wir auf einen tragischen Ausgang gefaßt waren und uns, durch die unvermuthete Entmannung der armen Galora und die glücklichen Aussichten der schönen Biscayerin am Ende des Stücks, in unsrer Erwartung sehr getäuscht fanden.

Wollen Sie mir erlauben, Herr M., sagte Rosalinde mit einem schalkhaften Blick auf Herrn von P., daß ich Ihre Rechtfertigung gegen diesen schwer zu vergnügenden Kunstrichter auf mich nehme, der sich beklagt, daß die Braut zu schön ist und, statt Ihnen für eine friedliche und schiedliche Entwicklung Dank zu wissen, lieber sähe, wenn sich der Handel mit Mord und Todtschlag endigte?

Sie sind sehr gütig, schöne Rosalinde, antwortete Herr M. Ich habe eine so große Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, daß ich kein Bedenken trage, meine Sache sogar gegen Herrn von P. in Ihre Hände zu stellen.

Woher wissen Sie also, mein Herr von P. (sagte Rosalinde, indem sie sich mit einer drolligen Sachwaltersmiene an den letztern wandte), daß Galora ein so grimmiges, blutdürstiges, cannibalisches Geschöpf ist, als Sie aus ihr machen wollen? Ich gestehe, sie ist stolz, eigenwillig, rasch und zu heftigen Ausbrüchen geneigt; aber sagte man uns nicht auch gleich anfangs, daß sie, wenn ihr Stolz aufgefordert wurde, edel und großherzig zu handeln fähig gewesen sey? Und gerade eine solche sehr starke Aufforderung war es, was sie zu dem außerordentlichen Schritte, den sie thut, nöthigte. Ihre Liebe zu Alonso war hoffnungslos; darüber sich selbst zu täuschen, war unmöglich. Durch ein gewaltthätiges Verfahren gegen die

reizende und geliebte Donna Rosa würde sie nichts gewonnen, aber wohl den Kaltsinn Alonso's gegen sich in Wuth und Rachgier verwandelt haben. Im Grunde war die Rolle, so sie bisher gespielt hatte, unnatürlich, und es war immer zu erwarten, daß der Augenblick endlich kommen müsse, wo die gewaltsam ausbrechende Natur sich mit ihrer ganzen Stärke gegen einen nicht länger erträglichen Zwang empören würde. Was konnte diesen Augenblick schicklicher herbeiführen, als eine hoffnungslose Leidenschaft? Ich, meines Orts, finde nichts natürlicher, als daß, sowie Galora sich selbst in weiblicher Kleidung im Spiegel erblickt, auch auf einmal das Gefühl — und mit diesem der Stolz ihres Geschlechts in ihr auflodert; ein Stolz, der es verschmäht, mit Gefahr abgewiesen zu werden, um Gegenliebe zu betteln; und der Schritt, den sie gegen Alonso thut, und wie sie ihn thut, und der wohl motivirte Trotz, womit sie seinen verdächtigen Liebesantrag abweist, und die Entschlossenheit, womit sie sich in den einzigen Ausweg wirft, den ihre Lage ihr übrig läßt, — das ist es gerade, was mich mit ihr aussöhnt und dieser Novelle die Einheit und Ganzheit in meinen Augen gibt, die (wie ich immer sagen hörte und noch lieber meinem eignen Gefühl glauben mag) die wesentlichste Vollkommenheit eines echten Kunstwerks ist.

Sie haben sich wohl gehalten, Rosalinde, sagte Herr von P., und unser Freund M. hat alle Ursache, mit seiner Sachwalterin zufrieden zu seyn. Nicht als ob ich nicht noch einige Pfeile zu verschießen hätte, wenn es nicht Zeit wäre, zu thun, wie die Andern, und uns die Ruhe, die uns

Herr M. so menschenfreundlich gegönnt hat, zu Nutze zu machen.

Auf alle Fälle, sagte Nadine, wird sich Herr M. an dem Danke der Damen und an der Billigung seines eigenen Herzens genügen lassen können. Das Verdienst, drei Menschenleben, die das Glück des Kiels (mit Tristram Shandy zu reden) in seine Hände gegeben, gerettet zu haben, ist — wenn es auch von den Kunstrichtern nicht mit dem Dichterkranz gekrönt werden sollte — wenigstens eine Bürgerkrone werth — Und die soll ihm, riefen Rosalinde und Amande, von uns Allen morgen früh aus den frischesten Castanienblättern geflochten werden!

Nadine von Thalheim war jetzt die Einzige, die der Gesellschaft zu Rosenhain ihren Beitrag zu den zeitherigen Abendunterhaltungen noch schuldig war. Diese junge Dame gehörte nicht zur Familie, sondern war vor einigen Tagen mit ihrer Freundin, Frau von D*** (die seit kurzem mit einem Verwandten der Frau von P. vermählt war), bloß als Begleiterin nach Rosenhain gekommen, wo sie, weniger aus Gefälligkeit gegen ihre Freundin, als ihrer eigenen Liebenswürdigkeit wegen, so gut aufgenommen wurde, daß sie schon am zweiten Tag unter lauter alten Bekannten und Freunden zu leben glaubte. Mehr von ihr zu sagen, würde hier überflüssig seyn, da wir in der Folge Gelegenheit bekommen werden, näher mit ihr bekannt zu werden.

Ich sehe mich, sagte sie, als ihre Stunde gekommen war, ungefähr in eben derselben Lage, wie Herr M. Zwar muß ich gestehen, daß ich beinahe eben so belesen in den Mährchen bin, wie die schöne Rosalie von Eschenbach, mit deren Entzauberung uns Fräulein Amande vorgestern so angenehm unterhielt; aber ich habe ein so wunderliches Gedächtniß, daß Alles, was ich von dieser Art lese oder höre, in kurzer Zeit wieder rein vergessen ist; so daß ich von etlichen hundert Mährchen, die ich seit meinem neunten Jahre gelesen haben mag, schwerlich drei wieder erzählen könnte, es wäre denn

in der Manier des Sultans in den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton. Herr M. hat sich mit einer spanischen Novelle aus der Sache gezogen; was bleibt mir also, um etwas Neues auf die Bahn zu bringen, als eine Anekdote? Glücklicher Weise liegt mir eine noch ganz frisch im Gedächtnisse, die sich mit zweien meiner vertrautesten Freundinnen zugetragen hat, und die, wofern sie durch meine Erzählung nicht zu sehr verliert, sonderbar genug ist, um die Stelle eines Feenmährchens auszufüllen. Von der schönen Moral, die sich daraus abziehen läßt, will ich aus zwei Ursachen nichts sagen: erstens, weil sie nirgends weniger als in der Gesellschaft, deren Mitglied ich jetzt zu seyn die Ehre habe, anwendbar ist; und zweitens, weil ich die moralischen Erzählungen von Profession (wenn ich so sagen darf) eben so wenig liebe, als die Komödien, worin es auf die Erbauung der Zuschauer abgesehen ist. Die einen und die andern können sehr moralisch, sehr erbaulich und doch sehr langweilig seyn; sind sie hingegen, was ihr eigentlicher Zweck erfordert, unterhaltend und belustigend, so müßt' es nicht natürlich zugehen, wenn die guten Lehren und Sittensprüche nicht zu Duzenden daraus hervorsprängen. — Doch verzeihen Sie diese Abschweifung! Ich komme zur Sache.

Freundschaft und Liebe auf der Probe.

Zwei junge Personen aus einer schon seit langer Zeit unter französischer Botmäßigkeit stehenden deutschen Provinz waren beinahe von ihrer Kindheit an in einer gegenseitigen Zuneigung aufgewachsen, die sich in reifern Jahren zu einer so vollkommenen Freundschaft ausbildete, daß sie an dem Ort ihres Aufenthalts unter dem Namen der Freundinnen bekannter als unter ihrem Geschlechtsnamen waren. Ich selbst lernte sie zuerst bei den englischen Damen in ** kennen, wo ihre Pensionszeit beinahe abgelaufen war, als die meinige anging; denn beide sind einige Jahre älter, als ich. So jung ich damals noch war, so hatte ich doch das Glück, ihnen zu gefallen, und, da unsere Eltern in eben derselben Stadt wohnten, versprachen wir uns, die angefangene Bekanntschaft in der Folge zu erneuern und zu unterhalten. Nach meiner Zurückkunft aus der Pension fand ich beide bereits verheirathet. Ich hatte meine Mutter früh verloren; und da mein Vater mir viele Freiheit ließ, so suchte ich jede Gelegenheit auf, wo ich die Freundinnen sehen konnte; und so entspann sich nach und nach ein so vertrautes Verhältniß

zwischen uns, daß ich gewissermaßen die dritte Person in ihrem Bunde ward. Diese enge Verbindung verschaffte mir die Gelegenheit, mich von den Umständen der Anekdote, die ich Ihnen mitzutheilen kein Bedenken trage, genauer als Andere zu unterrichten. Bevor ich aber zur Geschichte meiner Freundinnen fortgehe, werde ich Ihnen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, eine Idee von ihrem Charakter geben müssen.

Selinde (wie ich die jüngere von ihnen nennen will) vereinigt mit der zierlichsten Nymphengestalt einen Kopf, der das schönste Modell zu einer Hebe oder Psyche abgeben könnte. Ihre Gemüthsart ist offen, aufrichtig, edel und gut; ohne die Tugend wie einen Schild auszuhängen, trägt sie den Keim aller Tugenden in sich, welche die Grundlage eines achtungswürdigen Charakters ausmachen; aber eine übermäßige Lebhaftigkeit und ein großes Theil Leichtsinn werfen oft einen falschen Schein auf sie, den sie im Bewußtseyn ihrer Unbefangenheit und Unschuld zu wenig achtet. Die Begierde zu gefallen und ein nicht minder starker Hang zur Freude und zu allen Vergnügungen, die man unschuldig zu nennen gewohnt ist und sich daher auch wohl einiges Uebermaß darin zu erlauben pflegt, scheinen ihre einzigen Leidenschaften zu seyn, wenn man anders Neigungen, die ihr so natürlich als das Athemholen sind und selten der innern Ruhe ihres Gemüths Abbruch thun, den Namen Leidenschaften geben kann.

Eine sehr lebendige Einbildungskraft und eine angeborne unerschöpfliche Ader von Witz, der ihr öfters auch Achtung oder Schonung fordernde Gegenstände in einem lächerlichen

Lichte zeigt, sind die hervorstechenden Eigenschaften ihres Geistes. Zwar ist auch ihr Verstand nicht ungebildet; aber, außerdem, daß sie nie Geduld genug gehabt hat, sich lange mit ernsthaften Dingen abzugeben, würde sie sich selbst lächerlich vorkommen, wenn man in ihrer Art zu reden und zu seyn etwas bemerkte, das wie Weisheit aussähe. Sie hat sich in ihr leichtes Köpfchen gesetzt, daß es eine Menge liebenswürdiger kleiner Thorheiten gebe, die einem schönen Weibe besser anstehen, als die Miene eines weiblichen Sokrates, womit sie in ihren leichtfertigen Augenblicken ihre Freundin aufzuziehen pflegt. Selinde ist auch nicht ohne Talente; aber, da die Begierde, durch sie zu gefallen, nicht stärker bei ihr ist, als der Hang zu allen Arten angenehmer Zerstreuungen, und da es ihr (zumal weil der Putztisch einen großen Theil ihres Vormittags wegnimmt) immer an Zeit gefehlt hat: so muß ich gestehen, daß sie in den schönen Künsten, die man heut zu Tage zur Erziehung junger Personen von Stand und Vermögen rechnet, sehr zurückgeblieben ist.

Clarisse (so mag die zweite der beiden Freundinnen heißen) kann, wenigstens neben Selinden, für keine Schönheit gelten; indessen ist ihre Gesichtsbildung geistreich und angenehm, ihr Körper, wiewohl nach einem etwas größern Maßstab, in einem so vollkommenen Ebenmaß gebaut, und ihre Gesundheit so rein und blühend, daß man nicht zweifeln kann, sie würde, in Ansehung mancher äußerlichen Reize ihrer Freundin den Vorzug streitig machen können, wenn sie es nicht vielmehr mit Fleiß darauf anlegte, von dieser Seite, zumal neben Selinden, so wenig als möglich bemerkt

zu werden. Das, wodurch sie, wie durch einen verborgenen, ihr selbst unbewußten Zauber, sanft anzieht und dauerhaft fesselt, ist daher mehr etwas Geistiges als in die Sinne Fallendes; und wer beide Freundinnen beisammen sieht, wird auf den ersten Anblick Selindens Liebhaber und Clarissens Freund. Man kann schwerlich mehr Rechte an Hochachtung und Liebe haben und weniger Ansprüche darauf machen, als Clarisse. Die Ausbildung ihres Geistes, wiewohl die Frucht ihres Fleißes und ihrer immer wohl angewandten Zeit, scheint eine bloße Gabe der Natur zu seyn; und die vielen Kenntnisse, die sie besitzt, blicken, wo es unschicklich wäre, sich verleugnen zu wollen, so verschämt unter dem Schleier der Bescheidenheit hervor, daß weder die Unwissenheit der Weiber dadurch beschämt, noch der anmaßende Stolz der Männer beleidigt wird. Sie besitzt verschiedene Talente in einem nicht gemeinen Grade; sie zeichnet und malt vortrefflich und spielt Clavier und Harfe mit eben so viel Geschmack als Fertigkeit; sie macht sogar, wiewohl sie es kaum ihren Vertrautesten gesteht, sehr artige kleine Verse.

Es ist, wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß etwas höchst Seltenes, daß man es in irgend einer Kunst ohne Anstrengung und hartnäckigen Fleiß zu einiger Vollkommenheit bringe. Clarisse besitzt vielleicht von Natur nicht mehr Anlagen, als Selinde; aber ihr ruhiger, gesetzter und mehr in sich selbst gesammelter Sinn macht sie geschickter und geneigter, diese Anlagen anzubauen und zu üben. Sie liebt die zerstreuenden Ergötzungen weniger, als ihre Freundin; sie ging immer sparsamer mit ihrer Zeit um, theilte ihren Tag

besser ein, und die Morgenstunden, welche Selinden theils mit flüchtigem Herumblättern in Taschenbüchern, Tageblättern und neuen Brochuren, theils und vornehmlich am Putztisch durch die Finger schlüpften, wurden von Clarissen immer nützlich und zu bestimmten Zwecken angewandt. Selinde las, um die lange Weile zu verjagen oder sich mit angenehmen Bildern und Phantasien zu ergötzen; Clarisse las immer mit Nutzen, denn sie fragte sich immer selbst: Ist dieß auch wahr? fühlst oder denkst du wirklich, was der Autor will daß du denken und fühlen sollst? und wo nicht, liegt die Schuld an dir oder an ihm? Auf diese Weise lernte sie vergleichen, unterscheiden, überschauen und zusammenfassen, entdeckte den Maßstab des Wahren und Schönen in sich selbst und gewöhnte sich an eine richtige Schätzung der Dinge. Alles dieß gab ihr Klarheit des Sinnes, Schärfe und Richtigkeit des Blicks und Freiheit von Launen, Grillen, übereilten Urtheilen und leichtsinnigen Zu- und Abneigungen. Alles in ihr ist ruhig, gemäßigt und in Harmonie mit sich selbst. Ohne Leidenschaften, ohne Schwärmerei, eine geborne Feindin alles Uebertriebenen, aller Unnatur, Selbsttäuschung und Unredlichkeit gegen Andere und sich selbst, genießt sie einer unzerstörbaren innern Ruhe, und reine Liebe des Schönen und Guten ist in allen ihren Umständen und Lagen die Seele ihrer Gedanken, Neigungen und Handlungen. Natürlicher Weise ist sie mit einer solchen Gemüthsverfassung immer zur Theilnehmung an Andern, zu jeder Nachsicht gegen fremde Fehler und Schwachheiten gestimmt und überhaupt in allen Vorfallenheiten des Lebens aufgelegt, das

Schicklichste zu erwählen und zu thun. Ihr Ernst hat nichts Düstres, ihr gesetztes Wesen nichts Schwerfälliges und Drückendes; Heiterkeit und Frohsinn ist immer über ihr liebliches Gesicht, wie Sonnenschein über ein anmuthiges Thal, ausgebreitet, und allgemeines Wohlwollen scheint das Element zu seyn, worin sie athmet. Dieß ist meine Freundin Clarisse, und wenn anders Aristipps Briefe mir einen richtigen Begriff von dem, was Sokrates war, gegeben haben, so müßt' ich mich sehr irren, wenn der Name eines weiblichen Sokrates, womit sie von Selinden im Scherz geneckt wird, ihr nicht in vollem Ernst zukommen sollte.

Verzeihen Sie, wenn ich mich unvermerkt zu lange bei der Schilderung eines so liebenswürdigen Weibes verweilt haben sollte. Ich bin keine sonderliche Portraitmalerin; eine geschicktere Hand würde vielleicht mit viel weniger Strichen dem Bilde mehr Bestimmtheit und Leben gegeben haben. Aber ich habe die meinige dem Antrieb meines Herzens überlassen; und daß ich sie endlich zurückziehe, geschieht nicht, weil ich mit meinem Gemälde zufrieden bin, sondern weil ich fühle, daß man aufzuhören wissen muß.

Es könnte beim ersten Anblick wunderbar scheinen, wie zwischen zwei so ungleichen Personen, als Clarisse und Selinde, eine so vertraute Freundschaft habe entstehen oder wenigstens von Dauer seyn können. Aber, sobald man mit beiden genauer bekannt ist, scheint mir nichts begreiflicher. Selindens Schönheit, Leichtsinn und Gutherzigkeit auf der einen Seite und Clarissens gänzliche Anspruchlosigkeit auf der andern entfernen schon den bloßen Schatten der Eifersucht

von ihnen. Jene ließ sich nie einfallen, daß ihr diese irgend einen von ihren Vorzügen streitig machen könnte; dafür aber gestand sie ihr auch die ihrigen immer willig zu und ist noch jetzt stolz darauf, für die vertrauteste Freundin einer Frau von so vielen Verdiensten bekannt zu seyn. In der That kann Clarissens Liebe zu Selinden (das Einzige an ihr, was einer Leidenschaft ähnlich sieht) für diese nicht anders als schmeichelhaft seyn; man könnte sagen, sie läßt sich von Clarissen lieben, ungefähr wie der schöne Alcibiades sich vom Sokrates lieben ließ, und Clarisse rechnet nicht genauer mit ihr ab, als dieser mit dem Sohne des Klinias, ob sie eben so viel von ihr wiedergeliebt werde. Denn die schöne Selinde ist, die Wahrheit zu sagen (vielleicht ohne sich's bewußt zu seyn), zu sehr in sich selbst verliebt, um in eben dem Grade, wie sie geliebt wird, wiederlieben zu können. Aber eines ihrer größten und gefühltesten Bedürfnisse ist, immer eine Vertraute und Rathgeberin in ihren Verlegenheiten zu haben, welcher sie sich ganz aufschließen darf; und wo hätte sie eine Person finden können, die sich dazu besser schickte, als Clarisse? Die Gefälligkeit, die Nachsicht, die anscheinende Parteilichkeit der letztern gegen die erstere geht so weit über die Gränzen der gewöhnlichen Freundschaften unter Personen unsers Geschlechts: daß Selinde, überzeugt von Clarissens gänzlicher Anhänglichkeit an sie, auch sogar unangenehme Wahrheiten und (was sie sonst von Niemand verträgt) Widerspruch und Tadel von ihr vertragen konnte. Die Fälle, wo sie ein wenig an einander anstießen, waren also immer äußerst selten; und wenn ja so etwas sich ereignete,

so wußte Clarissens Sanftheit und guter Verstand Alles gar bald wieder ins Gleiche zu bringen.

Sowie die beiden Freundinnen aus dem Kloster zurückgekommen waren, ließen die Eltern sich angelegen seyn, ihren geliebten Töchtern die Mühe, sich Männer nach ihren Augen oder nach ihrem Herzen selbst auszusuchen, zu ersparen, und glaubten alles Mögliche für sie gethan zu haben, indem sie unter den verschiedenen Mitbewerbern, die sich hervorthaten, diejenigen auswählten, die in Ansehung des Vermögens, des Alters, der Figur und andrer Füglichkeiten dieser Art für die beste Partie gelten konnten. Durch eine sonderbare Laune des Zufalls fiel die Wahl auf zwei junge Männer, die von ihrer frühesten Jugend an durch einen nicht weniger engen Freundschaftsbund vereinigt waren, als Selinde und Clarisse. Ueberall, wo man sie kannte, wurden Raymund und Mondor (wie ich sie statt ihres wahren Namens nennen will), wenn von Freundschaft die Rede war, als ein Beispiel angeführt, daß es selbst in unsern ausgearteten Zeiten noch Freunde gebe, die man einem Pylades und Orestes, Phintias und Damon und andern von den Alten so hoch gepriesnen Freundschaftshelden entgegen stellen könne.

Um das gehörige Licht über die Geschichte dieses Doppelpaars zu verbreiten, seh' ich mich genöthigt, meine wenige Fertigkeit in der Portraitmalerei abermals an den Tag zu legen.

Mondor, dem die reizende Selinde zu Theil wurde, verband mit einer vortheilhaften Außenseite, einem sehr ansehnlichen Vermögen und einem ziemlich jungen Adelsbr ief

beinahe Alles, was man überhaupt zum Charakter eines achtungswerthen Mannes fordert, Erziehung, Talente, Sitten und, was heut zu Tage unter seinesgleichen seltner als jemals seyn soll, einen unbescholtenen Ruf. Mit allen diesen guten Eigenschaften könnte sich's dennoch fügen, daß ein Mann kein schicklicher Ehegehülfe für eine Dame, wie Selinde, wäre; und dieß schien, nachdem sie einige Zeit an Hymens sanftem Joche zusammen gezogen hatten, wirklich der Fall zu seyn. Mondor war von einer ernsthaften, mit etwas schwarzer Galle tingirten Sinnesart, von warmem Kopf und noch wärmerm Blut; äußerst reizbar, heftig und anhaltend in seinen Leidenschaften und schwer von einer Idee, die er sich in seinen Kopf gesetzt hatte, abzubringen. Seine Phantasie, eine Fee, die eine ziemlich tyrannische Gewalt über ihn ausübte, pflegte ihm Alles in der Welt entweder in das zarteste Rosenroth oder in pechschwarzes Dunkel zu malen. Der Gegenstand seiner Liebe konnte nichts Geringers als ein Engel seyn; aber wehe dem Engel, wenn Mondor irgend einen dunkeln Flecken an ihm entdeckte! er mußte sich dann glücklich schätzen, wenn er in seiner Meinung und Zuneigung nicht tiefer als bis zur gemeinen Alltagsmenschheit herabsank. In allen Ideen, Gefühlen und Forderungen dieses jungen Mannes war immer etwas Uebermäßiges und Gränzenloses. Eine natürliche Folge hievon war, daß er mehr in seiner eignen Ideenwelt lebte, als in der wirklichen, und daß ihm in der letztern beinahe nichts recht oder gut genug war. Daher war er auch kein Freund von öffentlichen Lustbarkeiten; die gewöhnlichen Gesellschaften

machten ihm tödtliche lange Weile, und weil er wenig Geschäfte hatte, so brachte er meistens den größten Theil des Tages in seinem Büchersaale zu, der mit den besten Werken in allen Fächern und Sprachen reichlich versehen war.

Von diesem Allem beinahe ist sein Freund Raymund das Gegentheil; eine leichte, fröhliche, sorglose, jovialische Seele; der entschiedenste Liebhaber aller gesellschaftlichen Freuden und Zeitkürzungen; etwas zu rasch und unbeständig in seinen Neigungen und Phantasien und zu sinnlich in seinen Vergnügungen; aber im Grunde ein gutartiger, biederherziger Mensch und, insofern nur keine Aufopferung seiner Lieblingsneigungen von ihm gefordert wird, sehr edler Handlungen fähig und geneigt, zu allem Guten mitzuwirken; kurz, einer von den glücklichen Sterblichen, die Alles anlacht, die sich überall gefallen und mit allen Menschen leben können. Er war der Sohn und Enkel eines Malers und in seiner Jugend zur Kunst seiner Väter angeführt worden. Eine reiche Erbschaft, die ihm unverhofft zufiel, befreite ihn von der Nothwendigkeit, sein Talent geltend zu machen; doch blieb die Liebe zur Kunst eine seiner herrschenden Neigungen. Er besitzt eine auserlesene Bildersammlung, malt selbst zu seinem eigenen und seiner Freunde Vergnügen und läßt, wie man ehedem vom Apelles sagte, selten einen Tag ohne einen Pinselstrich vergehen.

Eine vertraute Freundschaft zwischen so ungleichartigen Menschen wie Raymund und Mondor mag vielleicht noch unbegreiflicher scheinen, als zwischen Selinde und Clarisse; aber auch hier, wie überall, ging Alles ganz natürlich zu.

Die Knabenjahre, wo die Verschiedenheit der Sinnesarten noch nicht so stark ausgesprochen ist, legten den ersten Grund; ein wichtiger Dienst, welchen Raymund in der Folge mit Gefahr seines Lebens Mondorn leistete, zog das anfangs lose Band unauflöslich zusammen. Sie waren nun Freunde auf Leben und Tod. Raymund hatte so viel für Mondorn gethan, daß dieser nie zu viel für jenen thun konnte. Alle ihre Dissonanzen löseten sich immer in diesem reinen Accord auf; jeder machte sich's zur Pflicht, die Seite, von welcher er dem andern mißfällig werden konnte, möglichst zu verbergen. Auch die Liebe der Kunst, die beiden gemein war, trug nicht wenig bei, ihren Umgang immer unterhaltend zu machen. Ueberdieß hatte Mondor seine Stunden, wo ihm Raymunds genialischer Frohsinn wohl that: so wie dieser sich oft herzlich an den witzigen Uebertreibungen belustigte, woran jener, so oft ihn die Laune, sich über die menschlichen Thorheiten zu erbosen, anwandelte, unerschöpflich war. Selbst das Nützliche gesellte sich in ihrer Verbindung öfters zu dem Angenehmen: denn, so oft als einer von beiden in die Lage kam, wo ihm der Rath und Beistand eines Freundes unentbehrlich wurde, konnte er gewiß seyn, beides bei dem andern zu finden; der leichtsinnige Raymund in Mondors ernster Besonnenheit, der schwärmerische Mondor in Raymunds kaltblütiger Ansicht der Dinge.

Raymunds und Clarissens Eheverbindung hatte ein so vernunftmäßiges Ansehen, das ihnen Jedermann das dauerhafteste Glück weissagte. Das, was jener für seine Verlobte empfand, hatte Alles, was jeden Andern, als Clarissen

bereden konnte, es für Liebe zu halten; nur sie konnt' es nicht täuschen; denn sie war selbst frei und hatte Raymunds Charakter zu richtig gefaßt, um nicht zu sehen, daß er keiner enthusiastischen Liebe fähig sey. Dieß war es eben, was sie entschlossen machte, seine Bewerbung zu begünstigen. Hätte er sie geliebt, wie Mondor Selinden, schwerlich würde sie zu bewegen gewesen seyn, ihm ihre Hand zu geben. Denn, ihrer Denkart nach, soll die Ehe nicht ein Werk des blinden Liebesgottes, sondern der ruhigen Ueberlegung, des besonnenen Wohlgefallens an einander und des gegenseitigen Vertrauens seyn; wobei denn doch auf beiden Seiten noch immer mehr oder weniger gewagt werden muß. Sie hatte keine wesentliche Einwendung gegen Raymund; und da sie es (sagte sie lächelnd) doch einmal mit einem der ungeschlachten Geschöpfe wagen müsse, so kenne sie keinen Andern, zu dem sie mehr Zutrauen und Neigung fühle, als zu ihm.

Bei Raymunden war es nicht völlig dasselbe. Wirklich war zu der Achtung für Clarissens Charakter und zu dem Wohlgefallen an ihrer Person und ihren Talenten noch etwas hinzugekommen, das seiner Bewerbung um sie etwas Leidenschaftliches gab, wiewohl er es sorgfältig vor ihr zu verheimlichen suchte. Sein Kunstsinn spielte nämlich hier die Rolle, die sonst dem Liebesgott zukommt. Er hatte über die damals ungewöhnliche vestalenmäßige Art, wie Clarisse sich kleidete, ich weiß nicht welchen kleinen Argwohn geschöpft und durch Bestechung des Kammermädchens Mittel gefunden, sich seiner Zweifel auf eine vollständigere Art, als er hätte hoffen dürfen, zu entledigen. Welche Entdeckung für einen

Kunstfreund, der selbst Künstler ist! Von diesem Augenblick an schwor er sich, Clarisse müsse sein werden, und wenn sie an Jupiters goldner Kette zwischen Himmel und Erde schwebte.

Mit Mondors Leidenschaft für Selinden hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Im ersten Augenblick war hier Alles ausgemacht; denn auf den ersten Blick in ihr Engelsgesicht, in ihre himmlischen blauen Augen hatte ihm die reinste, schönste, liebenswürdigste aller weiblichen Seelen entgegen gelächelt. Welchen Himmel voll überirdischer Seligkeit versprachen ihm diese Augen! Konnt' er genug eilen, sich des Besitzes desselben zu versichern? Hätte Mondor (wie öfters der Fall ist) zwei oder drei Jahre am Spinnrocken der vollkommenen Liebe spinnen müssen, so würden sich ihm wahrscheinlich in so langer Zeit Gelegenheiten genug aufgedrungen haben, sich von der Menschlichkeit seiner Göttin zu überzeugen. Indessen ließ es sogar in der kurzen Zeit, die zwischen seiner Bewerbung und dem Hochzeittag verstrich, die unbefangene und mit ihrer Menschlichkeit sehr zufriedene Selinde nicht an solchen Gelegenheiten fehlen. Aber Selinde war Mondors erste Liebe, und die erste Liebe — wie ich einst von einem hochgelehrten Herrn, der sich auf ich weiß nicht welchen alten lateinischen Dichter berief, behaupten hörte — die erste Liebe wirft einen gar seltsamen Zauber auf die Augen des Liebhabers, gibt allen Mängeln und Gebrechen der Geliebten sanfte, mildernde und verschönernde Nam n und verwandelt sie in eben so viele herzschmelzende Reizungen und Vollkommenheiten. Mondor sah an Selinden nichts, als was seine Glut zu einer immer höhern Flamme

anfachte; und Selinde an ihrem Theil, sobald sie, dem Befehl ihrer Eltern gehorsam, die Seinige zu werden entschlossen war, begegnete ihm so gefällig und verbindlich, daß der ehrliche Schwärmer das Alles für den reinsten Einklang ihrer Seele mit der seinigen und für das Unterpfand einer Gegenliebe ansah, die ihm keinen andern Wunsch übrig ließ, als daß sie ewig dauern möchte.

Wirklich war auch seiner Wonne während der ersten Tage und Wochen keine andre Wonne gleich. Aber ewig konnt' er freilich nicht dauern, der süße Wahn. Der Besitz entkräftet unvermerkt den vorbesagten Zauber der ersten Liebe; seine Augen wurden aufgethan oder vielmehr in ihren natürlichen Stand hergestellt, und er fing an, allerlei an seiner Gemahlin wahrzunehmen, das seinen hochgespannten Erwartungen keineswegs zusagte. Er hatte gehofft, daß sie für ihn allein leben, mit ihm allein sich beschäftigen, allen zerstreuenden Ergötzlichkeiten, ja sogar ihren meisten gesellschaftlichen Verbindungen entsagen und ihr höchstes Glück in dem Bewußtseyn, daß sie das seinige mache, finden werde. Aber so hatte es die schöne Selinde nicht gemeint; das hatte sie ihm nie versprochen, und der Gedanke, durch ihre Heirath in ihren Neigungen und Vergnügungen eingeschränkt zu werden, war so fern von ihr gewesen, daß sie dadurch erst recht in die Freiheit, nach ihrem eignen Sinne zu leben, gesetzt zu werden gehofft hatte. Sie war sich nichts Böses bewußt; was sie verlangte, war die unschuldigste Sache von der Welt; sie wollte nichts als gefallen und sich vergnügen. Mondor hatte sich über keinen Mangel an Zärtlichkeit und Gefälligkeit

zu beklagen; sie liebte ihn, soviel sie lieben konnte, kurz, ihr Herz machte ihr keine Vorwürfe. Man denke also, wie sie erstaunte, als sie aus dem Munde des Mannes, der sie vor kurzem noch wie eine Gottheit angebetet, blindlings an sie geglaubt und sich mit Allem, was sie sagte und that, unendlich zufrieden gezeigt hatte — den ersten Widerspruch und, was noch schlimmer war, sehr bald auch die ersten Vorwürfe hören mußte. Nichts war in der That ihrem Erstaunen gleich — als das Erstaunen ihres Gemahls, in dieser sanften Engelsseele, die er in einen so reinen Einklang mit der seinigen gestimmt glaubte, einen Eigenwillen, eine Widersetzlichkeit, ja sogar einen kleinen Trotz zu finden, der ihrem schönen Gesichte zwar recht gut ließ, und den ein Liebhaber bezaubernd gefunden hätte, der sie aber, in den Augen eines Ehemanns wie Mondor, von der Höhe, auf welche er sie in seiner Einbildung erhoben hatte, plötzlich herabstürzte und mit den gemeinen Erdetöchtern in eine Linie stellte.

Die ehelichen Mißverständnisse, die aus dem wechselseitigen Irrthum, den jedes in Ansehung des andern gehegt hatte, entstanden, wurden anfangs, nach einigem Wortwechsel und Widerstand auf beiden Seiten, immer noch unter Amors und Hymens unsichtbarem Einfluß in Güte beigelegt. Eine zärtliche Liebkosung, im Nothfall eine kleine funkelnde Thräne in Selindens schönen sanftbittenden Augen, waren da noch hinlänglich, Mondors Herz zur Nachgiebigkeit zu schmelzen; und mehr als ein Mal machte sie sich noch ein Verdienst bei ihm daraus, wenn sie irgend einen Ausflug, eine Tanzgesellschaft oder etwas dieser Art, auf seine

Bitte, den Abend ihm zu schenken, der ehelichen Gefälligkeit aufopferte. Aber, sobald sie nach Verfluß einiger Zeit merkte, daß Mondor ihre zärtliche Nachgiebigkeit zum Nachtheil ihrer Rechte mißbrauchen wolle; sobald er einen herrischen Ton annahm und Machtsprüche that, weil seine Bitten immer seltner die verlangte Wirkung thaten: da erinnerte sich Selinde, daß sie — ein Weib sey und, wo nicht den allgemeinen Beifall ihres eignen Geschlechts, doch gewiß die Stimmen aller artigen jungen Männer und loyalen Ritter für sich habe. Von diesem Augenblick an war das zarte geistige Band, das Mondorn an sie gefesselt hatte, zerrissen; und wiewohl er sich zuweilen gestehen mußte, daß Alles, was er ihr zum Verbrechen machte, in hundert andrer Männer Augen ganz gleichgültige Dinge oder höchstens sehr verzeihliche jugendliche Eitelkeiten wären, so konnt' er doch nicht von sich erhalten, ihr die Beschämung vor sich selbst zu verzeihen, die er, bei dem Gedanken, sich so gröblich an ihr geirrt zu haben, auf seinen Wangen brennen fühlte. Ungleich waren indessen die Folgen des Risses, der durch die immer häufigern, bald unbedeutenden, bald sehr ernsthaften Zwistigkeiten zuletzt zwischen ihnen erfolgte. Denn der arme Mondor, dessen zärtliche Schwachheit für seine schöne Hälfte von Zeit zu Zeit mit allen Zufällen eines hitzigen Seelenfiebers wieder zurückkehrte, litt durch diese Trennung ihrer Gemüther wirklich stark an seiner Ruhe und befand sich oft sehr übel: Selinde hingegen, die den Mann, von welchem sie sich unverzeihlich beleidigt hielt, eigentlich nie geliebt hatte, fand sich durch die Freiheit, nach ihrer Phantasie zu leben, die er ihr gern

oder ungern lassen mußte, reichlich entschädigt und hatte, als Ueberschuß, noch das unschuldige Vergnügen, ihn, so oft er seinem Vorsatz, sich nicht weiter um ihr Thun und Lassen zu bekümmern, ungetreu wurde, durch ihre kaltblütige Höflichkeit und Artigkeit beinahe zum Wahnsinn zu treiben.

Daß Clarisse, die mit ihrem eignen Manne auf einem sehr hübschen Fuß lebte, das Benehmen ihrer Freundin gegen den ihrigen nicht gebilliget haben könne, brauche ich kaum zu sagen. Wirklich versuchte sie bei ihr und ihm Alles, was sich von ihrer Klugheit und dem warmen Antheil, so sie an ihnen nahm, erwarten läßt, um sie zu gegenseitiger Nachsicht und Gefälligkeit zu bewegen. Aber, da jeder Theil immer Recht haben wollte und alles Unrecht nur bei dem andern sah, so ließ sie endlich von ihnen ab und begnügte sich, durch ihren Einfluß über beide wenigstens so viel zu erhalten, daß es zu keinen Ausbrüchen kam, wodurch sie die Fabel der Stadt geworden wären.

Weil Mondor aus Veranlassung seiner ehlichen Drangsale öfters Gelegenheit bekam, die Gattin seines Freundes näher kennen zu lernen, faßte er unvermerkt eine Achtung für sie, die anfangs die unschuldigste Sache von der Welt schien, aber in der Folge seiner Ruhe sehr nachtheilig wurde. Jedesmal, daß er sie sah, verwunderte er sich mehr, wie er so blind habe seyn können, Clarissens auffallende Vorzüge vor Selinden nicht schon längst wahrzunehmen. Welch ein Weib ist diese Clarisse! sagte er oft zu sich selbst: frei von allen Schwächen und Unarten ihres Geschlechts, vereinigt sie mit Allem, was an einem Weibe liebenswürdig ist, Alles,

was einen Mann hochachtenswürdig macht. Und nun rechnete er sich ihre sämmtlichen Vorzüge, Talente, Tugenden und Annehmlichkeiten, Stück vor Stück, vor, verglich sie mit Allem, was an Selinden tadelhaft oder ihm wenigstens mißfällig war, und endigte immer mit einem tiefen Seufzer über das Glück des leichtsinnigen Raymund, der den Werth des Schatzes, den er besaß, nicht einmal zu fühlen schien und mit jedem andern hübschen und gutartigen Weibe eben so glücklich hätte leben können.

Indessen ging doch eine geraume Zeit hin, bevor Mondor sich selbst bei Gedanken und Wünschen überraschte, die mit dem, was er seinem Weibe und seinem Freunde schuldig war, nicht ganz verträglich schienen. Er suchte anfangs bei Clarissen bloß, was er immer bei ihr fand, Aufheiterung, Zerstreuung seines Unmuths, Unterhaltung des Geistes und zwangfreien Gedankentausch. Er ging immer ruhiger von ihr weg, als er gekommen war, und Selinde konnte es jedesmal an seiner guten Laune merken, wenn er ein Paar Abendstunden bei ihrer Freundin zugebracht hatte. In der Folge — als er sich nicht länger verbergen konnte, daß seine Verehrung für Clarissen immer wärmer, wie seine Besuche immer häufiger wurden — täuschte er sich noch eine Zeit lang mit dem schönen Hirngespinnst der platonischen Seelenliebe; einem Selbstbetrug, der ihm um so leichter wurde, da selbst der scharfäugigste und tadelsüchtigste Belauscher an Clarissens Benehmen gegen ihn nicht das Geringste wahrgenommen hätte, was die Phantasie hätte aufregen oder als eine stille Aufmunterung geheimer Wünsche ausgedeutet werden können.

Aber eben diese Unbefangenheit, diese gänzliche Entferntheit von allen den kleinen spinnenartigen Künsten der weiblichen Coquetterie — wovon selbst diejenigen unter uns, die sich keiner bestimmten Absicht dabei bewußt sind, nach dem Vorgeben der Männer nicht ganz frei seyn sollen — mußte bei einem Manne, wie Mondor, gerade das Gegentheil von dem, was Clarisse vielleicht verhüten wollte, bewirken; denn gerade dieß war es, was ein Weib in seinen Augen zum Engel machte. Kein Wunder also, daß aus dem, was eine Zeit lang die reinste Freundschaft gewesen war, auf seiner Seite endlich eine entschiedene Leidenschaft wurde, die um so größere Verwüstungen in seinem Innern anrichtete, weil er sich gezwungen sah, sie aufs sorgfältigste vor Clarissen zu verbergen.

Um diese Zeit ereignete sich ein kleiner Vorfall, der für den armen Mondor zu keiner ungelegnern hätte kommen können. Raymund hatte zu seinem eignen Vergnügen ein Gemälde in Lebensgröße verfertigt, welches die ewig jungfräuliche Göttin Pallas vorstellte, wie sie zufälliger Weise von dem jungen Tiresias im Bade überrascht wird. Nie war etwas Schöneres gesehen worden, als was der junge Thebaner hier zu seinem Unglück — nicht sah; denn in eben dem Augenblick, da er die Göttin ansichtig wurde, erblindete der arme Mensch an beiden Augen. Dieses Gemälde hing schon seit geraumer Zeit in einem Seitencabinet von Raymunds Zimmer; aber Mondor hatte es noch nie gesehen. Von ungefähr traf sich's einst, daß die Thür des Cabinets halb offen stand, da Mondor seinen Freund auf seinem

Zimmer besuchte. Ein heller Morgensonnenblick fiel gerade auf die Hauptfigur des Gemäldes und erregte Mondors Aufmerksamkeit und Neugier. Er mußte gestehen, weder in der Natur, noch in der Kunst je eine so vollkommene Gestalt gesehen zu haben, und machte seinem Freunde große Complimente über die Gunst, worin er bei den Bewohnern des Olympus stehe; denn nothwendig müsse die Göttin ihm in Person zu diesem Bilde gesessen seyn. Raymund, von einem Anfall unbesonnener Eitelkeit hingerissen, gestand, daß er durch unablässiges Bitten Clarissen endlich übermocht habe, das Modell zu dieser Pallas abzugeben. Er müßte, wiewohl er sich nichts ansehen ließ, so blind als Tiresias gewesen seyn, wenn er nicht bemerkt hätte, wie Mondor bei dieser traulichen Eröffnung plötzlich so blaß wie ein Gypsbild und eben so schnell wieder so feuerroth wie eine untergehende Herbstsonne wurde und sich so hastig aus dem Cabinet entfernte, als ob er ein Gespenst darin gesehen hätte. Von dieser Stunde an war der Gemüthszustand des armen Mondor in der That mitleidenswerth.

Ich gestehe, daß ich Raymunden im Verdacht habe, er sey von einem geheimen Bewegungsgrund verleitet worden, bei diesem Anlaß den Kandaules mit seinem Freunde zu spielen. Denn ich kann nicht länger verbergen, daß zu eben der Zeit, da die Hochachtung Mondors für Clarissen sich von Stufe zu Stufe dem Punkt näherte, wo sie sich in die heftigste Leidenschaft verwandelte, zwischen Raymund und Selinde sich ebenfalls etwas der Liebe Aehnliches entsponnen hatte, welches ernsthafter zu werden drohte, als es anfangs

wohl die Meinung war. Der vertraute Umgang unter den beiden Freundinnen gab Raymunden häufige Gelegenheit, Selinden zu sehen und unvermerkt selbst auf einen vertraulichen Fuß mit ihr zu kommen. Nun walteten vielerlei Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zwischen beiden vor. Selinde war ein sehr schönes Weib, und Raymund ein sehr schöner Mann. Selinde war von sehr leichtem Sinn, immer fröhlich und eine leidenschaftliche Liebhaberin aller geselligen Vergnügungen; dabei voll Witz und lebhafter Einfälle, die nicht selten der Ueberlegung zuvorliefen. Das Alles war Raymund auch. Keines von beiden war einer Liebe fähig, die das Glück oder Unglück des Lebens entscheidet; beide waren im Grunde, wie Rosalindens Narcissus und Narcissa, nur in sich selbst verliebt. Aber Selinde fand ihr größtes Vergnügen daran, Herzen zu umspinnen, wiewohl sie nicht wußte, was sie mit ihnen anfangen sollte; und Raymund konnte kein schönes Weib sehen, ohne zu wünschen, daß sie sein wäre, und er hätte aus bloßem Kunstsinn einen zahlreichern Harem gehalten, als König Salomo, wenn er Macht und Vermögen dazu gehabt hätte. Mit so vielen Berührungspunkten war nichts natürlicher, als daß sie einander anzogen. Nun kamen aber noch Selindens Mißverhältnisse mit ihrem Tyrannen (wie sie ihren Mann scherzweise zu nennen pflegte) dazu, Raymunden ihr und sie Raymunden interessanter zu machen. Jener konnte durch Vergleichung seiner Artigkeit, Gefälligkeit und guten Laune mit Mondors trocknem Ernst, Ungeselligkeit, strengen Forderungen und überspannten Ideen bei Selinden nicht anders als gewinnen: diese wurde noch

einmal so schön und liebreizend in Raymunds Augen, wenn er sah, daß gerade das, was ihn an ihr bezauberte, ihrem Gemahl das Mißfälligste an ihr war. Wie war es möglich, gegen eine solche Frau nicht die Gefälligkeit selbst zu seyn? Mondor war sein Freund und würde ihn immer bereit gefunden haben, sein Leben für ihn zu wagen: aber wär' es nicht ein wahres Freundschaftsstück, sagte er oft lachend zu sich selbst, wenn ich ihm von einer Frau hälfe, die ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit nur unglücklich macht? Er sagte sich das so oft als einen bloßen Scherz, bis er es endlich in ganzem Ernst glaubte. Wenn wir unsre Weiber tauschen könnten, dachte er, dann wär' uns beiden geholfen. Aber die Frage, wie dieß möglich zu machen wäre, konnt' er sich mit allem seinem Witz nicht beantworten.

Zu gutem Glück erschien in Frankreich um eben diese Zeit das berüchtigte Gesetz, welches die Unauflöslichkeit der Ehe aufhob und die Scheidungen so leicht und willkürlich machte, als es der Leichtsinn und Wankelmuth des lebhaftesten Volkes auf dem Erdboden nur immer wünschen konnte. Eine Menge übel zusammengejochter oder einander überdrüssiger Ehepaare eilten, was sie konnten, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, und die Beispiele getrennter Ehen wurden in kurzem in den größten Städten so häufig, daß die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil Niemanden mehr abschrecken konnte, zu thun, was sein Herz gelüstete.

Diese fast täglich vorfallenden Ehescheidungen waren eine Zeit lang der beliebteste Gegenstand der Unterhaltung in Gesellschaften. Auch unsre beiden Freunde sprachen gern und

öfters über das neue Gesetz; und wiewohl Mondor die Sache in einem ernsthaftern Lichte betrachtete, als Raymund, so stimmte er am Ende doch immer, mit einem Seufzer, dem letztern bei, der dieses Gesetz, insofern es nur nicht zu sehr mißbraucht würde, für das heilsamste unter allen hielt, an welchen die Revolution so fruchtbar war.

Mehr als einmal schien den beiden Freunden etwas zwischen den halb offnen Lippen zu schweben, das sie einander zu entdecken hätten; aber eben so oft drückte, ich weiß nicht was, das sich heraufarbeitende Geheimniß in ihre Brust zurück; bis es endlich beiden gleich unmöglich fiel, es länger verborgen zu halten.

Eines Morgens machte sich Raymund auf den Weg zu Mondorn, in der Absicht, sich dessen zu entledigen, als ihm dieser auf der Hälfte des Weges in die Hände lief.

Ich war im Begriff, zu dir zu gehen, Mondor.

„Das war auch meine Absicht, lieber Raymund."

Ich habe dir, fuhr dieser fort, etwas zu sagen, das mir schon lange auf dem Herzen liegt.

„Das ist gerade mein Fall auch, mein Freund."

Suchen wir also einen bequemen Ort, wo wir uns ohne Zeugen davon erleichtern können!

Sie begaben sich nun, ohne ein Wort weiter zu reden, in die einsamsten Gänge eines öffentlichen Lustgartens, und sobald sie sich allein sahen, fing Raymund von neuem an:

Du hast eine sehr schöne, sehr liebenswürdige Frau, mein Freund —

Mondor seufzte und schwieg.

— die dich nicht glücklich macht?

„Leider!“

Und mit welcher ich hingegen glücklich wäre, wie ein Gott.

„Nicht unmöglich!“

Clarisse ist ein herrliches Weib, das weißt du.

Mondor schwieg abermals.

Wie, wenn wir mit einander tauschten, Mondor? Alles müßte mich betrügen, oder Clarisse wäre gerade die Frau, die dir nöthig ist.

„Und du könntest ihr entsagen, Raymund?“

Mondor, wir sind alte Freunde, laß uns offen gegen einander seyn. Ich habe keine Ursache, mich von Clarissen zu scheiden: aber ich gestehe dir unverhohlen, ich bin in Selinden vernarrt, — und du, wie ich schon lange merke, liebst Clarissen. Was in aller Welt also könnte uns zurückhalten, uns das neue Gesetz zu Nutze zu machen?

„Auch ich muß dir gestehen, Raymund, daß ich Clarissen anbete. Sie hat einige Freundschaft für mich; aber wird sie einwilligen, sich von dir zu trennen? Und wenn sie auch einwilliget, wird sie darum die Meinige werden wollen?“

Zu jenem hoffe ich sie leicht zu überreden; dieses wird dann deine Sache seyn. Unter uns gesagt, sie ist etwas kalt; das wirst du dir gefallen lassen müssen.

„Alles in der Welt, wenn sie nur einwilligt, mit mir zu leben. Ich verlange kein größer Glück, als der erste ihrer Freunde zu seyn.“

Höre, lieber Mondor! Ich weiß, was ich an Clarissen verliere; es ist viel — aber Selinde wird mich reichlich entschädigen.

„Du gibst mir das Leben zum zweiten Mal wieder, bester Raymund! Du willst also Alles mit Clarissen richtig machen? Denn mit Selinden bist du, wie es scheint, bereits einverstanden."

Nicht so ganz, wie du glaubst; aber, wenn du dir aus deiner Gefälligkeit gegen deinen Freund ein Verdienst bei ihr machen wolltest, so würde sie vielleicht zu bewegen seyn. Denn mit allen deinen Vorzügen vor mir —

„Keine Complimente unter Freunden! Wenn du nur Clarissen gewinnen kannst, so wird sich das Uebrige von selbst machen. — Du nimmst also die Sache auf dich, Raymund?"

Hier ist meine Hand!

„Und hier die meinige! Waren wir nicht Kindsköpfe, daß wir uns vor einander fürchteten?"

Die beiden Freunde trennten sich nun, jeder mit dem andern sehr zufrieden, und der ungeduldige Raymund machte sich noch am nämlichen Morgen an Clarissen und trug ihr, nach einigen Vorbereitungen, die er sich hätte ersparen können, sein und seines Freundes Anliegen mit einer angenommenen leichtsinnigen Lustigkeit vor, hinter welche er seine Verlegenheit, einer Frau, wie Clarisse, einen solchen Antrag zu thun, zu verstecken suchte. Es ist am Ende nur Scherz, sagte er mit einer unschuldigen Schalksmiene; aber wir thäten vielleicht nicht übel, wenn wir Ernst daraus machten. Was meinst du, liebe Clarisse?

„Es kommt dich also wirklich so leicht an, mich aufzugeben, Freund Raymund?"

Ich schäme mich, vor einer so weisen Frau, als du, wie ein kleiner Junge dazustehen. Mein Antrag hat in der That keinen Menschenverstand. Du bist das liebenswürdigste Weib, das ich je sehen werde. Ich kenne und fühle deinen ganzen Werth, wiewohl ich deiner nie würdig war. Aber ich kann es nicht über mein Herz bringen, dich zu betrügen. Dieses Hexengesicht von Selinde hat mir nun einmal den Kopf verrückt. Ich muß wirklich bezaubert seyn, der leibhafte Teufel-Amor ist mir in die Glieder gefahren, und ich sehe kein Mittel, seiner los zu werden, als wenn ich ihm den Willen thue.

„Du magst wohl Recht haben, lieber Raymund, sagte Clarisse lachend; wenigstens mag es das angenehmste Mittel seyn, diesen Teufel auszutreiben."

Ich will dir Alles bekennen, bestes Weib, fuhr Raymund fort. Ich habe mein Möglichstes gethan, aber, leider! vergebens, Selinden zu einem geheimen gütlichen Vergleich zu bewegen.

„Leichtfertiger Mensch! So etwas bei einer Frau, wie Selinde, nur zu denken!"

Schilt mich nicht, Clarisse; es geschah bloß, weil ich den Gedanken, dich zu verlieren, hasse.

„Du hättest uns wohl lieber alle beide?"

Das wäre freilich das Beste, sagte der leichtfertige Mensch, indem er ihr, wie aus Dankbarkeit, die Hand küßte —

„und bedauertest dann doch, daß du kein Muselmann seyst und noch ein Paar gasellenaugige Circassierinnen dazu nehmen könntest? — Aber Scherz bei Seite, Herr Gemahl!

du kennst mich, hoffe ich. Dir und Selinden zu lieb bin ich Alles zufrieden, wofern dein Freund Mondor eben so gefällig ist, wie ich. Aber warum willst du mich nicht ledig bleiben lassen? Warum soll denn gerade ich Selindens Stellvertreterin seyn?"

Als ob du nicht wüßtest, daß dich Mondor anbetet, daß er nicht ohne dich leben kann?

„Das ist wirklich mehr, als ich weiß."

So weiß ich's desto gewisser. Ich lese schon lange in seiner Seele. Selinde paßt nicht für ihn. Mit dir wär' er der glücklichste Mann unter der Sonne, mit ihr ist es das Gegentheil. Ich muß dir sagen, Clarisse, er hat mich oft so herzlich gedauert, daß es Augenblicke gab, wo ich aus bloßem Mitleid fähig gewesen wäre, dich ihm abzutreten, dich sogar fußfällig um deine Einwilligung zu bitten, wäre mir Selinde auch so gleichgültig gewesen, wie die Favoritin des Königs Salomo.

„Raymund, das verdient einen Kuß, wie du noch keinen von mir bekommen hast!" — Sie hielt Wort.

Clarisse, Clarisse, rief Raymund, — wenn du es so anfängst —

„Sprich es nicht aus, was du sagen wolltest, fiel sie ihm in die Rede; du würdest dich sehr irren. Es sollte bloß der Abschiedskuß seyn. Es ist der letzte, darauf kannst du dich verlassen!"

Wir scheiden doch als Freunde? sagte Raymund halb wehmüthig.

„Ganz gewiß! Nur irre dich nicht, lieber Raymund. Es könnte eine Zeit kommen, wo dich die Reue anwandelte" —

Sehr möglich!

„Daß du dir ja nicht einbildest, es brauche dann weiter nichts, als zu mir zurückzukommen und von deinem ehemaligen Platz wieder Besitz zu nehmen! Daran ist dann gar nicht mehr zu denken!“

Bei dem, was wir vorhaben, darf auch so etwas gar nicht vorausgesehen werden, sagte Raymund lächelnd.

„Es ist immer gut, mein Freund, erwiederte sie, auf alle Fälle zu wissen, worauf man sich zu versehen hat.“ — Und hiermit erhielt Raymund seine Entlassung und eilte, was er konnte, Mondorn und Selinden von dem guten Erfolg seiner Unterhandlung mit Clarissen zu benachrichtigen.

Alles Nöthige wurde nun ohne Aufschub besorgt, um dem sonderbarsten Tausch, der vielleicht je gemacht worden ist, die gehörige Gesetzmäßigkeit zu geben.

Clarisse hatte sich noch zwei Hauptbedingungen ausbedungen, welchen die andern drei ihre Beistimmung nicht versagen konnten: die eine, daß Mondor mit Clarissen die ersten sechs Monate auf seinem Gute, vier oder fünf Meilen von der Stadt gelegen, zubringen; die andere, daß Raymund Clarissen, und Mondor Selinden künftig nie anders als an öffentlichen Orten sehen und sprechen sollten. Auch wurde, auf ein Paar Worte, welche Clarisse ihrem ehemaligen Gemahl ins Ohr sagte, die badende Pallas, wohl zugedeckt und eingepackt, aus Raymunds Cabinet nach Mondors Landgute abgeführt.

Clarisse hat mir im Vertrauen noch einen geheimen Artikel entdeckt, wozu sich Mondor gegen sie verbindlich machen

mußte, und wozu schwerlich ein Anderer, als ein so platonischer Schwärmer wie er, sich verstanden haben würde. Es war dieselbe Bedingung, unter welcher, in dem bekannten kleinen Roman Abbassai, der Khalife Harun Alreschid seine Schwester dem Großvezier Giafar zur Gemahlin gibt; jedoch mit der billigen Milderung, daß, insofern Mondor sich nur alles zwangrechtlichen Anspruchs begebe, ihm die Freiheit unbenommen bleiben sollte, zu versuchen, wie weit er es im Wege der Güte bei ihr bringen könne. Was der Erfolg dieser Abrede war, geziemte mir nicht zu fragen, und ihr vielleicht nicht mir zu offenbaren.

Bis hieher werden Sie meine Anekdote so sonderbar eben nicht gefunden haben; aber das Seltsamste kommt noch.

Die beiden Freunde schienen im ersten halben Jahr ihres neuen Ehestandes mit ihrem Tausch unendlich zufrieden zu seyn. Mondor, bei welchem ehemals ein Tag, der ohne einen Sturm zwischen ihm und Selinden vorüber ging, eine Seltenheit war, glaubte mit der sanften, heitern, immer sich selbst gleichen Clarisse in einem wahren Elysium zu leben. Bei ihr fand er Alles, was ihm Selinde, auch wenn sie gewollt hätte, nicht gewähren konnte: angenehme, mannigfaltige Unterhaltung des Geistes, traulichen Umtausch der Gedanken und Gesinnungen, zarte Theilnahme und zuvorkommende Aufmerksamkeit. Ihre Kenntnisse, ihre Talente schienen unerschöpfliche Quellen von Vergnügen für den Glücklichen, der unmittelbar aus ihnen schöpfen konnte. Sie lebte fast ganz allein für ihn, so wie auch er nur selten und gezwungener Weise von ihrer Seite kam. Denn es war nun

einmal in der Natur des guten Mondor, Alles auf die äußerste Spitze zu treiben; und je kürzer ihn Clarisse in andern Rücksichten hielt, desto gieriger übernahm er sich in den geistigen Genüssen, die sie ihm mit der gefälligsten Freigebigkeit zugestand. Er geizte mit jedem Augenblick und würde sich's nicht verziehen haben, wenn er, durch seine Schuld, um eine einzige Minute, die er mit ihr zubringen konnte, gekommen wäre. Die natürlichen Folgen dieser übermenschlichen Art, glücklich zu seyn, konnten für beide nicht ausbleiben. Auch in geistigen Genüssen zieht Uebersättigung und Unmäßigkeit — Gleichgültigkeit und Erschlaffung der innern Sinne nach sich. Wie viel Clarisse auch zu geben hatte, endlich hatte sie doch Alles gegeben; wie liebenswürdig sie war, so blieb sie doch immer dieselbe, und es war nicht in ihrem Charakter, daß sie sich hätte anstrengen sollen, die Eigenschaften und Vorzüge, wodurch sie Mondorn bezaubert hatte, ihm unter immer neuen Gestalten darzustellen. Der täuschende Zauber lag in ihm, nicht in ihr; in ihr war Alles wahr und anspruchlos. Daß er schwärmte, war nicht ihre Schuld; daß er endlich aufhörte zu schwärmen, war es eben so wenig; aber schon eine ziemliche Zeit, bevor sie ihm gleichgültig zu werden anfing, war er ihr durch seine Schwärmerei nur zu oft widerlich gewesen. Unvermerkt ward er ihr durch den Zwang, den ihr seine Unzertrennlichkeit auflegte, auch überlästig, und sie dachte nicht selten mit einiger Sehnsucht an die Tage zurück, da Raymunds gefälliger Kaltsinn ihr unbeschränkte Freiheit ließ, sich und ihre Zeit nach eigenem Belieben anzuwenden. Das Schlimmste war indessen, daß

sich zwischen ihrer beiderseitigen Vorstellungsart nach und nach ein Mißverhältniß offenbarte, welches nothwendig für beide an unangenehmen Folgen fruchtbar seyn mußte. Clarisse war nämlich eine geborne Feindin alles Uebertriebenen und Unwahren — und Mondor übertrieb unaufhörlich. Clarisse hegte keine Vorurtheile, keine Lieblingsmeinungen; Mondor hingegen hatte eine Menge Dulcineen, deren Schönheit er immer gegen die ganze Welt mit eingelegter Lanze zu verfechten bereit war. Es zeigte sich also, nachdem sie einige Monate beisammen gelebt hatten, daß sie über Vieles ganz verschieden dachten. Anfangs fand Clarissens Gefälligkeit immer Mittel, dergleichen Dissonanzen durch geschickte Ausbeugungen oder vermittelnde Ideen wieder ins Gleiche zu bringen: aber mit der Zeit wurde diese schonende Nachgiebigkeit immer seltener, und sie spielte meistens ihre eigene Partie fertig weg, ohne sich zu bekümmern, ob sein Instrument mit dem ihrigen rein zusammen gestimmt war, oder ob sie nicht gar aus zweierlei Tonarten spielten. Alle diese Unfüglichkeiten würde gleichwohl ihre Weisheit und Sanftmüthigkeit sehr erträglich gemacht haben, wenn nicht gerade diese Weisheit das gewesen wäre, was den heftigen und in seine Ideen und Grillen verliebten Mondor bei manchen Gelegenheiten am meisten zur Ungeduld getrieben hätte. Gerade daß sie keine Blößen gab und im Grunde immer Recht hatte, reizte bei ihm den Geist des Widerspruchs desto stärker auf, und so behauptete er oft die widersinnigsten Dinge, weniger um seinen Witz zu zeigen, als ihrem Verstande weh zu thun und sie um eine Antwort verlegen zu machen. Unter den

kleinen Mißhelligkeiten, die hieraus entstanden, litt indessen Niemand mehr, als Mondor. Clarisse, welche selten warm und niemals bitter wurde, war gleich wieder bereit, Friede zu machen; ihre Seele war wie ein heitrer Himmel, der durch kleine schnell vorüberziehende Wölkchen nicht verdüstert wird. Aber Mondors Reizbarkeit und Hitze, die ihn immer über die Gränzen der Mäßigung hinaustrieben, machten auch, daß er weder so schnell, noch mit so guter Art wieder ins Gleichgewicht kam. Unwillig über sich selbst, unwillig über die Veranlassung des Streits, unwillig darüber, daß irgend etwas die Harmonie zwischen ihm und Clarissen stören könne, machte seine übermäßige Empfindlichkeit und unbändige Einbildungskraft aus einem kleinen Uebel ein großes, und nicht selten schmollte er ziemlich lange mit Clarissen, bloß weil er sich selbst nicht verzeihen konnte, daß er sich gegen sie vergessen hatte. Alle diese und ähnliche kleine Ursachen brachten, bevor noch das erste Jahr um war, eine große Wirkung hervor, nämlich, daß Mondor, gegen alle seine Erwartung, sich mit Clarissen noch weniger glücklich fühlte, als mit Selinden.

Als der herannahende Winter ihn vom Lande in die Stadt zurückrief, hatte er das nicht ganz reine Vergnügen, zu sehen, daß im Gegentheil sein Freund Raymund mit der schönen Selinde in der erbaulichsten Eintracht lebte, und daß sie allgemein für das glücklichste Paar im ganzen District gepriesen wurden. Sie schienen ganz für einander gemacht zu seyn; gleiche Neigungen, gleicher Geschmack, einerlei Wille, wiewohl keines dem andern den geringsten Zwang auflegte, und jedes that, was ihm beliebte. Von

Mißverständnissen und Verkältungen keine Spur! Fanden sie sich zusammen, so schienen sie so entzückt von einander, als ob sie sich lange nicht gesehen hätten; waren sie, wie meistens, an verschiedenen Orten, so schien keines das andre zu vermissen.

Mondor konnte sich mit aller seiner Freundschaft für Raymunden eines kleinen Anfalls von Eifersucht nicht erwehren. Die Erinnerungen aus den goldnen Tagen der ersten Liebe wurden immer lebendiger in seiner Phantasie, das Verlangen, Selinden wieder zu sehen, immer ungeduldiger in seiner Brust; und da er sie nur öffentlich sehen durfte, überwand er sogar seine alte Abneigung vor großen, vermischten und lärmenden Gesellschaften und suchte sie überall in Assembleen und Tanzpartien auf. Sie war (däuchte ihn) seit er die Thorheit begangen, sich von ihr zu scheiden, noch einmal so schön geworden, als zuvor; sie war ihm wieder das Ideal aller Grazien, und er begriff immer weniger, wie der Besitzer einer so reizenden Frau jemals mit ihr habe unglücklich seyn können. Hiezu kam noch, daß sie im Grunde das unschuldigste Geschöpf von der Welt war; denn nie hatte das Einzige, was er ehmals an ihr auszusetzen hatte, ihr Leichtsinn, ihr Hang zu den Vergnügungen und ihre Begierde zu gefallen, ihrem Ruf den mindesten Flecken zugezogen; und, indem sie allen Männern Netze zu stellen schien, war kein Einziger, der sich der geringsten Aufmunterung oder Begünstigung von ihr zu rühmen hatte. Ihre Fehler, sagte Mondor jetzt zu sich selbst, machen sie nur desto liebenswürdiger und verdienen eigentlich diesen Namen nicht einmal. Denn sie

sind es eben, die ihr diese unerschöpflichen, immer neuen Reize geben, welche Ueberdruß und Sättigung unmöglich machen. Diese Betrachtungen führten ihn unvermerkt auf die Entdeckung: daß die schöne Selinde, Alles wohl überlegt und in einander gerechnet, sich doch besser für ihn schicke, als die kalte, einförmige, sich selbst genügsame Clarisse, mit ihrer sokratischen Hochweisheit und ihrer unbelebten Bildsäulengestalt, — und daß alle Schuld seines ehemaligen Mißverhältnisses mit der erstern bloß an seinen grillenhaften, überspannten Forderungen gelegen habe. Hätte ihn die Scham vor Clarissen und die Furcht, von Raymunden ausgelacht und von Selinden abgewiesen zu werden, nicht mit Gewalt zurückgehalten — kaum getraute er sich selbst zu gestehen, was er zu thun fähig gewesen wäre.

Indessen suchte er sich doch, soviel der Wohlstand zulassen wollte, Selinden immer mehr zu nähern; und da sie sich so unbefangen und artig gegen ihn betrug, als ob sie einander erst jetzt kennen lernten: so fühlte er sich dadurch aufgemuntert, das, was in seinem Herzen vorging, immer deutlicher, wiewohl unter der zartesten Verschleierung, aus seinem ganzen Benehmen gegen sie hervorschimmern zu lassen. Selindens Eitelkeit wurde dadurch nicht wenig geschmeichelt, und alle ihre Freundschaft für Clarissen konnte nicht verhindern, daß es ihr nicht Mühe kostete, die Freude zu verbergen, die sie über einen so schönen Triumph ihrer Reizungen empfand. Unvermerkt erwachten auch in ihr die Bilder der ersten Tage und Wochen ihrer Verbindung mit Mondorn, und sie konnte sich nicht enthalten, stille Vergleichungen

zwischen ihm und Raymunden anzustellen, die immer zu seinem Vortheil ausfielen. Mondor beobachtete sie zu scharf, um die Spuren dessen, was in ihrem Innern vorging, nicht in ihren Augen und in tausend kleinen, andern Leuten unsichtbaren Aeußerungen wahrzunehmen, und die Sehnsucht nach Wiederherstellung ihres ehemaligen Verhältnisses nahm jetzt mit der Hoffnung täglich zu. Clarisse, die einzige ganz unbefangene Person unter den vier Freunden (denn auch Raymund hatte seine Ursachen, sich in den vorigen Stand zurückzuwünschen, wiewohl er zu bösem Spiele zu lächeln wußte), Clarisse, sage ich, sah der Komödie mit ruhiger Erwartung der Entwicklung zu, ohne die Spielenden weder aufzumuntern noch abzuschrecken, ungefähr wie man einem Kinderspiel zusieht; um so ruhiger, da sie, ihrer Denkart nach, bei dem vorhergesehenen Ausgang mehr zu gewinnen, als zu verlieren hatte. Denn sie hatte sich (wie wir wissen) nicht aus Wahl, sondern aus bloßer Gefälligkeit gegen ihre Freundin und Raymunden, von letzterem getrennt; und da dieser nichts Angelegneres zu haben schien, als sie zu überzeugen, daß sein Mittel, den kleinen, ihm von Selinden eingezauberten Liebesteufel los zu werden, trefflich angeschlagen habe: so war kein Zweifel, daß es nur von ihr abhangen werde, ob und auf welche Bedingungen sie es noch einmal mit ihm wagen wolle.

So standen die Sachen zwischen den vier Freunden, als Mondor, der leidenschaftlichste unter ihnen, sich endlich entschloß, das Eis zu brechen und sich von Raymunds und Selindens Gesinnungen, wie sie auch ausfallen möchten,

gewiß zu machen. Unser Tausch, sagte er an einem schönen Morgen zu seinem Freund, ist dir, wie ich sehe, sehr wohl bekommen, Raymund.

Meinst du? erwiederte dieser in einem etwas leichtfertigen Tone.

„Man kann, dünkt mich, nicht glücklicher seyn, als du mit Selinden bist."

Wenigstens nicht glücklicher, als du mit Clarissen, sollt' ich denken.

Mondor seufzte.

Höre, lieber Mondor, es wäre grausam, wenn ich mit einem Freunde, dem sein Glück einen so schweren Seufzer auspreßt, nur einen Augenblick länger scherzen wollte. Du würdest dich sehr irren, Bruder, wenn du mein Glück nach dem äußern Anschein oder nach deinem Gefühl beurtheilen wolltest. Nicht Alles, was gleißt, ist Gold, würde Sancho Pansa an meiner Stelle sagen, und Niemand weiß, wo einen Andern der Schuh drückt, wie neu und zierlich der Schuh auch seyn mag. Laß uns offenherzig mit einander sprechen, und weg mit der falschen Scham! Wir haben beide eine große Thorheit begangen, Mondor! Wir konnten mit unserm Lose zufrieden seyn, glaubten uns verbessern zu können und sind nun beide überzeugt, wir hätten besser gethan, wenn jeder das Seinige behalten hätte. Selinde und Clarisse sind beide in ihrer Art sehr liebenswürdige Weiber; aber darum taugen sie nicht für jeden. Du und ich sind unter den Männern nicht die schlechtesten; jeder von uns, denke ich, ist die beste Frau werth. Aber die beste für

Raymund ist darum nicht auch die beste für Mondor, und umgekehrt. Dir, z. B., ist Clarisse nicht warm, nicht lebhaft genug; ich hingegen habe gerade eine so kalte und weise Frau zum Gegengewicht meines Leichtsinns nöthig. Du hast einen zu warmen Kopf für Clarissen, und ich bin nicht reich genug für Selinden. Wer könnte so grausam seyn, einer so schönen und gutartigen Frau, wie Selinde, irgend eine ihrer kleinen Phantasien, ihrer im Grunde so unschuldigen Vergnügungen zu versagen? Aber, um beide ohne Nachtheil befriedigen zu können, reichen meine Mittel nicht zu; und da ich ihr nichts abschlagen kann, würde sie mich in wenig Jahren zu Grunde gerichtet haben. Du hingegen bist reich genug für eine noch viel kostbarere Frau, als Selinde. Ueberdieß ist auch sie, wie du und ich, durch die Erfahrung weiser worden: du wirst gefälliger gegen sie seyn, und sie wird dich durch ihre Mäßigung dafür belohnen. Je weniger du von ihr forderst, desto mehr wird sie für dich thun. Nimm also deine Selinde wieder, Bruder, und gib mir meine Clarisse zurück, mit der ich ehmals zufrieden und glücklich war; so glücklich, daß ich sie selbst in Selindens Armen nie vergessen konnte.

Mondor fand, daß sein Freund sehr richtige Schlüsse mache; und da ihm nichts gewisser war, als daß man entweder wahnsinnig seyn müßte (wie er gewesen zu seyn bekannte) oder einer Frau, wie Selinde, ohne Schmerzen nicht entsagen könne, so rechnete er Raymunden als verdienstliche Großmuth und als den höchsten Beweis seiner Freundschaft an, was in der That bloß das Werk der Klugheit und der Sorge für sein eignes Bestes war.

Alles trat nun wieder in die alte Ordnung zurück. Mondor und Selinde hatten einander gleich viel zu verzeihen und vereinigten sich wieder, mit dem Vorsatz, durch Fehler klüger gemacht, einander desto reichlicher zu entschädigen. Beide hielten sich Wort; und Clarisse, zu gesunden Kopfes, um eine Empfindlerin, und zu reines Herzens, um weder eine wahre noch geheuchelte Spröde zu seyn, erlaubte dem entzauberten Raymund, ohne ihm eine allzuschwere Buße aufzulegen, das Bild und Urbild seiner Pallas im Bade im Triumph in sein Haus zurück zu führen.

Beide Freunde und Freundinnen sind seit dieser Zeit täglich mit ihrem Rücktausch zufriedener, und (was für alle Viere sehr viel beweiset) nie hat auch nur der Schatten von Argwohn und Eifersucht weder der Liebe noch der Freundschaft den geringsten Abbruch bei ihnen gethan. Ich habe daher meiner Anekdote den rechten Namen zu geben geglaubt, indem ich sie Liebe und Freundschaft auf der Probe betitelte: und nun bleibt mir nichts übrig, als zu wünschen, daß sie meinen gütigen und nachsichtsvollen Zuhörern nicht mißfallen haben möge.

Nadine endigte hier ihre Erzählung und überließ es (wie sie versprochen hatte) ihren Zuhörern, so viel Moral daraus zu nehmen, als Jedes zu seinem jetzigen oder künftigen Gebrauch darin zu finden wußte.

Ihre Bescheidenheit wurde nun durch die Lobsprüche, womit sie sich von allen Seiten überhäuft sah, auf keine leichte Probe gesetzt. Die vier Freunde und ihr zweimaliger Weiber=

und Männertausch gaben (wie man denken kann) reichen Stoff zu allerlei ernsten und scherzhaften Anmerkungen und Einfällen; und Herr M. war der Meinung: eine von Nadinens Geist überschattete Schriftstellerin könnte diese Anekdote zu einem der artigsten Romane ausspinnen, die seit manchem Jahr in unsrer romanreichen, wiewohl sehr unromantischen Zeit zu Tage gefördert worden.

Am folgenden Abend wurde die Gesellschaft zu Rosenhain mit einem Baron von Werdenberg vermehrt, einem Verwandten der Frau des Hauses, welcher, auf einer Reise in diese Gegenden begriffen, es für Pflicht gehalten hatte, dem Herrn und der Frau von P. seine Aufwartung zu machen. Er war ein schöner, stattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, seines Charakters wegen allgemein geschätzt und als ein angenehmer Gesellschafter überall wohl aufgenommen; ein Mann von Bildung und Geschmack, der die Welt kannte und Vieles gesehen hatte, aber, weil er ohne Ehrgeiz und Habsucht war, einen zu hohen Werth auf seine Freiheit setzte, um sich in die vergoldeten Fesseln eines Hofes zu schmiegen oder sich versucht zu fühlen, die Welt regieren und verwirren zu helfen. Uebrigens war er im Besitz den Damen allgemein zu gefallen, weil er allen gefällig zu seyn beflissen war und, da er sich keiner ausschließlich widmete, sich für ein Gemeingut, an welches alle gleiche Rechte hätten, anzusehen schien. Dieß war wenigstens das Licht, worin man ihn bisher betrachtet hatte; und so viel mag vor der Hand genug seyn, uns eine Idee von diesem Baron Werdenberg

zu geben, bis er selbst in der Folge uns vielleicht etwas näher mit sich bekannt macht.

Nach der Abendtafel erwähnte Jemand, mit was für einer Art von Spiel die Gesellschaft sich seit mehreren Tagen unterhalten habe. Da die Gäste sich hatten erbitten lassen, ihrem Aufenthalt zu Rosenhain noch einige Tage zuzugeben, so bedauerte man allgemein, daß die fünf Personen, welche die Gefälligkeit gehabt, sich dieses kleine Verdienst um die Gesellschaft zu machen, schon alle an der Reihe gewesen wären, und man also dieses Vergnügen heute würde entbehren müssen. Da nun keines von denen, die ihren Beitrag bereits gegeben hatten, sich geneigt bezeugte, ein Uebriges zu thun, die bloßen Zuhörer hingegen sich des ihnen gleich anfangs zugestandenen Vorrechts nicht begeben wollten, kam die schöne Nadine von Thalheim endlich auf den Einfall, alle Beredsamkeit ihrer Augen und ihrer Zunge anzuwenden, um den Herrn von Werdenberg zu überreden, daß er sich die Gesellschaft durch irgend eine kleine Anekdote, entweder von seiner eignen Erfindung oder aus dem Schatze seines Gedächtnisses, verbinden möchte. Der Baron wehrte sich, solang er mit guter Art konnte, indem er alle Arten von Behelfen, womit man eine solche Zumuthung von sich abzulehnen pflegt, geltend zu machen suchte. Aber die schöne Thalheim wollte sich nun einmal nicht abweisen lassen, und die übrigen Damen und Herren unterstützten ihre Bitte aufs lebhafteste. Auf jeden Fall, sagte Rosalinde in scherzendem Tone, können Sie darauf rechnen, daß wir die geneigtesten Zuhörer sind, die ein Erzähler sich nur immer wünschen kann.

Wer könnte Ihnen nach einer solchen Versicherung länger widerstehen, meine gnädigen Damen, sagte der Baron lachend; Ihre Bitten sind für mich Befehle; wollte der Himmel nur, daß die edle Tugend des Gehorsams mir auch das Talent geben könnte, dessen Mangel ich in einer Gesellschaft, wie diese, stärker als jemals fühle. Wenn es indessen nur darauf ankommt, Ihnen meine kleine Eigenliebe aufzuopfern, so bin ich bereit; nur muß ich vor allen Dingen um die Gnade bitten, mir eine Bedingung zuzugestehen, ohne welche es mir unmöglich seyn würde, meine Zusage zu erfüllen. Alles in der Welt, riefen die Damen, reden Sie nur! Selbst ein Mährchen zu erfinden, fuhr Werdenberg fort, ist nun einmal meine Sache nicht, und die Mährchen meiner Mutter Gans sind, aufrichtig zu reden, die einzigen, die ich von meinen Kinderjahren her behalten habe. Wollen Sie aber mit einer wahren Geschichte, so gut ich sie zu geben habe, vorlieb nehmen, so kann ich Ihnen mit einer kleinen Anekdote aufwarten, die sich seit kurzem mit einem meiner Freunde zugetragen hat. Sie ist eben nichts Besonderes; weder so rührend, um Thränen zu erpressen, noch lustig genug, um lachen zu machen. Es ist ein ganz einfaches Geschichtchen, aber es ist wenigstens wahr; und bei einer Erzählung, die weder von Seiten des Inhalts noch des Vortrags glänzt, ist dieß doch immer einiges Verdienst. Im schlimmsten Fall bin ich beinahe gewiß, daß, wenn Sie auch bei der Erzählung selbst ein wenig nicken sollten, der Ausgang wenigstens Sie wieder aufwecken wird.

Fangen Sie nur immer an, Herr von Werdenberg, sagte Nadine; wenn Sie uns Langeweile machen, werden wir schon Mittel finden, auf die eine oder andere Art das Wiedervergeltungsrecht an Ihnen auszuüben; darauf können Sie sich verlassen.

Der Baron begann also seine Erzählung folgendermaßen.

Die Liebe ohne Leidenschaft.

Ein junger Mann, der, statt seines wahren Namens, einstweilen von Falkenberg heißen mag, wurde auf einer Reise nach W. durch einen Zufall in dem kleinen Marktflecken Erlebach aufgehalten. Glücklicher Weise für ihn traf sich's, daß der jährliche Markt, der eben an diesem Tage gehalten wurde, dem unbedeutenden Orte eine ziemliche Lebhaftigkeit gab, zumal die schöne Jahreszeit und das günstigste Wetter eine Menge Personen allerlei Standes und Gewerbes aus der ganzen Gegend herbeigezogen hatte. Falkenberg liebte diese Art von Volksfesten, wo ihm, unter allen Rollen, so dabei gespielt werden, die des bloßen Zuschauers die unterhaltendste däuchte. Er befand sich gerade in der heitern Unbefangenheit und Leerheit, worin man bereit ist, sich, wie Tristram Shandy, sogar mit einem Esel in ein Gespräch einzulassen oder den Bewegungen einer Schnecke zuzusehen. In dieser Stimmung war er eine gute Weile von einer Bude zur andern herumgeschlendert und hatte die Bemerkungen, wozu ihm das Glücksrad, der Marktschreier, der Marmottenjunge und die um sie her schwärmenden Volksgruppen Gelegenheit gaben, ziemlich bald

erschöpft: als er in der Thür eines Kramladens eine junge Frauensperson gewahr wurde, deren Gestalt und Gesichtsbildung einen so auffallenden Abstich von den Gestalten und Gesichtern des sich hinzudrängenden Gesindels machte, daß er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, sich näher mit ihr bekannt zu machen. Ihrem sehr einfachen Anzug nach, und weil er sie mit vieler Munterkeit beschäftigt sah, allerlei Waaren, die ihr in Päckchen und Schachteln herabgelangt wurden, auf den Ladentisch auszulegen, glaubte er nicht zu irren, wenn er sie, trotz ihrer vornehmen Miene und der Grazie, die alle ihre Bewegungen begleitete, für die Eigenthümerin des Kramladens ansah. Er näherte sich dem Tisch, und nachdem er sie, ohne Zuthun seines Willens, mit mehr Ehrerbietung gegrüßt hatte, als eine Person ihres Standes von seinesgleichen erwarten konnte, wollte er die Bekanntschaft damit anfangen, daß er sich durch Einkauf einiger ihm sehr überflüssiger Artikel in Gunst bei ihr setzte, und erkundigte sich, im Ton eines Käufers, der nicht lange zu feilschen gesonnen ist, nach dem Preise.

Die vermeinte Krämerin betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck einer flüchtigen Ueberraschung, faßte sich aber eben so schnell wieder und antwortete ihm lächelnd: Darüber werden wir bald einig seyn, mein Herr; ich gebe alle meine Waare unentgeltlich. Mit diesem Worte raffte sie Alles, was auf dem Tische lag, in einen großen Korb zusammen, trat vor die Ladenthür und theilte es unter die Umstehenden aus, deren äußerliches Ansehen laut genug bezeugte, daß ihre Kauflust mit den Mitteln, sie ehrlicher

Weise zu befriedigen, in ganz und gar keinem Verhältniß stand. Sie gab einem Jeden, was er am meisten zu bedürfen schien; und da der Korb in wenig Augenblicken leer war, ließ sie ihn zum zweiten und dritten Male füllen, um auch die neuen Kunden, die ohne Geld zu kaufen herbei eilten, zufrieden zu stellen. Dieses Manoeuvre setzte sie, zu großer Verwunderung aller Zuschauer, so lange fort, bis die ganze Bude rein ausgeleert war.

Falkenberg, der anfangs nicht wußte, was er von dieser sonderbaren Krämerin zu denken habe, merkte nun wohl, daß er sich in seiner Meinung von ihrem Stande geirrt, war aber darum nicht weniger verlegen, wie er sich das, was er sah, erklären sollte.

Die Unbefangenheit ihres ganzen Benehmens und die anmuthige Art, wie sie ihre Gaben austheilte, machte den Gedanken, daß es unter ihrer Haube nicht richtig stehe, unmöglich. Daß sie nicht weniger reich als leichtsinnig und launenhaft freigebig seyn müsse, schien außer Zweifel; aber, wenn Anwandlungen dieser Art häufig bei ihr waren, dachte Falkenberg, so gäb' es keinen Schatz in Tausend und Einer Nacht, den sie nicht in kurzer Zeit erschöpfen könnte.

Die Dame schien die Gedanken des Unbekannten ohne Mühe zu errathen; auch glaubte sie ziemlich deutlich in seinen Augen zu lesen, daß sie ihm nichts weniger als gleichgültig sey; etwas, wobei sie natürlicher Weise den Wunsch, auch ihr nicht gleichgültig zu seyn, bei ihm voraussetzen konnte. Wenn dieß wirklich der Fall war, so ließ sie wenigstens nichts davon sichtbar werden. Indessen, bevor sie sich

mit der Krämerin, der sie so schnell und unverhofft von ihrem ganzen Marktvorrath geholfen hatte, zum Abrechnen in ein kleines Hinterstübchen zurückzog, wandte sie sich mit dem ungezwungen edeln Anstand einer Person, der man auch in der schlichtesten Kleidung ansieht, daß sie sich in der prächtigsten nicht besser dünken würde, gegen Falkenbergen und ersuchte ihn, zum Andenken ihrer eben so kurzen als zufälligen Bekanntschaft einen — Bleistift anzunehmen, den sie aus ihrem Busen hervorzog und ihm mit einer herzstehlenden Anmuth überreichte. Wenn Sie jemals in den Fall kommen, setzte sie hinzu, diesen Bleistift zu einem geheimen Wort an eine Geliebte zu gebrauchen, so erinnere er Sie an die Unbekannte auf dem Jahrmarkt zu Erlebach! — und bevor er vor Verwirrung seiner Sinnen eine Antwort herausbringen konnte, war sie entschlüpft, und die hinter ihr sich schließende Thür sagte ihm in ihrer knarrenden Sprache, daß er seine Entlassung habe.

Wenn ich den Helden meiner Geschichte erdichtet hätte, so müßte ich gestehen, daß ich, um die Wirkungen hervorzubringen, die ein nach dem Beifall unsrer Zeitgenossen strebender Romanschreiber auf seine Leser zu machen bemüht ist, keinen unbequemern Charakter hätte wählen können, als den seinigen. Aber er wird sich Ihnen in kurzem als ein wirkliches Glied in der Kette der Wesen darstellen, und es ist nicht meine Schuld, daß er, wie alle andere Glieder dieser Kette, ist, was er ist. Ich darf also nicht verbergen, daß mein Herr von Falkenberg bei dieser Gelegenheit eine Kaltblütigkeit zu Tage legte, die vielleicht ohne Beispiel ist. Zwar

kann ich nicht leugnen, daß er eine ziemliche Weile, mit dem Bleistift der Unbekannten in der Hand und die Augen auf die Thür des Hinterstübchens geheftet, so unbeweglich wie eine Herme stehen blieb. Aber, sobald er wieder zur Besinnung kam, war das Erste, was er sich sagte: daß, vernünftiger Weise, hier nichts weiter für ihn zu thun sey, als — seines Weges zu gehen. Er fragte zwar auf allen Seiten nach dem Namen und andern Prädicabilien der sonderbaren Dame; aber Niemand konnte ihm sagen, wie sie heiße, noch woher sie gekommen, und wohin sie gehe. Da er hingegen sehr wohl wußte, wohin er wollte, und sein Wagen (dessen Ausbesserung ihn zu Erlebach aufgehalten hatte) wieder in reisefertigem Stande war, setzte er sich ohne längern Aufschub ein und fuhr, mit dem Bilde der Unbekannten vor der Stirn und ihrem Bleistift in der Tasche, mit eben so gesundem Herzen (wie er sich schmeichelte) davon, als er angekommen war.

Das Wahre ist, daß er während seiner ganzen Reise von Erlebach bis A. (wo er, wegen einiger Geschäfte, welche unterwegs abzuthun waren, erst am fünften Tage anlangte) an nichts Anderes denken konnte, als an sein kleines Abenteuer mit der schönen Unbekannten, obgleich nicht ohne Schamröthe über die höchst unbedeutende Person, die er dabei vorgestellt hatte. Ihre feine Gesichtsbildung, das liebliche Feuer ihrer großen schwarzen Augen, ein ihr eignes Lächeln, das der Liebe, die sie einflößte, zu spotten oder zu trotzen schien; ein eben so edles als anspruchloses Wesen in ihrem ganzen Anstand und Benehmen, die einnehmende

Munterkeit und schnellbesonnene Schicklichkeit, womit sie ihre Gaben, ohne den mindesten Werth darauf zu legen, nach den anscheinenden Bedürfnissen und Erwartungen der Beschenkten ausgespendet hatte, kurz Alles, was ihm an dieser sonderbaren Person aufgefallen war, bis auf die kleinsten Bewegungen ihrer schönen Arme und Hände, stellte sich seiner Erinnerung so lebhaft wieder dar, als ob er sie vor sich sähe. Natürlicher Weise erregte das, was er gesehen hatte, das Verlangen, noch mehr von ihr zu wissen, und das Ganze endigte immer damit, unzufrieden mit sich selbst zu seyn, daß er nicht länger zu Erlebach geblieben und alles Mögliche versucht habe, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu kommen. Indessen, da er von Natur keiner von den Brennbaren war, die gleich im ersten Augenblick Feuer fangen und im zweiten schon in voller Flamme stehen; da überdieß eine unverwandte Beschäftigung der Gedanken mit dem nämlichen Gegenstand das sicherste Mittel ist, den Eindruck desselben abzustumpfen, und endlich auch die Geschäfte, die er unterwegs zu besorgen hatte, seine ganze Aufmerksamkeit erforderten: so hatte seine Vernunft eben keinen großen Kraftaufwand vonnöthen, um sein Gemüth in ziemlichem Gleichgewicht zu erhalten; und so fand sich's, daß er am Morgen des fünften Tages das Zeugniß aller seiner Sinne aufrufen mußte, um sich des Zweifels zu erwehren, daß die Begebenheit zu Erlebach mehr als ein ungewöhnlich lebhafter Traum gewesen sey.

Dieser Wahn war von kurzer Dauer. Das Erste, was ihm beim Eintritt in den Gasthof, wo er zu A. abstieg, in den Wurf kam, war seine Unbekannte, die, ohne ihn zu

bemerken, in einem schimmernden Anzug an ihm vorbeirauschte, um sich in einen prächtigen, mit reichgekleideten Bedienten beschwerten Wagen zu werfen und vermuthlich in Gesellschaft zu fahren. Nichts war ihm gewisser, als daß ihn seine Augen nicht getäuscht hatten, wiewohl der Glanz, worin sie jetzt bei ihm vorüber blitzte, einen eben so starken als vortheilhaften Abstich von der einfachen Kleidung machte, worin sie seine erste Aufmerksamkeit in der Bude zu Erlebach auf sich gezogen hatte.

Dieses zweite unverhoffte Zusammentreffen setzte Falkenbergen in eine Bewegung, die er sich selbst nicht recht zu erklären wußte. Es war ihm, als ob es ihm ahne, es werde ihm schwer werden, sich vor einer Leidenschaft zu bewahren, die vielleicht das Unglück seines Lebens machen könnte; und desto ernstlicher war sein Vorsatz, alle Kräfte seiner Vernunft gegen eine solche Beeinträchtigung seiner Freiheit aufzubieten.

Bei Allem dem ließ er dennoch seine erste Sorge seyn, mit guter Art Erkundigungen über die Dame einzuziehen. Der Wirth sagte ihm Alles, was er aus ihren Bedienten herausgefragt hatte: man nenne sie Fräulein von Haldenstein; sie sey die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Banquiers Haldenstein in * * und befinde sich bereits in freiem Besitz eines unermeßlichen Vermögens. Sie sey erst diesen Morgen von einem ihrer Güter unweit D... in A... angekommen, um der Verlobung einer Anverwandtin beizuwohnen, und werde schon morgen wieder nach W. abgehen, wo sie sich bei einem alten und reichen kinderlosen Oheim aufzuhalten gesonnen sey, u. s. w.

Diese Nachrichten waren mehr, als nöthig war, die Leidenschaft, die sich in seinem Herzen oder (wie die Alten meinten) in seiner Leber zu bilden anfangen wollte, im Keim zu ersticken. Falkenberg gehört einem der ältesten Geschlechter Deutschlands an und besitzt, ohne reich zu seyn, gerade so viel Vermögen, um bei mäßigen Wünschen genug zu haben. Er würde sich vielleicht ohne großen Kampf über den Stolz eines uralten und immer rein erhaltenen Erbadels hinweggesetzt haben, wenn Liebe, und Liebe ganz allein, ohne den Verdacht eines andern Bewegungsgrundes, ihn dazu gedrungen hätte; aber den Gedanken, daß irgend Jemand ihn fähig halten möchte, dem Gott des Reichthums ein solches Opfer zu bringen, konnte sein Stolz nicht ertragen. Es war glücklich für ihn, daß diese Gesinnung Stärke genug hatte, ihn (wie er sich wenigstens gewiß hielt) gegen die Gefahr einer voreiligen Leidenschaft sicher zu stellen. Denn wer bürgte ihm davor, daß die Dame noch frei war? oder, wenn sie es war, daß sie ihn allen Andern, die sich ohne Zweifel um sie bewarben, vorziehen würde?

Es ist eine wunderliche Sache um die Selbsttäuschungen des menschlichen Herzens. Wenn Falkenberg entschlossen war (und er war es wirklich), der schönen Haldenstein keine Gewalt weder über sein Herz noch über seine Leber einzuräumen, warum hatte er nichts Angelegneres, als sich am folgenden Morgen auf einer mit ihrem Bleistift beschriebenen Karte zu erkundigen, wann es ihr gelegen sey, seinen Besuch anzunehmen? Das Sonderbarste indessen war, daß sein Bedienter auf halbem Wege der Kammerjungfer des Fräuleins

in die Hände lief, die den Auftrag hatte, ihrer Dame die Gesellschaft seines Herrn beim Frühstück auszubitten.

Falkenberg erschrak beinahe über dieses beständige Zusammentreffen und würde etwas verlegen vor dem Fräulein erschienen seyn, wenn sie ihm Zeit dazu gelassen hätte. Die Augenblicke, sagte sie, da wir uns zu Erlebach sahen, schlüpften so schnell vorbei, daß es unbillig gegen uns selbst wäre, wenn wir den Wunsch, uns näher zu kennen, der uns vermuthlich beiden gemein war, nicht befriedigen wollten, da uns der Zufall zum zweiten Mal Gelegenheit dazu macht. Falkenberg beantwortete diese Artigkeit, wie es einem höflichen und wackern Ritter zusteht.

Nach einigen andern Reden, die zu Anfang eines Gesprächs unter vier Augen die Stelle des Räusperns vertreten, sagte das Fräulein: Gestehen Sie, Herr von Falkenberg, daß Sie nicht wußten, wofür Sie mich halten sollten, da Sie mich den ganzen Kram der wandernden Handelsfrau so hurtig unter die gesammte Bettlerschaft von Erlebach und der umliegenden Gegend austheilen sahen. Daß es nicht aus sogenannter Empfindsamkeit oder romanenmäßiger Wohlthätigkeit geschah, werden Sie mir leicht abgemerkt haben.

Im ersten Augenblick stutzte ich allerdings, versetzte Falkenberg, weil er nicht gleich fand, was er antworten sollte; aber —

Das hätten Sie wohl nicht gedacht, unterbrach sie ihn, daß Sie selbst das ganze Verdienst von meinem guten Werke haben? Denn der Einfall kam mir erst, wie ich sah, daß Sie mich für die Krämerin hielten. Uebrigens war die

Sache eine Kleinigkeit. Der ganze Kram war mit dreihundert Gulden ausgekauft, und ich schäme mich beinahe, daß die blinde Göttin so verschwenderisch gegen ein verdienstloses Mädchen gewesen ist, daß ich zehnmal so viel verlieren oder wegwerfen kann, ohne ärmer dadurch zu werden. Glauben Sie indessen nicht, daß dergleichen plötzliche Anwandlungen etwas Gewöhnliches bei mir sind. Ich bin zwar, leider! wie das einzige Töchterchen eines geldreichen Hauses erzogen und ganz und gar nicht gewöhnt worden, einen andern Willen zu haben als meinen eignen: aber die Natur ist so gütig gewesen, dafür zu sorgen, daß ich selten etwas will, das ich nicht sollte; und, einige unschuldige Grillen abgerechnet (setzte sie lächelnd hinzu), gelte ich unter meinen Bekannten, ohne Ruhm zu melden, für eine ziemlich raisonnable Person.

Wenn Sie meinen Vorwitz nicht unbescheiden finden, sagte Falkenberg, so möchte ich wohl wissen, was für Grillen das sind, welche Sie nicht geneigt scheinen Ihrer eignen Vernunft aufzuopfern?

Das Fräulein schien sich einen Augenblick zu besinnen; zum Beispiel, erwiederte sie mit einer spitzfindig naiven Miene, die ihr unbeschreiblich reizend läßt, nennen Sie das etwa nicht Grille, daß mich zuweilen in ganzem Ernst die Lust anwandelt, mein ganzes Vermögen wegzuschenken oder, wie Madame Scarron-Maintenon, ein deutsches St. Cyr zu stiften?

In der That, mein Fräulein, sagte Falkenberg, Sie sind, denke ich, die Erste, die in ihrer Lage von einer solchen Grille geplagt wird.

Da ich einmal im Beichten bin, fuhr das Fräulein fort, so will ich Ihnen offenherzig bekennen, wie es mit mir ist, und Sie werden finden, daß meine Vernunft mehr Antheil an dieser Grille hat, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich gestehe Ihnen also — und wenn ich dabei erröthe (sie erröthete wirklich bis an die Ohrläppchen), so setzen Sie es nicht auf meine Rechnung, denn in der That ist hier gar kein Grund, warum ein ehrliches Mädchen schamroth werden sollte — Ich gestehe Ihnen also, Herr von Falkenberg, ich werde, wie die Tochter Jephtah's, zu ewiger Beweinung meiner Jungfrauschaft verdammt seyn, wenn ich nicht Mittel finde, um etliche Millionen ärmer zu werden. Denn ich bin unwiderruflich entschlossen, nicht zu heirathen, bis ich gewiß bin, daß der Mann, den ich wähle, nicht meine Millionen, sondern mich selbst liebt; und wie könnte ich je zu dieser Gewißheit kommen, solange ich solche Gewichte an mir hängen habe?

Ich begreife diese Wirkung Ihres Zartgefühls um so leichter, sagte Falkenberg, da ich von einer ähnlichen Grille, wenn Sie es so nennen wollen, besessen bin. Ich bin zwar für einen jungen Mann meines Standes nicht reich; aber eher würde ich, wie Diogenes und Menippus, von Wolfsbohnen und Wurzeln leben, als eine Frau mit großem Vermögen heirathen, wenn sie gleich so liebenswürdig wäre, daß ich mich durch den Besitz ihrer Person für den glücklichsten aller Sterblichen halten müßte.

„Ist dieß Ihr Ernst, Herr von Falkenberg?"

Sie würden keinen Augenblick daran zweifeln, wenn ich die Ehre hätte, näher von Ihnen gekannt zu seyn.

„Wären Sie vielleicht nicht abgeneigt, diese Ehre zu haben?“ sagte sie mit der besagten Miene, mit welcher sie einem Manne das Herz (vorausgesetzt, daß er eines hat) so sicher und unvermerkt wegstiehlt, daß er keine Zeit hat, sich in Acht zu nehmen.

Ich würde stolz darauf seyn, sagte Falkenberg, wenn Sie mir erlaubten, mich um Ihre Freundschaft zu bewerben.

„Wenn dieß, wie ich mir schmeichle, keine Höflichkeitsformel ist“ —

Es ist das reine Gefühl meines Herzens.

„Ich glaube Ihnen; und in der That, wenn jemals ein Mann von sechs oder acht und zwanzig, wie Sie zu seyn scheinen, und ein Mädchen von ein und zwanzig, wie Ihre Dienerin, durch Sympathie der Sinnesart und ein gewisses Einverständniß ihrer Sterne, welche sie immer ohne ihr Zuthun zusammen bringen, voraus bestimmt waren, Freunde zu werden — da ihrer Beider Art zu denken ein noch näheres Verhältniß unmöglich macht, so wagen wir, sollt' ich meinen, nichts dabei, wenn wir uns an das einzige halten, das zwischen uns Statt finden kann. Sie gehen nach W., höre ich?“

Und Sie ebenfalls?

„Ein neuer Beweis, daß unsre Sterne wirklich einverstanden sind. Die Pflicht ruft mich zu einem alten unbeweibten Oheim, der im Herbste des Lebens dafür büßen muß, daß er im Frühling zu rasch gelebt hat. Ich werde Alles thun, was ich dem Bruder meiner Mutter schuldig bin, deren Stelle, da sie selbst nicht mehr ist, ich nun zu vertreten habe. Weil mir aber an seiner Erbschaft wenig

gelegen ist, so werde ich mir gleichwohl das Amt einer Wärterin nicht so schwer machen, daß mir nicht noch Zeit und Freiheit, auch für die Gesellschaft zu leben, übrig bleiben sollte. Wir werden also häufige Gelegenheit haben, uns in Gesellschaften und an öffentlichen Orten und, wenn Sie sich mit dem General Löwenfeld (wie mein Oheim sich nennt) bekannt machen wollen, auch in seinem Hause ohne Zwang zu sehen. Ich kann mir selbst nicht verbergen, daß dieß Alles, für die kurze Zeit unsrer Bekanntschaft, ein wenig rasch geht; aber was ist zu thun, wenn man einander auf der Reise, auf einem Jahrmarkt und im Gasthof kennen lernt?"

Ueberdieß, sagte Falkenberg, bin ich, seitdem mich mein guter Genius vor die Bude zu Erlebach geführt hat, sehr geneigt zu glauben, daß die Freundschaft nicht weniger ihre Blitzschläge hat, als die Liebe, und daß es sich eben so gut auf den ersten Blick entscheidet, ob zwei Personen Freunde seyn, als ob sie sich in einander verlieben werden.

„Ich sehe in der That nicht, versetzte das Fräulein, warum die Art von Sympathie, die sich zu Freundschaft entfaltet, ihr Daseyn nicht eben so schnell offenbaren sollte, als jene, an der die Liebe sich entzündet. Für einen künftigen Liebhaber hätte ich Sie auf den ersten Blick vielleicht zu kalt gefunden; für einen Freund sind Sie gerade, was ich wünsche."

Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein, sagte Falkenberg lachend, daß der kalte Liebhaber am Ende nicht als ein zu warmer Freund befunden werde!

„Halb und halb läßt sich so etwas selbst dem Besten unter euch zutrauen, erwiederte Fräulein Haldenstein in gleichem

Tone; aber ich stehe für alle Zufälle. Ihre Freundschaft ist mir zu werth, als daß ich nicht alle mögliche Sorge tragen sollte, sie mir rein und unverfälscht zu erhalten."

Doch, es ist Zeit, meine Damen und Herren, sagte der Erzähler, dem Gespräch der beiden Personen meines Duodrama's, wenn es auch noch länger gedauert haben sollte, ein Ende zu machen.

Ich habe Sie hinlänglich in das Innre derselben blicken lassen, um zu wissen, wessen Sie sich zu ihnen versehen können; und ich werde nun in meiner Erzählung desto rascher fortfahren, da ich Ihnen nichts als sehr natürliche Begebenheiten und Erfolge zu erzählen habe.

Falkenberg, dessen Reiseplan einigen Aufenthalt zu M. und R. erforderte, langte etliche Wochen später zu W. an, als Fräulein Haldenstein, und ihre einverstandenen Sterne ermangelten nicht, die neuen Freunde sehr bald wieder zusammen zu bringen. Der Baron machte die Bekanntschaft des Oheims, der, von Gicht und Podagra auf seinem Canapee gefesselt, immer zu Hause anzutreffen war und über keine zu große Menge lästiger Besuche zu klagen hatte. Der alte General sprach, wie alle seines gleichen, gern von seinen Thaten, und Falkenberg, der im letzten Krieg in Italien einen Feldzug als Freiwilliger mitgemacht hatte, wußte ihm so mancherlei Anlässe dazu zu geben und hörte ihm so gefällig und theilnehmend zu, daß er unvermerkt eine Art von Günstling des alten Herrn wurde. Er konnte so oft kommen, als er wollte, und der General, weit entfernt, sich an das gute Vernehmen zwischen ihm und seiner Nichte zu stoßen,

pflegte sie öfters mit ihrer beiderseitigen Kaltblütigkeit aufzuziehen und Falkenbergen mit dem Salamander zu vergleichen, der mitten im Feuer unversehrt leben könne.

Daß dieß im buchstäblichen Sinne der Fall bei ihm war, möchte ich nicht behaupten; gewiß ist indessen, daß er den ganzen Winter durch, wo er das Fräulein beinahe täglich sah, sich ohne sonderlichen Abbruch seiner Eßlust und seines Schlafs in den Gränzen, die er sich gezogen hatte, hielt und nicht wenig mit sich selbst zufrieden war, daß er einen seiner Lieblingssätze, „daß wahre Liebe keine Leidenschaft, sondern bloß das reine und ruhige Verhältniß zweier von der Natur zusammengestimmter Gemüther sey," durch sein Beispiel so trefflich bestätige. Inzwischen machte er sich häufige Verdienste um Fräulein Haldenstein, brachte ihre weitläufigen Angelegenheiten in bessere Ordnung, betrieb und beendigte einige Processe, die sie vernachlässigt hatte, und fand sich für Alles, was er für seine Freundin that, durch das Vergnügen, so er sich daraus machte, und von ihrer Seite durch einen auszeichnenden Blick oder einen leisen Händedruck reichlich belohnt und glücklicher, als die schönsten und gefälligsten unter den ziemlich zahlreichen Damen, die sich seine Eroberung angelegen seyn ließen, ihn durch den höchsten Preis, den sie darauf setzten, hätten machen können.

Was das Fräulein betrifft, so muß ich gestehen, sie that ihr Möglichstes, ihm die Liebe ohne Leidenschaft, wozu er sich gegen sich selbst und gegen sie verbindlich gemacht hatte, zu erschweren. Nicht daß sie sich dabei irgend einer von

den verführerischen Künsten bedient hätte, die von mancher Andern mit eben so wenig Erfolg als Bedenklichkeit an ihn verschwendet wurden; aber sie war so liebenswürdig, daß es ihm immer schwerer und zuletzt beinahe unmöglich wurde, ihr zu verbergen, was er sich selbst nicht länger verheimlichen konnte. Es kam endlich so weit mit ihm, daß er sich geneigt fühlte, sich eines thörichten Stolzes anzuklagen, daß er bei ihrer ersten Unterredung zu A. das Geständniß der Ursache, warum sie vermuthlich immer unvermählt werde bleiben müssen, mit der impertinenten Versicherung erwiedert hatte, deren wir uns vermuthlich noch ganz wohl erinnern. Aber das fatale Wort war nun einmal über seine Lippen gesprungen, und eben derselbe Stolz, der ihn zu jener Erklärung getrieben hatte, zwang ihn jetzt, eine Rolle fortzuspielen, die er, der zum Schauspieler nicht geboren war, eben darum schlecht spielte, weil sie nicht mehr seine eigene war.

Die Damen haben, bekannter Maßen, einen ihrem Geschlecht eignen Sinn, Alles, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht, und sein jedesmaliges wahres Verhältniß zu ihnen auszuspähen, wenn er es auch unter einer siebenfältigen Hülle zu verbergen suchen wollte. Julie Haldenstein hatte nicht die Hälfte des ihrigen vonnöthen, um zu sehen, welche Gewalt der arme Falkenberg sich anthun mußte, um ihr nicht, so oft sie sich einen Augenblick allein mit ihm befand, zu Füßen fallen und zu bekennen, daß er alle Hoffnung, ohne sie glücklich zu seyn, abgeschworen habe und, ihren Millionen zu Trotz, bereit sey, sich auf der Stelle mit ihr trauen zu lassen, wofern sie sich entschließen könne, von

sich selbst und ihm die gute Meinung zu haben, daß er ihr eben denselben Antrag thun würde, wenn sie (nach dem bekannten edeln Ausdrnck der Engländer) nicht einen Heller werth wäre.

Was ihr verschwiegenes Herz bei diesem Geständniß, das sie jetzt nur zu oft in seinen Augen las, empfand oder nicht empfand, beruht auf bloßen Vermuthungen: das Gewisse ist, daß, wofern etwas der Liebe Aehnliches sich in ihrem Busen regte, es nur die Liebe ohne Leidenschaft seyn mußte, welcher der arme Falkenberg, zur Schande seiner eignen Theorie, täglich immer ungetreuer wurde. Sie stellte sich, als ob sie seine Ungleichheiten, Launen, halb erstickten Seufzer und andere Malzeichen einer übel verhehlten Liebe nicht gewahr würde, und änderte an der Offenheit ihres Betragens so wenig, daß sie vielmehr die achtungsvolle und beinahe zärtliche Aufmerksamkeit zu verdoppeln schien, womit sie ihn, als ihren erklärten Freund, vor ihren erklärten Anbetern auszeichnend begünstigte.

Unter den letzten befanden sich drei oder vier Herren von Stande und sogar ein italienischer Fürstensohn, welche sich in die Wette beeiferten, der heftigen Zuneigung, die sie zu ihren Millionen trugen, die Miene zu geben, als ob sie ausschließlich auf ihre Person gerichtet sey. Der Oheim Löwenfeld hatte zwanzig Ursachen, wovon er die stärksten in petto behielt, warum er keinem Italiener hold seyn konnte; aber unter den Uebrigen war ein junger Graf, welcher Mittel gefunden hatte, Falkenbergen unvermerkt aus dem ersten Platz in seiner Gunst zu verdrängen; denn er hatte zwei

Feldzügen in Italien beigewohnt, hatte fünf oder sechs Schlachten verlieren helfen, machte (was Falkenberg nicht that) alle Abende die Partie des Generals im Trictrac und hörte seinen Erzählungen noch aufmerksamer zu, als jener. Der alte Herr glaubte für so viele Gefälligkeiten nicht weniger thun zu können, als die Ansprüche des Grafen mit aller Ungeduld eines podagrischen Oheims, von welchem viel zu erben ist, zu unterstützen; aber, da die Nichte unabhängig war und so wenig Absichten auf seine Erbschaft hatte, daß sie ihm vielmehr täglich anlag, sich zur Pflege seines Alters und Podagra's eine junge Gemahlin mit seinem Gelde zu erkaufen: so kamen die Angelegenheiten des Grafen um keinen Schritt vorwärts, und Falkenberg hatte wenigstens den Trost, daß keiner seiner Nebenbuhler glücklicher war, als er selbst.

Inzwischen hatte sich etwas zugetragen, dessen ein weniger stolzer Mann als Falkenberg sich vermuthlich bei Julien zu seinem Vortheil bedient haben würde. Er war, wiewohl ganz gegen seine Absicht und beinahe ohne daß er wußte, wie er dazu kam, so glücklich gewesen, die Neigung einer der reichsten Erbinnen in den *** Staaten zu gewinnen. Sie war noch um ein Beträchtliches reicher, als Julie Haldenstein, überdieß an Gestalt, Bildung und Talenten eines der ausgezeichnetsten Mädchen am ganzen Donaustrom. Falkenberg würde sich ohne Zweifel in einer andern Lage stark versucht gefühlt haben, seine Maxime einem so glänzenden Glück aufzuopfern; in der seinigen bedachte er sich keinen Augenblick; und da die Sache durch die Hände verständiger

Mittelspersonen ging, fiel es ihm nicht schwer, den Antrag mit der zartesten Schonung der jungen Dame und ihrer Familie abzulehnen.

Daß Falkenberg weder Julien, noch irgend einem Andern das Geringste von diesem Geheimniß merken ließ, bedarf wohl keiner Versicherung; aber, ob es gleich nie zur Kenntniß des Publicums kam, so konnte es doch vor dem Fräulein Haldenstein nicht so verborgen bleiben, daß sie sich von diesem unzweideutigen Beweise des hohen Werths, worin sie bei ihrem stolzen Freunde stand, nicht völlig hätte gewiß machen können. Eine Vertraute, die das Geheimniß gegen alle Welt, nur nicht gegen Julien zu bewahren wußte, entdeckte ihr Alles, was ihr von der Sache bekannt war, und leistete ihr und Falkenbergen dadurch, ohne es zu wissen, einen Dienst von der größten Wichtigkeit. Denn die schöne Haldenstein schob es nicht länger als bis zum nächsten Morgen auf, der Pein ihres Freundes ein Ende zu machen. Sie traf Anstalt, daß sie eine Stunde mit ihm allein seyn konnte, und es erfolgte nun zwischen ihnen ein zweites Gespräch unter vier Augen, welches ich, da es die Entknotigung meiner Geschichte herbeiführt, meinen gefälligen Zuhörern nicht vorenthalten darf.

„Sie sind seit einiger Zeit nicht, wie ehemals, Falkenberg — es ist, als ob ein drückendes Geheimniß auf Ihrem Herzen läge —"

Ein Geheimniß, Julie? — stotterte Falkenberg, die Farbe wechselnd — ein Geheimniß — vor Ihnen, meine Freundin?

„Wenn es mir keines ist, so haben Sie wenigstens keine Schuld daran. Aber beruhigen Sie sich. Ihr Geheimniß ist es nicht, wovon ich mit ihnen sprechen wollte. Ich habe Ihnen einen Antrag zu thun. Eine meiner Freundinnen hat so viel Geld, daß sie nicht weiß, was sie damit anfangen soll. Könnten Sie sich wohl mir zu Liebe entschließen, ihr Vermögen in Verwaltung zu nehmen und im Namen der Eigenthümerin jeden schönen und guten Gebrauch davon zu machen, wozu Ihr Kopf, Ihr Herz und Ihr Geschmack Ihnen die Anleitung geben wird? Noch mehr. Das Mädchen hätte gern einen Mann, aber freilich einen sehr edeln, sehr liebenswürdigen. Nun ist ihr aber im Vertrauen gesteckt worden, daß Sie, lieber Falkenberg, vor kurzem eine der reichsten Partien im Lande ausgeschlagen haben. Dieß macht das arme reiche Mädchen schüchtern. Wenn ich Ihnen indessen sage, daß meine Freundin mir so ähnlich ist, als ob sie mir aus den Augen geschnitten wäre —"

Julie, Sie ängstigen mich — stammelte Falkenberg mit einer Beklemmung, die ihn kaum athmen ließ.

„Daß sie Julie heißt, wie ich — daß sie — mit einem Wort, daß sie — ich selbst ist?"

Liebenswürdigste aller Sterblichen, rief Falkenberg außer sich, was kann ich Ihnen antworten?

„Hören Sie mich ruhig an, Falkenberg. Sie haben sich Wort gehalten; Sie haben bewiesen, daß sie über gemeinen Eigennutz erhaben sind. Zeigen Sie mir nun auch, daß Sie sich eben so leicht über kleinlichen Stolz und Eigensinn erheben können. Sie lieben mich — warum wollten Sie sich selbst

versagen, glücklich zu seyn? — Ich bin kein leidenschaftliches Wesen; ich brause nie auf, gerathe nie in Flammen, schwärme nie; aber ich bin der wahrsten, zartesten, beständigsten Liebe fähig. In Allem diesem, denk' ich, sind wir einander ähnlich genug, um ganz artig zusammen zu passen. Ich bin entschlossen, das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu stellen — wollen, können Sie sich entschließen, mir auch das Ihrige anzuvertrauen?"

Was Falkenberg antwortete, und mit welchem Feuer, welcher Innigkeit er es that, sagt Jedem von Ihnen sein eigenes Herz.

Julie hatte nicht vergessen, ihren Oheim auf diesen Ausgang vorzubereiten; und da sie Alles über ihn vermochte, kostete es wenig Mühe, ihn mit dem Glücke seines ehemaligen Günstlings auszusöhnen. Das Fräulein weilte nun nicht länger zu W. Sie erinnerte sich der Freundin, deren Verlöbniß sie in A. hatte begehen helfen, und die sich jetzt mit ihrem Gemahl auf einem Gute befand, das nicht weit von einem der ihrigen entlegen war, und eilte zu ihr, um mit ihrer Beihülfe einen mit Falkenberg abgeredeten Plan auszuführen, den sie aus Gefälligkeit gegen ihn entworfen hatte. Falkenberg gehört nämlich, wie gesagt, einer Familie an, die nicht mit Unrecht auf ihren Namen und auf ihr Geschlechtsregister stolz ist. Er hatte mit allen Gliedern derselben immer im besten Vernehmen gelebt, und, ob er gleich unabhängig und überdieß aus einem jüngern Zweig entsprossen ist, so machte er sich's doch zur Pflicht, den Schritt, den er zu thun im Begriff war, nicht ohne ihre Beistimmung

zu thun, wenn diese anders, wie er hoffte, mit guter Art zu erhalten wäre.

Da der Erzähler hier ein wenig inne hielt, sagte Frau von P.: „Ich dächte, wenn diese Familie ihren Stammbaum auch bis auf einen der zwölf Pairs Kaiser Karls des Großen hinauf führte, sie könnte sehr zufrieden seyn, eine Person wie Fräulein von Haldenstein in denselben eingeimpft zu sehen." Die ganze Gesellschaft, selbst den alten Baron nicht ausgenommen, stimmte einhellig dem Ausspruch seiner edeldenkenden Gemahlin bei.

Wenn dieß ist, sagte Falkenberg, sich gegen Frau von P. und die ganze Gesellschaft verbeugend, was sollte mich länger verhindern, zu gestehen, daß ich Ihnen unter dem angenommenen Namen Falkenberg meine eigene Geschichte erzählt habe?

Und ich, sagte Nadine, indem sie aufstand und sich dem Herrn und der Frau des Hauses mit Ehrerbietung näherte, darf ich es wagen, Ihnen diese Julie Haldenstein darzustellen, welche unter dem erdichteten Namen Nadine von Thalheim so gütig von Ihnen aufgenommen wurde? und darf ich mir schmeicheln, für diese unschuldige Hinterlist Ihre Verzeihung zu erhalten und durch Entdeckung meines eigenen Namens nichts von Ihrer Gewogenheit verloren zu haben?

Die angenehme Ueberraschung aller Anwesenden und der schöne Tumult von Ausbrüchen der lebhaftesten Freude, Umarmungen, Glückwünschen und wechselseitigen Liebeserklärungen gehört unter die dramatischen Scenen, denen auch

die beste Beschreibung ihren Reiz benimmt. Der fernere Erfolg dieser Geschichte liegt außerhalb des Hexamerons von Rosenhain; und da das Schicksal sein Möglichstes für die Hauptpersonen des Stücks gethan hat, so können wir, falls sie uns einiges Wohlwollen eingeflößt haben sollten, ziemlich gewiß seyn, daß die Schuld nur an ihnen selbst liegen müßte, wenn sie mit ihrem Lose nicht zufrieden wären.

Anmerkungen.

Nachlaß des Diogenes.

S. I. Z. 11. Zu unterhalten — Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daß seit den fünf und zwanzig Jahren, da alles hier Gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist (so wie in S. überhaupt), die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daß es dem inquisitivsten Reisenden unmöglich seyn würde, das ehemalige Urbild von dem hier aufgestellten Gemälde ausfindig zu machen Anm. vom Jahre 1795. W.

S. V. Z. 4. Febronius — Der durch Gelehrsamkeit und Tugend gleich achtungswürdige triersche Weihbischof, Johann Nikolaus von Hontheim, gab i. J. 1763 unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius ein Werk heraus über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, durch welches Werk das Ansehen der römischen Hierarchie einen gewaltigen Stoß erlitt. S. über ihn Schlichtegrolls Nekrolog 1790. 91.

S. X. Z. 16. Weltbürgers zuschreibt — Ἀγε, Διογενης δ' ουκ ἐφιλει οὐδενα; ὁς οὑτως ἡμερος ἠν και φιλανθρωπος, etc. — δια τουτο πασα γη πατρις ἠν ἐκεινῳ μονῳ, ἐξαιρετος δ' οὐδεμια, etc. Arrian. L. III. c. 24. p. m. 382. — W. Wie, Diogenes habe Niemanden geliebt? Er, der so mild und menschenfreundlich war? — — Ihm war die ganze Erde Vaterland, kein auserwähltes.

S. X. Z. 23. Thersites — war der häßlichste von allen Griechen in dem Heere vor Troja.

S. 2. Z. 15. Argonauten ihre Säle behängen — Wir können es keinem Kenner der griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Echtheit dieser Stelle zweifelt. Freilich ist es nicht die einzige in diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaß gibt. — Aber desto schlimmer! werden die Kenner sagen. W. (Unter den neuen Argonauten sind die seefahrenden Kaufleute zu verstehen, die, nach der Stelle im Text, Gold aus seidenen Stoffen gewinnen. Darin eben liegt der Zweifel, ob diese Stelle so alt sey, als Diogenes, weil man zu dessen Zeit noch keine solche Stoffe aus China holte.)

S. 9. Z. 21. Kraneon — (Kráneion), ein Hain vor Korinth, wo sich Diogenes aufzuhalten pflegte.

S. 10. Z. 14. Misogyn — Weiberhasser.

S. 13. Z. 14. Anubis — Eine ägyptische Gottheit (Mercur), die in Menschengestalt mit dem Kopf eines Hundes dargestellt wurde.

S. 14. Z. 12. Gärten des Alcinous — Sind bekannt aus der Schilderung Homers in der Odyssee; — die Hesperiden, die Töchter des Hesperus oder des Atlas und der Hesperis, bewohnten schöne Gärten mit Goldfrüchten (Orangen), die von einem furchtbaren Drachen bewacht wurden. Vergl. Bd. 3. S. 291.

S. 15. Z. 5. Tissaphernes — Ein Satrap des Königs von Persien.

S. 17. Z. 26. Fünfzig Minen — Sechzig Minen machten ein attisches Talent, dessen Betrag man, in runder Summe, für zwölfhundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann. W.

S. 22. Z. 20. Vier attische Talente — Betragen nach unserm Gelde 5125 Rthlr.

S. 25. Z. 28. Ajax — des Oileus Sohn, dürfte hier wohl mit Ajax, Telamons Sohne, verwechselt seyn, welcher, weil ihm des Achilles Waffen nicht zuerkannt worden, in Raserei verfiel und am Ende sich in sein eigenes Schwert stürzte. Doch hat auch der andere Ajax manche That begangen, die nur einem Rasenden verzeihlich ist.

S. 28. Z. 6. Täfelchen — Parrhasius — pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens. Plin. Hist. Nat. L. 35. W.

S. 29. Z. 13. Amphiktyonen — Hießen die Abgeordneten der griechischen Staaten, welche sich jährlich bei Delphi versammelten und einen völkerrechtlichen Gerichtshof bildeten.

S. 29. Z. 19. Keramikos — Dieses Namens gab es zwei Plätze zu Athen, einen innerhalb der Stadt, welcher mit Tempeln, Theatern, bedeckten Gängen u. s. w. verziert war, und einen andern in der Vorstadt

mit der Akademie und andern Gebäuden. Jener entspricht den Tuilerien, auch seiner früheren Bestimmung nach, als Töpferplatz.

S. 43. Z. 1. Die Schellenkappe — des Diogenes ist wohl einer der größten von den Fehlern gegen die Zeitrechnung, deren Wieland oben selbst gedachte.

S. 47. Z. 11. Daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde — Die Leser Lucians werden sich erinnern, wem diese Stelle zugehört. W.

S. 65. Z. 14. Akademie — statt der Akademiker, wie sich die Nachfolger Platons nach dem Orte nannten, wo er gelehrt hatte. Aus Verehrung für Platon wurde in neuerer Zeit der Name Akademie höheren Bildungsanstalten und gelehrten Gesellschaften gegeben.

S. 81. Z. 13. Megåra l. Megara.

S. 81. Z. 24. Garamanten — Ein Volk im Innern der africanischen Landschaft Marmarika.

S. 84. Z. 2. Demokritus und Hippokrates — Beide hier als Aerzte genannt. Den ersten haben die Leser genauer aus den Abderiten kennen gelernt.

S. 88. Z. 3. Tiresias — Ein berühmter thebanischer Wahrsager.

S. 93. Z. 7—10. Welche euch von Wesen und Naturen — — Ursachen und Zwecken unterhalten — Diogenes spricht gegen die Speculation über Metaphysik und bezeichnet mit einzelnen Worten mehrer Systeme griechischer Philosophie. Leukippos und Demokritos behaupteten den Ursprung der Welt aus Atomen, d. i. ursprünglichen, nicht mehr theilbaren Körperchen, aus deren Zusammenfügung nachher alles Andere entstanden sey; Empedokles und Anaxagoras nahmen Homöomerien an, d. i. gewisse kleine Partikeln, aus denen die Elemente selbst erst entstanden seyen durch Scheidung des Unähnlichen und Zusammenfügung des Aehnlichen. Die Homöomerien wären also eigentlich Elemente im Kleinen. S. Lucret. de rer. nat. 1, 830—841. — Das Volle und Leere nahmen ebenfalls Leukippos und Demokritos zum Behuf ihres Weltbaues an.

S. 101. Z. 21. Gymnosophisten — S. die Anmerk. zu Agathon Bd. 6.

S. 103. Z. 5. Phönix — Von diesem fabelhaften Vogel erzählt man, daß er bei Annäherung seines Todes sich selbst ein Nest von Myrrhen bereite und in demselben verbrenne, verjüngt aber aus der Asche wieder hervorfliege. Verschieden davon ist die Erzählung bei Herodot 2, 73 und Aelian hist. an.

6, 58. Daß er das Symbol einer chronologischen Periode sey, wird nicht mehr bezweifelt.

S. 109. Z. 27. Auf meinem ulyssischen Ruhebette — d. i. aus Blättern bereiteten. S. Odyssee 5, 475 fgg.

Die Republik des Diogenes.

S. 130. Z. 27. Priester der Mutter Berecynthia — Galli genannt, waren Verschnittene.

S. 141. Z. 1. Büchse der Pandora — Durch deren neugieriges, vorwitziges Oeffnen flatterten, nach einer Dichtung bei Hesiodus, alle darin verschlossen gewesene Uebel über die Welt.

Das Hexameron von Rosenhain.

Der Titel Hexameron ist dem Dekameron des Boccaccio nachgebildet. Wie diese Novellensammlung ihren griechischen Namen von den zehn Personen hat, die sich zehn Tage lang gegenseitig erzählen, so das Hexameron von den sechs Personen, die sich in sechs Tagen gegenseitig erzählen.

Narcissus und Narcissa.

Sprung vom leukadischen Felsen — Von dem Felsen Leukas auf der Insel Leukadia im jonischen Meere war bei den Griechen die Sage, daß, wenn ein unglücklich Liebender von ihm hinabspringe, er erhalten und von seiner Qual befreit werde. (Ovid. Heroid. 15, 165 fgg.) Die Dichterin Sappho stürzte sich von da hinab.

Gebern, Ghebern, Guebern, bei den Türken Ghiaur, Ungläubige, ist der Schimpfname, womit die Muhamedaner die Anhänger der alten Religion Zoroasters (Zerdusht) belegen, die aber trotz aller Verfolgung und Hohnes ihrer Lehre treu bleiben. Parsen heißen sie von Pars, Persien, wo ehedem ihre Religion die herrschende des Landes war.

Daphnidion.

Thessalien war im Alterthum berüchtigt wegen der Zauberkünste, die dort getrieben wurden.

Gräen — Alte Weiber, hießen in der griechischen Mythologie die Töchter des Phorkys und der Keto, weil sie von Geburt graue Haare hatten.

Aline und ihr Widder — In den Mährchen des Grafen Hamilton.

Orpheus und Pentheus — Jener wurde von den thracischen Frauen, dieser von seiner eigenen Mutter und Schwester in bacchischer Wuth zerrissen.

Die Novelle ohne Titel.

Dschinnistan — Sammlung persischer Feenmährchen.

Arkadien der Gräfin Pembroke — Der Titel dieses Werkes: the Countess of Pembroke's Arcadia, hat mehrere Literatoren zu der Behauptung verführt, diesen Schäferroman für ein Werk der Gräfin von Pembroke auszugeben. Der Verfasser desselben aber ist ihr Bruder, der ruhmwürdige Philipp Sidney (geb. 1554, gest. 1586), und das Werk ist seiner Schwester nur gewidmet.

Fräulein von Lussan — Wahrscheinlich die natürliche Tochter des Prinzen Eugen von Savoyen, geb. 1682, gest. 1758, war aus ökonomischen Umständen zur Vielschreiberei genöthigt, und darum vervielfältigte sie gern die Bände. Unter ihren vielen Schriften zeichnete man aus les Veilles de Thessalie.

Verfasserin der Clelia ist die schon mehrmals genannte Fräulein v. Scudery.

Hidalgo — Edelmann, von niederem Adel.

Corregidor — In Spanien und Portugal der Stadt- oder Polizei-Richter.

d'Arnaud de Baculard — (geb. zu Paris 1718, gest. daselbst 1805), der eine Zeit lang mit Friedrich dem Großen in literarischem Verkehr stand und mehrere Jahre theils in Berlin, theils in Dresden lebte, war ein sehr fruchtbarer erzählender Schriftsteller. Seine Epreuves du sentiment, Delassemens de l'homme sensible u. a. sind auch unter uns durch die Uebersetzungen von Meißner und A. bekannt. Seine Erzählungen haben durchaus etwas Düsteres, aber viel Wärme.

Assonanzen auf U — Assonanz nennt man die Einheit der Vocale in verschiedenen Wörtern. Da die Vocale eine natürliche Tonleiter des Menschen bilden, und U den tiefsten Ton hat, so drücken Assonanzen auf U etwas Grauenhaftes aus — wie Unkenruf in Teichen.

Freundschaft und Liebe auf der Probe.

Jupiters goldene Kette — Zu Anfange des 8ten Gesanges der Ilias redet Jupiter die versammelten Götter so an:

Auf, wohlan, ihr Götter, versucht's, daß ihr all' es erkennet,
(— — wie weit ich der mächtigste sey vor den Göttern)
Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel;
Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie sehr ihr rängt in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernst' es gefiele zu ziehen;
Selbst mit der Erd' euch zög' ich empor und selbst mit dem Meere;
Und die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos
Bänd' ich fest, daß schwebend das Weltall hing' in der Höhe.

Kandaules — König zu Sardes, hielt seine Gemahlin für die schönste Frau und war nicht zufrieden, hievon allein überzeugt zu seyn, sondern wollte auch seinen Liebling Gyges davon überzeugen. Er verschaffte diesem daher Gelegenheit, sie beim Entkleiden im Schlafzimmer zu sehen, was ihm nicht weniger kostete, als Gemahlin, Thron und Leben.

Giafar — Harun al Raschid liebte seine Schwester Abassah mit Leidenschaft und vermählte sie nur darum an seinen geliebten Freund Giafar, um sich während der Zeit, die er bei diesem zubrachte, von jener nicht trennen zu dürfen. Die Bedingung dieser Ehe war, daß die Vermählten nie — Eheleute seyn und nur in seiner Gegenwart mit einander umgehen sollten.

Die Liebe ohne Leidenschaft.

Herme heißt eine solche Büste, bei welcher der Kopf auf einem langen viereckten Stamm oder einer Säule aufsteht.

Prädicabilien — Beschaffenheiten und Eigenschaften, die sich von einem Gegenstande aussagen lassen.

Scarron=Maintenon — Die schöne und achtungswürdige Gattin des mißgestalteten Dichters Scarron wurde nach dessen Tode Erzieherin der Kinder, welche Ludwig XIV. mit Frau von Montespan erzeugt hatte. Der König, anfangs ihr abgeneigt, fing an, sie zu achten, und liebte sie endlich. Sie, die im Gefängniß geboren war, wurde im J. 1685 die Gemahlin des damals mächtigsten Monarchen, ohne glücklicher zu werden, als in ihrer freudelosen Jugend. Nur im Beglücken fand sie Trost, und diesen verschaffte sie sich auch durch die Stiftung von St. Cyr. In dieser, eine Stunde von Versailles entfernten, Abtei gründete sie eine Anstalt daselbst, worin 300 junge Mädchen von Stande unentgeltlich erzogen und unterrichtet wurden, deren jede bei ihrem Austritt 1000 Thaler Ausstattung erhielt. Nach Ludwigs Tode zog sie selbst dahin und starb daselbst im J. 1719.

Wieland, Christoph Martin,

C.M. Wielands Sämmtliche Werke

Bd.: 19

Leipzig 1839

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 425-19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342216-5
VD18 12428973-001